2

# Reise

in das

# Milliardenreich.

Von

**Victor Tissot.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Zweiter Theil:

**Berlin und die Berliner.**

Bern.
Druck und Kommissionsverlag von Heinrich Körber.
1875.

## I.

# Von Leipzig nach Berlin.

„Kommen Sie weder zur Abend= noch Nachtzeit hier an. Nichts ist weniger zuverlässig als die Berliner Kutscher; wenn sie merken, daß Sie die Stadt nicht kennen, werden sie Sie nach irgend einer abgelegenen Vorstadtgasse fahren, wo Ihnen Börse und Gepäck abgenommen werden. Dieß wiederholt sich seit der neuen Aera so oft, daß es in den Zeitungen der Hauptstadt stereotyp geworden ist."

So endete der Brief, den einer meiner Freunde, Korrespondent einer englischen Zeitung, der seit drei Jahren in Berlin ist, an mich nach Leipzig sandte, als ich gerade im Begriff war, zu ihm zu reisen. Der Ruf der Kutscher am Spreestrande war bereits zu mir gedrungen, doch glaubte ich, daß sie ihre Raubgelüste gegenüber dem starken Geschlecht fahren ließen.*) Der

*) Was den Droschkenkutscher gefährlich macht, schrieb im Jahre 1865 Hr. W. Reymodd, das ist sein verliebtes Temperament. Eines Tages „ladet" einer derselben, bei Ankunft eines Bahnzuges, eine hübsche, junge Fremde, die ihm mit schüchterner Stimme eine Adresse zuruft. Der Wagen setzt sich in Bewegung, fährt durch eine Vorstadt und dann in einen Wald, den „Thiergarten", in welchen er immer tiefer und tiefer hineinfährt. Die junge Reisende kann sich diese große Stadt nicht erklären; die denn doch zu viel Promenaden und laubumrankte Schattenplätze hat. Plötzlich hält der Wagen, der Kutscher verläßt seinen Sitz

Rath war jedenfalls leicht zu befolgen; mit dem Vortheile, sein Geld sicher in der Tasche zu behalten, verband er den andern, ganz bequem von neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags diese Mark Brandenburg, ebenso berühmt wie die römische Campagna, betrachten zu können.

Auf die grünen Wiesen folgt bald die sandige Ebene. Ich wüßte nichts Traurigeres, Oederes. Keine Dörfer, kein Landleben, keine Fuhrwerke, umgeben von heitern Landleuten, wohl aber die Stille und Starrheit des Todes, hier und dort nur einige elende Hütten, welche wie alte Bettelweiber um einen Kirchthurm gruppirt sind, der selber einer Ruine gleicht; Sanddünen wie am Meeresufer. Ferner Reihen von verkommenen Nadelhölzern, deren knorrige Wurzeln aus dem Boden gleich Schlangen herausragen. In den Niederungen Tümpel voll grünlichen Sumpfwassers, an deren Rande zwei oder drei Kühe, magerer als die, welche Pharao im Traume gesehen, die Paar Grashalme abweiden. Nirgends ein menschliches Wesen, nirgends ein Vogel. Eine einzige Blume wächst in dieser Einöde: die Klatschrose — man glaubt Blutflecken zu sehen.

Der Himmel stimmt vollständig mit dieser traurigen Landschaft überein: grau und schwer gleicht er einem Grabstein.

Und doch verpflanzten hieher die Hohenzollern ihren Stammbaum. Anfangs war die Eiche, deren Zweige heute ganz Deutschland beschatten, ein erbärmlicher Strauch. Sigismund von Sachsen, der sich der Gegend bemächtigt hatte, übergab sie einem seiner

---

bindet seine Pferde an einen Baum, öffnet den Wagenschlag und bietet der jungen Dame seinen Arm, um sie in's Gebüsch zu führen. — Hülfe, Hülfe! schreit die Ueberraschte. — Schreien Sie nur nicht, sagte höflich der Kutscher; ich habe durchaus nicht die Absicht, Ihnen ein Leid anzuthun; da Sie mir jedoch gefallen, möchte ich einen Kuß von Ihnen haben. Weiter nichts! — Sie mußte wohl oder übel nachgeben. Nach erhaltenem Kuß besteigt der Kutscher wieder den Bock und fährt gewissenhaft das junge Mädchen an die aufgegebene Adresse.

Verwandten in Nürnberg, benannt von Hohenzollern, als Pfand für eine von ihm geliehene Summe von vierhunderttausend Gulden. Er konnte die Schuld nicht abtragen und bei seinem Tode ging die Mark Brandenburg in den Besitz des glücklichen Gläubigers über.

Man kennt die bescheidenen und schwierigen Anfänge dieser Emporkömmlinge. Friedrich IV. besaß, um die Edelleute, welche ihm nicht huldigen wollten, zu bekriegen, nur ein altes Geschütz, das er „seine faule Grete" nannte. Friedrich II. sagte von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten: „Er war ein Fürst ohne Land, ein Kurfürst ohne Macht, ein Verbündeter ohne Heer." Durch Gewandtheit, Intriguen, Sparsamkeit, Ausdauer machte er die Unordnung wieder gut, welche die Regierung seines Vaters bezeichnet hatte, er bereitete die Wege zur künftigen Größe seines Hauses vor, er brachte in diesen politischen und militärischen Apparat, welcher den Namen preußische Monarchie dereinst tragen sollte, das nöthige Räderwerk, um ihn in regelmäßigem Gange zu erhalten. Seine Nachfolger fanden eine vorzügliche Armee vor, wohlgefüllte Staatskassen, eine Legion musterhaft abgerichteter Beamten, welche gehorchten, wie die Meute der Pfeife des Jägers. In den Sümpfen der Spree und der Havel versteckt, lauerten diese Raubkönige stets auf eine günstige Gelegenheit und brachen nur hervor, wenn ihre Beute sicher war. Sie nahmen Schlesien, Polen; ihre Krallen wußten immer etwas festzuhalten, nie schlossen sie sich beuteleer. Meister in der Verwaltung, hielten sie ihr Budget durch sonderbare Steuern auf Schuhe, Hüte und Perrücken im Gleichgewicht. Sie regulirten die Ausgaben ihres Haushaltes besser, als es Harpagon*) gekonnt hätte. Ihre Töchter heiratheten ohne Mitgift und kleideten sich in Wolle. Der Hof lebte von Rauchfleisch und magerem Kohl. Beamte des Fiskus, welche nicht genügend Rechnung ablegten, wurden auf öffentlichem Platze

*) Name des Geizigen in Molière's Lustspiel.

ausgepeitscht. Dieses mit so schmutzigem Geize verwaltete Geld diente zur Erstellung neuer Regimenter, Straßen anzulegen, Sümpfe auszutrocknen, Kanäle zu graben, um dem undankbaren und unfruchtbaren Boden die nöthige Nahrung für die, welche sich dort heimisch gemacht hatten, abzuringen.

Je mehr man sich Berlin nähert, je mehr werden jene unausgesetzten Anstrengungen des Menschen gegenüber der Natur, jener ausdauernde Eifer, ihren Widerstand zu überwinden, jene fortschreitenden Eroberungen durch die Arbeit sichtbar. Man bemerkt einige den Oasen in der Wüste gleichende bebaute Strecken. Obstbäume mit kränkelndem Laube stehen wie lange gelbe Wachskerzen um kleine, niedrige, einstöckige Häuser. Eine Heerde Gänse, unter der Obhut eines ungekämmten, in Lumpen gehüllten kleinen Mädchens, zieht langsam einem Teiche zu, indem sie dem Fluge eines durch das Brausen der Lokomotive aufgescheuchten Storches folgt. Am Horizont drehen drei oder vier Windmühlen ihre dürren Flügel und dahinter, unter einer gewaltigen Rauchwolke, ragt ein Wald von rothen Schornsteinen empor: das ist Berlin.

## II.

# Erster Eindruck.

Wenn man aus dem Waggon steigt, ist das Erste, was dem Reisenden auffällt, die an allen Ecken im Bahnhof angeschlagenen Plakate: „Man hüte sich vor Taschendieben!“

Diese durch die Fürsorge der Polizei auf die Mauern der kaiserlichen Hauptstadt geklebte Etiquette hat etwas Offenes und Naives. Man sagt sich, indem man seinen Ueberrock zuknöpft: „Diese Leute haben den Muth, sich für das auszugeben, was sie sind.“ Ist nicht auch die Bezeichnung „Gensdarmenmarkt“, welche der größte Platz in Berlin trägt, eine Mahnung für den Fremden?

Weder Oktroibeamte, noch Formalitäten betreffend das Gepäck. Der Ein- und Ausgang am Bahnhof ist frei. Schlecht unterhaltene Treppen führen in einen unsauberen Hof, wo Droschken und Lastwagen durcheinander stehen. Zehn Kutscher, mit breiten, messingenen Schildern an den Hüten, winken mir zu. Ich steige auf gut Glück in die nächststehende Droschke. Alle diese Fiaker sind häßlich, abgenutzt und heruntergekommen. Bei jeder Umdrehung der Räder denkt man, die ganze Geschichte müsse aus dem Leime gehen. Es sitzt sich darin ungefähr so bequem, wie auf einem Nadelkissen und man schämt sich, der Bevölkerung in einem so kläglichen, so schmutzigen, von einem asthmatischen Klepper, dem man alle Rippen im Leibe zählen kann, gezogenen Fuhrwerk sich vorzustellen. Die Wagen erster Klasse sind wenig comfortabler und eleganter, der ganze Unterschied besteht in der

Zugabe einer zweiten Mähre, die die andere am Laufen hindert, und in der Abwesenheit des Messingschildes am Hute des Kutschers, wodurch er etwas weniger lächerlich und grotesk aussieht.

Heinrich Heine spricht von der überraschenden und bezaubernden Wirkung, welche Paris auf den Fremden ausübt. Berlin wirkt auch überraschend, aber nicht bezaubernd. Man ist überrascht, daß die Stadt des neuen Reiches, „die Stadt der Intelligenz, die Weltstadt", weniger als Dresden, Frankfurt, Stuttgart und München nach einer Hauptstadt aussieht. Ich rede gar nicht von Wien, welches nur mit Paris zu vergleichen ist. — Es gibt nur eine Kaiserstadt, es gibt nur ein Wien! — Wien ist eine ehrwürdige Matrone, während Berlin nur eine Theaterprinzessin ist, hat ein deutscher Schriftsteller gesagt. Was Berlin der Welt zeigt, ist modern, funkelnagelneu; Alles trägt dort den Stempel jener durch Zufall und über Nacht entstandenen Monarchie, die nur aus Stücken und Fetzen zusammengesetzt ist, jener Gelegenheitsmonarchie, welche mit dem Säbel sich Kleider aus dem Mantel des Nachbars schnitt und welche seit drei Jahrhunderten die Moral der Fabel von der Elster, die sich mit Pfauenfedern schmückte, Lügen straft.

Nichts ist weniger deutsch, im gothischen Sinne genommen, wie er gewöhnlich diesem Worte gegeben wird, als die Physiognomie von Berlin. Die Straßen reihen sich lang und einförmig aneinander; sie sind das Produkt eines souveränen Willens, sie sind wie Kasernen auf Befehl erbaut und nach dem Stock des Korporalkönigs in Reih und Glied gestellt. Hier darf man keine Monumente suchen, welche von der Vergangenheit erzählen und welche die Verkörperung einer Epoche oder einer Kunst wären. Die Begeisterung für das Schöne hat nie das zähe Herz jener rationalistischen und kleinlichen Könige von Preußen höher schlagen lassen. Eine Kanone ist ihnen stets werthvoller als ein Dom erschienen; sie hätten ein halbes Dutzend Raphael'scher Madonnen für einen sechs Fuß langen Grenadier hergegeben. Man spricht

vom „Zeughaus und dem Schloß in Berlin“, wie man in Wien, Köln, Frankfurt, Ulm vom „Dom oder Münster“ spricht. Der Kriegsgott ist in der preußischen Hauptstadt der einzig anerkannte und angebetete. Der donnertragende Adler Jupiters ist stolz an der Garnisonskirche angebracht und die Siegessäule steht auf dem Königsplatze, wie das goldene Kalb im Lager Israels. Das melodische Geläute der christlichen Glocken wird durch den betäubenden Lärm der Trommler und das schrille Pfeifen der Pfeifer ersetzt. Das fröhliche Durcheinander der Arbeit wird durch das Rasseln der Artillerie erstickt. Daher wird man auch, wenn man die schnurgeraden, jedes Volkslebens baaren Straßen durchlaufen hat, wenn man zehn Stunden hindurch nur Säbel, Helme und Federbüsche gesehen, von einer unsäglichen Langeweile befallen, man begreift, warum Berlin, trotz des Glanzes, welchen ihm die letzten Ereignisse verliehen haben, doch nie eine Hauptstadt wie Wien, Paris und London werden wird. Es ist ohne Leben, es ist ein todter Gegenstand: ein von Schildwachen gehüteter Steinhaufen.

Die Spree, welche die Stadt durchfließt, ist ein ekelhafter Fluß, der schwarzen, Miasmen und Pestilenz verbreitenden Schlamm dahinwälzt. „Die Spree, hat ein eingeborener Dichter gesagt, gleicht einem Schwane bei ihrem Eintritte in die Hauptstadt und einer Sau bei ihrem Austritt.“ Die über den Fluß führenden Brücken sind alle hölzern, schwer, massiv, aber fest und weit genug für die hinüberziehenden Regimenter und Kanonen. Der Unterhalt der Straßen würde einem italienischen Flecken zur Schande gereichen. Die Vorstädte sind nicht gepflastert, bei Regenwetter waten Menschen und Vieh in einem Meere von Schlamm. In jenen Stadtvierteln, wo die Bevölkerung wie Ungeziefer wimmelt und in Kellerräumen vegetirt, kennt man keine Trottoirs.

„Unter den Linden“ — das Boulevard des Italiens Berlins — läuft längs des Trottoirs eine tiefe Rinne. Alle Augenblicke kommen dicke Dienstmädchen, groß wie Grenadiere, mit auf=

geschürzten Aermeln und Armen voll großer Sommersprossen, in einer Art von Holzschuhen, worin der nackte Fuß steckt, und leeren dort ihre Eimer voll Spülicht, wobei sie gelegentlich die Vorübergehenden bespritzen. Nachts ersetzen diese Rinnsteine die mangelnden Kloaken und führen das, was in Paris die Compagnie Richer sorgfältig sammelt und in geruchlose Dividende umwandelt, der Spree zu. Mehr als einmal fand man in diesen Rinnsteinen ersoffene Betrunkene.

Mitten in der Stadt gibt's noch einen andern Infektionsherd. Ein ungeheures offenes Reservoir, dessen faule Ausdünstungen die Fliegen auf hundert Schritt tödten. Jede Beschreibung ist unmöglich, man muß sehen, um es zu glauben. Während der drei Sommermonate sind Beamte der Straßenpolizei damit beschäftigt, die Nachbarschaft mit Phenylsäure zu desinfiziren. Schon oft ist davon die Rede gewesen, die Stadt gesunder zu machen, denn die Cholera herrscht dort beständig; aber die städtischen Hülfsquellen sind äußerst beschränkt. Uebrigens beklagt sich das Volk nicht, es scheint sich in dieser gewürzten Atmosphäre zu gefallen. Man hat Hallen erbaut, um jene widerlichen, auf offener Straße abgehaltenen Fleisch- und Fischmärkte abzuschaffen. Die Händler hatten sich darin eingerichtet, da weigerte sich aber die Kundschaft, dorthin zu gehen, und zur Stunde sind die Markthallen Berlins in einen Circus umgewandelt worden.

Die Gerüche Berlins sind nicht geeignet, den Fremden anzuziehen. Sie erwecken nur Uebelkeit, während die Gerüche von Wien und Paris auf abgestumpfte Riechorgane einen gewissen prickelnden Reiz ausüben. Wer schnell in Amerika, Indien, Australien sein Glück machte, kommt oft in beide genannten Städte, um sein Geld auszugeben oder zu genießen. Jene, die in Berlin reich geworden, haben nichts Eiligeres zu thun, als „die große Sandbüchse Brandenburg" zu verlassen. Dieser Mangel an Fremden gibt der Stadt das Aussehen eines Dorfes und den schönsten Läden das Aussehen von Kramläden. „Was wollen

Sie? antwortete mir ein alter Berliner, den ich fragte, warum das Aussehen der Läden im Allgemeinen so traurig sei; — was wollen Sie? In unsern Straßen haben wir keine langen Züge von Engländern, Russen, Spaniern, Amerikanern, Ungarn, wie bei Ihnen. Egypten und die Türkei ruiniren sich unserer Tänzerinnen wegen nicht und unsere zu tollen Streichen aufgelegten Prinzen gehen in's Ausland. Die Fremden verweilen bei uns nicht, sie reisen nur durch, denn bereits nach eintägigem Aufenthalte rufen sie gähnend aus: „Gott, was ist diese Stadt der hohen Intelligenz doch so langweilig!" Und doch existirt in Europa keine Stadt, wo die Zunahme der Bevölkerung einen so mächtigen Aufschwung genommen hätte. Nächst London, Paris und Konstantinopel ist Berlin die volkreichste Hauptstadt. Bei Beginn der großen Revolution zählte man in Paris 800,000 Einwohner und in der Residenz der Könige von Preußen kaum 120,000. Unter der Regierung des großen Kurfürsten waren es nur 20,000. Die Zunahme grenzt an's Wunderbare. Im Jahre 1817 zählte Berlin 188,000 Seelen; 1831: 230,000. Im Zeitraume von zwanzig Jahren vermehrte sich die Bevölkerung um 200,000 Seelen. Im Jahre 1867 wies die Statistik, trotz des Krieges, 702,000 Einwohner nach. Am 31. Dezember 1871 erreichte die Bevölkerung von Berlin die Zahl 828,015 und gegenwärtig ist sie nahe an 850,000.*) Die Städte in Amerika allein bieten Beispiele von so schneller Kolonisation. Mit dem Anschwellen der Fluth nimmt die Stadt zu, es entstehen neue Stadtviertel im Osten und Westen, gar bald sind sie vom Keller bis in den Bodenraum bewohnt, der Strom tritt aus,

---

*) Am 23. Juni 1892 wird die Bevölkerung Deutschlands der von Frankreich gleich sein, sagt Hr. Firk in einem Werke, betitelt: „Die Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs". Von 1867 bis 1871 betrug die Zunahme der Bevölkerung in Deutschland thatsächlich 62 Prozent. Im Jahre 1902 wird, wenn die gegenwärtigen Umstände nicht anders werden, Frankreich nur noch halb so bevölkert wie das deutsche Reich sein.

ganze Familien sind gezwungen, im Freien zu kampiren, und neben der Hauptstadt entsteht eine andere, fremdartige, malerische, wie ihr Name „Barackia", d. i. Barackenstadt, barocke Stadt. Die besser Situirten quartieren sich in ausrangirten Eisenbahnwaggons ein. Kramläden, Bierwirthschaften etabliren sich, die Baracken werden in vier Reihen errichtet, diese Stadt hat ihre Polizei und ihre Nachtwächter. Barackia hat nur einen Sommer hindurch bestanden. Beim Herannahen des Winters hat die Regierung die Sachlage erwogen, die Frauen und Kinder in den Spitälern untergebracht und die Männer, welche wieder in die Hauptstadt zogen, jagten jenem Murger'schen*) Wilde, dem Fünffrankenstück nach. Der Staat hat nicht gezögert, diese gefährlichen Jagdgesellen in Gefängnissen zu interniren.

Unter den 133,693 deutschen Auswanderern, welche nach dem Kriege nach der Kaiserstadt wie nach dem gelobten Milliardenlande gezogen sind, waren nur 3104 mit Familien, die übrigen waren allein und betrugen 130,589 Personen, worunter 35,400 weibliche Individuen, welche sich wie folgt vertheilen: 10,000 Dienstmägde, 20,000 unverheirathete Weibspersonen und 5400 Frauen, welche von ihren Männern geschieden sind.

Die preußische Tugend, welche bereits bedenklich erschüttert war, hat diesem Anprall nicht widerstehen können. Der Feind ist Herr der Stadt geworden. Die Prostitution dringt bis in die Familie, und der Haufe von Gaunern und liederlichem Gesindel, welcher die unterste Schichte der Berliner Bevölkerung ausmacht, veranlaßte ein offiziöses Blatt zu nachstehenden traurigen Betrachtungen: „Man glaube nur nicht, daß Paris allein den Gräueln einer kommunistischen Schilderhebung ausgesetzt sei; derselbe Zündstoff ist bei uns vorhanden und verbirgt sich unter der Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens."

---

*) Murger, ein berühmter verstorbener Schriftsteller, dessen Scènes de la vie de Bohème große Sensation erregten.

III.

## Unter den Linden.

Die Hauptstraße Berlins, die Zentralader, heißt: „Unter den Linden“. Die Eingeborenen, welche sich vor dem Kriege den Beinamen „Pariser des Nordens“ beigelegt hatten, vergleichen diese Straße mit dem Broadway in Newyork, mit der Newski-Perspektive in St. Petersburg und selbst mit dem Canal grande in Venedig! In seinem Reisehandbuch von Deutschland erklärt Herr Bädeker, ein Preuße neuesten Datums, daß „die Linden“ nur in der Ausdehnung den Pariser Boulevards nachstehen. Behaupten doch die Genfer, daß, wenn Paris der Stadt Genf gliche, Paris eine recht schöne Stadt sein würde!

Diese so berühmte Straße, welche mit einer vierfachen Reihe von Bäumen, wovon nur einige der Familie der Linde angehören, besetzt ist, ist für die Fußgänger nur so lange praktikabel, als sie sich auf dem Trottoir bewegen. Unter den eigentlichen Linden setzt man sich meist der Gefahr aus, durch Staubwolken erstickt oder von Reitern und Fuhrwerken bespritzt zu werden. Abends riskirt der Träumer, der sich unter diese finstern Wölbungen wagt und zu sehr auf die durch das Laub flimmernden Sterne schaut, zwar nicht in einen Brunnen, wohl aber in die Hände jener ehrbaren Zunft zu fallen*), welche mit so vielem

*) Die evangelische Zeitung stieß noch am 25. Dezbr. v. J. den Mahnruf aus: „In unserer Weltstadt, schrieb sie, in der Stadt der

Erfolge die Börsen und Uhrketten Derjenigen einheimst, welche die an den Bahnhöfen angeschlagene väterliche Warnung vergessen haben. Man wird in Berlin mitten auf der Straße, wie in einem Dorfe Siziliens oder Griechenlands, angefallen. Um die günstige Stunde, da die Nacht ihren Schleier ausbreitet, nimmt die freie Liebe im Schatten der Bäume die Bänke in Besitz und der kleine neckische Gott treibt sein Spiel unter dem zarten Schutze der Gauner und Diebe. Nicht Lindenbäume wären dieser Straße nöthig, wohl aber — Feigenblätter.

Die „Linden" nehmen ihren Anfang am Pariser Platz und dehnen sich bis zum Opernplatz aus. Ehe wir die Straße entlang gehen, wollen wir einen Blick auf den erstgenannten dieser Plätze werfen, welcher an Paris erinnert ungefähr wie ein hölzernes Pferd an ein lebendiges. Das Brandenburger Thor, eine schlechte Nachahmung griechischer Architektur, auf welchem ein Siegesviergespann steht, das Napoleon I. nach Paris spedirte, bildet nebst einem umgitterten Wachtlokal den Hintergrund. Rechts erhebt sich das Haus, welches die Stadt Berlin Blücher nach seinem Franzosensiege schenkte und das Haus des Feldmarschalls Wrangel, das ebenso verfallen, ebenso alt wie der Besitzer ist. Dieser neunzigjährige Soldat ist einer der merkwürdigsten Typen der Hauptstadt, der, jetzt kindisch geworden, aber trotz seiner beiden Gebrechen, des Alters und der Narrheit, nur zu Pferde das Haus verläßt und in den Straßen in Galauniform herumreitet, zum Erstaunen der Passanten und zum großen Jubel der Kinder, denen er einige Hände voll Kleingeld zuzuwerfen die Gewohnheit hat.

„Vater Wrangel", wie ihn das Volk in Berlin nennt, ist nur erst großmüthig, seitdem er dieser Großmuth sich nicht bewußt

---

Furcht Gottes und der Sitte, tritt das Räuberwesen offen auf, die Diebe vereinigen sich zu Banden und halten die Fuhrwerke mitten auf der Straße an. Unter solchen Auspizien beginnen wir das neue Jahr."

ist. Beim Werfen von Groschen unter die Buben redet er sich ein, er werfe ihnen Kugeln zu, um auf die Zuaven zu schießen. Seine Grundsätze strenger Sparsamkeit, welche ihn schnell zu einem recht hübschen Vermögen brachten, haben ihn das Leben seines Sohnes gekostet. Der Sohn dieses geizigen Vaters war Offizier in irgend einem Regimente und hatte Schulden gemacht. Eines Tages schrieb er seinem Vater, daß, wenn die väterliche Kasse sich für ihn nicht öffne, er sich erschießen würde. „Erschieß Dich soviel Du willst, lieber Sohn, antwortete der Feldmarschall, ich bezahle nichts.“ Andern Tages erfuhr der unbeugsame Vater durch die Zeitung, daß sein einziger Sohn den Acheron, ohne die Ueberfahrt zu zahlen, passirt hatte.

Dicht daneben das Arnim'sche Haus, das der Schwiegermutter des Ex-Gesandten des deutschen Reiches in Paris gehört. Es ist ein großes Gebäude ohne besonderes Aussehen, eine Art Mausoleum der Nichtigkeit, dem man nichtsdestoweniger die Bezeichnung „Palais“ beilegt. Seit seiner Abberufung aus Frankreich hat Hr. v. Arnim die Zimmer im Erdgeschoß, welche auf einen großen Garten hinausgehen, bewohnt. Der Ex-Gesandte hat in Berlin seiner Zeit eine sehr stürmische Jugend verlebt und findet sich dort, vor der Zeit gealtert, siech und krank, von der Kralle seines fürchterlichen Gegners zerschmettert, wieder. Vor zwanzig Jahren war Hr. v. Arnim, wie man damals sagte, der Löwe des Tages. Man machte sich in den Salons der Aristokratie seinen Besitz gegenseitig streitig, seine Worte gelangten bis zu den Ohren des Königs, der herzlich darüber lachte. Von den Ufern der Spree bis zu den Gestaden der Ostsee war kein Sportsman, der es ihm gleich gethan hätte. Die von ihm eingegangenen Wetten sind heute noch berühmt. Eines Tages ritt er in einer halben Stunde von Berlin nach Potsdam. Nichts fehlte seinem Ruhme als vollendeter Edelmann, und es war ihm gelungen, das Sprüchwort „Glück im Spiel, Unglück in der Liebe“ Lügen zu strafen. Frühzeitig dieses bequemen Daseins müde,

band er sein Schiff von dem parfümirten Gestade los, um sich mit vollen Segeln in die gefährlichen Strömungen der Diplomatie und der Politik zu stürzen. Er hielt sich in Dresden, München, Rom auf, und längs des Weges pflückte er Ordensdekorationen wie man Blumen pflückt. Doch im irdischen Paradiese Paris begegnete er der im Baume der Erkenntniß versteckten Schlange, die zu ihm sprach: „Wenn Du von dieser Frucht issest, wirst Du Hrn. v. Bismarck gleichen.“ Er traute der Schlange, aß von der Frucht und wurde wie Adam von dannen gejagt.

Gegenüber auf der andern Seite ist jenes gelbe, einstöckige, breiter als hohe Haus, das eine Treppe in Gestalt eines Perrons hat und auf dessen Dach die Wetterfahne einen Uhlanen darstellt, das Haus oder vielmehr „Palais“ der französischen Gesandtschaft. Als der Krieg ausbrach, drohte der Berliner Pöbel dieses Haus, das an seiner Façade den mit Krone und Donnerkeilen versehenen kaiserlichen Adler trug, zu zerstören. In der Nacht wurden die Fensterscheiben durch Revolverschüsse zertrümmert. Das kaiserliche Wappen verschwand nach einigen Tagen, man hatte es unter eine Blechkapsel versteckt, die heute noch existirt und deren grauer Firniß kaum vom Gemäuer absticht.

Beim Verlassen des Pariser Platzes kommen wir an dem in Florentiner Styl nach dem Plane Schinkel's erbauten „Palais“ des Grafen v. Redern vorbei. Der Graf v. Redern ist ein reicher Kunstfreund, dessen Bildersammlung für eine der schönsten Berlins gehalten wird. Unser Weg führt uns am Ministerium des öffentlichen Unterrichts und des Kultus, am russischen Gesandtschaftshotel, der Ingenieur- und Artillerieschule und dem Ministerium des Innern vorüber. Der Berliner, der Einem das „Palais“ der russischen Gesandtschaft zeigt, verfehlt nie hinzuzufügen: „Der Gesandte befand sich am Fenster, als nach geschehener Kriegserklärung König Wilhelm nach Berlin zurückkehrte; er hat Sr. Majestät freundlichst mit der Hand zugewinkt und uns damit öffentlich die Neutralität Rußlands zugesichert.“

Die Artillerie- und Ingenieurschule zählt 404 Zöglinge, welche Mittags in einem gemeinschaftlichen Speisesaal speisen, sonst aber in der Stadt zerstreut wohnen. Die Artillerieoffiziersstudien dauern zehn und einen halben Monat, die der Genieoffiziere anderthalb Jahre; die preußische Artillerieschule wird als die beste in Europa bezeichnet.

Wenn wir unsern Spaziergang fortsetzen, so gelangen wir zu dem von Dr. Brehm dirigirten „Aquarium". Es ist dieses das wunderbarste der Wunder Berlins, wo es dergleichen nur so wenig gibt. Man tritt ein, steigt ungefähr zehn Stufen hinauf und sieht sich plötzlich in die Wüsten Afrika's, in die Pampas von Amerika, an den Fuß der Rocky Mountains, in die Urwälder von Australien, in die höchsten Luftschichten und in die tiefsten Tiefen des Ozeans versetzt. Man umkreist den Erdball in achtzig Sekunden und steigt ohne Taucherglocke oder Apparat in's Meer mitten in die sonderbarst geformten Muscheln und wunderbarsten Gestalten von Meeresbewohnern und Seegewächsen, Korallenwälder der seltensten und schönsten Arten nud Formen hinab.

Das Gebiet Neptun's gleicht hier dem Fabelreiche. Von der Fischgrotte geht's an das Reptilienhaus. Die Einrichtung ist gleich jener, welche jüngst im Jardin des Plantes in Paris erstellt worden ist. Die Boa's, Vipern, Klapperschlangen liegen auf einer Sandschicht oder auf grünem Moose, entweder ringeln sie sich um einen Baumstamm oder sie liegen gemüthlich längs eines kleinen Marmorbassins, wo Frösche der Ehre harren, von ihnen verspeist zu werden. Eidechsen, denen die Egypter die höchste Verehrung dargebracht hätten, Kaiman's, welche sich um einen Springbrunnen wälzen, beleben diese exotische Landschaft. Die Geier, Adler, Falken sind längs einer künstlichen Felswand vertheilt, und in einem mit leichtem Gitterwerk überdachten Garten flattern, singen, zwitschern, pfeifen, schwatzen, girren, glucksen, laufen alle Vögel der Schöpfung vom Kolibri bis zum Strauß.

Man könnte es für das Paradies der Vögel nach dem Auferstehungstage halten.

Wir überschreiten die Straße und schlendern einen Augenblick in der Kaiser-Galerie. Sie ist eine Nachahmung des Passage Jouffroy, aber überschwenglich wie der Styl eines Schülers der Rhetorik, übertrieben, prahlerisch, mit Vergoldungen, Blumengewinden und geschmacklosen Säulenkränzen überladen. Man ist erstaunt, in der Berliner Architektur so wenig Charakteristik und Originalität vorzufinden. Ueberall Nachahmung: das Brandenburger Thor — eine griechische Nachahmung; das Museum — ebenfalls griechische Nachahmung; das Rathhaus, eine auf Bestellung erstellte Gothik, wie jene neuerbauten Schlösser, welche die alten Burgen am Rhein ersetzen; die Siegessäule — eine verfehlte Copie der Julisäule.

Mitten in der Kaisergalerie befindet sich das Museum Castan, ebenfalls eine Nachahmung, eine armselige Reduktion des Musée Tussaud. Die Wachsfigur Rochefort's steht in einem Glasschrank. Der Flüchtling von Numea, in weißer Cravatte und Schwalbenschwanzfrack, sieht wie der Direktor einer wandernden Theatertruppe aus; man wäre versucht zu glauben, daß er im Begriff sei, seine Vorstellungen anzupreisen.

Treten wir ein. Wir begegnen Bekannten: hier ist Napoleon III. in der Uniform, die er bei Sedan trug; Jules Favre, der seine ewigen Thränen vergießt; Bazaine vor dem Kriegsgericht; der Erzbischof von Posen, Monsignor Ledochowski, ein feiner, intelligenter Kopf; die Spitzeder, welche in München wegen Betrugs verurtheilt wurde; Räuber und Mörder, welche alle geschäftsentsprechende Physiognomien aufweisen. Ich vergaß Don Carlos in der excentrischen Haltung eines Don Quixote. Die Frauen sind ganz vernarrt in ihn, und die Ausstellung dieser „Nummer" hat schon zu mehr als einer Scheidung Anlaß gegeben.

Man hat versucht, in dieser Passage elegante Restaurationen, Concertsääle zu errichten; Alles ist mißglückt und die Aktien der

Kaisergalerie, welche 100 Thaler Werth waren, sind auf 18 gesunken. Nicht etwa verabscheuen die Berliner Musik und Wohlleben, aber sie verlangen ihre Bequemlichkeit, ihre Biergärten, wo sie rauchend oder essend die Ohren eine Polka oder einen Walzer genießen lassen können. Sie haben in dieser Beziehung traditionelle Gewohnheiten beibehalten, und je mehr das Lokal, wo sie trinken gehen, dunkel und schmutzig ist, je mehr behagt es ihnen. Die Offiziere und der Adel allein besuchen die großen Restaurants unter den Linden: Hiller ist ein ungeschickter Nachahmer von Brébant; die Restauration Hanus wird von einem Pariser, Hrn. Langlet, geführt, welcher die unbefleckte und glorreiche Serviette der französischen Küche in Ehren hält. Die Mehrzahl dieser Restaurants sind mit einem Garten verbunden und Abends wird mit Musik gespeist. Es gibt übrigens unter den Linden Wein- und Bierstuben zu allen Preisen. Beamte und stellenlose Kutscher, unglückliche und heruntergekommene Gauner steigen in die Keller hinab, wo sie zu Zweien gemeinschaftlich jene enormen Humpen Weißbier, ungefähr fünf bis sechs Liter haltend, austrinken. Sie verzehren ein Stück Rauchfleisch und spielen alsdann eine Parthie Billard auf einem aus vier tannenen Brettern bestehenden, mit einem grünen Ueberzug versehenen Gestell. Hinterher gehen sie in einen ebenfalls unter den Linden gelegenen mehr pöbelhaften als volksthümlichen Garten, um „die schöne Thusnelda, welche die Gäste bedient und Harmonika spielt, zu hören; die schöne Erica, welche auf dem Klavier Märsche von Offenbach und Wagner spielt; die lebhafte und pikante siebenzehnjährige Prisca, welche Liebeslieder und patriotische Hymnen*) vorträgt.“ Die Neugierde trieb mich eines Tages in diese abscheuliche Höhle. Eine Cour des Miracles mitten in Berlin! Der am Ausgang eines ganz dunklen Ganges befindliche Garten

*) Mit diesen Worten publizirt der bewußte Biergarten seine Anzeigen in den Tagesblättern.

ist in eine Menge kleiner Gartenhäuser getheilt. Die Laternen werfen nur ein mattes Licht und sonderbare Gruppen kann man im Zwielichte enträthseln — indessen in einem niedrigen Saale, den obscöne, des Ortes würdige Bilder schmücken, „die lebhafte und pikante siebenzehnjährige Prisca" aus ihrer ausgesungenen Kehle infernale Noten herausquält.

Doch wir befinden uns erst in der Mitte der Linden; gehen wir bis an's Ende dieses «Boulevard des Italiens» der Kaiserstadt. An der Akademie der Wissenschaft und Künste vorbei, deren Architektur durchaus nichts Künstlerisches an sich hat, gelangen wir an das Palais des Kaisers. Nichts sieht bürgerlicher aus als dieses „Haus", dessen einzigen Schmuck zwei Schildwachen bilden.

Die kaiserliche Bibliothek befindet sich in einem Anbau und trägt an der Façade die Inschrift: «Nutrimentum spiritus». Da die kaiserlichen Stallungen sich im Erdgeschoß daselbst unter dem Lesesaal befinden, so schrieb ein witziger Berliner einst an die Thür: «Musis et mulis». Die Bibliothek der „Stadt der Intelligenz" ist sehr schlecht unterhalten, und was neue Erscheinungen anbetrifft, ganz elend versehen. Im Januar 1874 ergriff gelegentlich der Budgetberathung im Reichstage Herr Mommsen das Wort, um flehentlich einen kleinen Supplementarkredit zu Gunsten „dieser Geistesapotheke" zu erbitten, der nur 20,000 Thaler zugewiesen sind. Die Sääle sind so beschränkt, daß die Bücher am Fußboden aufgehäuft liegen. Der bloß als Manuskript vorhandene Katalog ist dem Publikum fast unzugänglich.

Etwas weiter hin, gegenüber der Universität, erhebt sich das Opernhaus. Musen, Drachen, Siegeswagen schmücken seine Façade und sein Dach — Alles durcheinander ohne Unterschied, ohne Symmetrie, ohne Styl. Man glaubt die Einbildungen eines Kranken, dem burleske Visionen erscheinen, vor sich zu sehen. Der italienische Verfall verbindet sich da auch noch mit dem philosophischen Heidenthume Preußens. Friedrich II. befahl

den Bau des Opernhauses aus dem Feldlager in Schlesien. Dieser begeisterte Freund von hüpfenden Füßen und Ballet-Beinen, dieser große Bewunderer von Pirouetten und Grimassen, war ebenso besorgt für die Kompletirung seiner Menagerie von Tänzern wie für die Zusammensetzung seiner Philosophen-Menagerie. Er gebrauchte seine diplomatischen Agenten auch als Theater-Agenten, und mehr als einmal hat er kleinen Fürsten, welche ihm eine renommirte Ballerine verweigerten, mit Krieg gedroht. Eben so haushälterisch mit seinem Gelde wie mit der Orthographie, leitete der König-Philosoph seine Tänzerbataillone wie seine Rekrutenbataillone — mit dem Stock. Er schrieb an den Grafen v. Zierotin, seinen Theaterintendanten:

«Le *dansseur* et sa *feme* ne valent pas six sous, il faut les renvoyer le plus vite et par le plus court.» *)

Ferner schrieb er:

«Il ne faut que des ballets ordinaires.

«*Tisbé* doit estre *habillié* en *ninfe* pastorale, satin *coulleur de cher*, et gaz d'argent avec des fleurs.» **)

Im Berliner Archiv findet man noch die von der Hand des Siegers bei Roßbach herrührende Randbemerkung:

«Les ballets sont trop tristes; il faut quelque chose qui réjouisse et *qui ne coûte pas;* je ne dépenserai qu'un habit pour la nouvelle *acctrisse,* rien pour les *balets.* Je ne sais qui est la Barnoville; elle peut *dansser,* mais comme elle n'a aucune *cellebrité,* certes, je ne la regarderai pas.» ***)

---

*) Der Tänzer und seine Frau taugen nicht sechs Pfennige; man schicke sie auf's schnellste und ohne weitere Umstände fort.

**) Ich will nur ein gewöhnliches Ballet.

Thisbe muß als ländliche Nymphe costumirt sein, in fleischrothem Satin und Silbergaze mit Blumen.

***) Das Ballet ist zu traurig; man muß etwas machen, das amüsirt und doch nichts kostet; für die neue Schauspielerin werde ein

Die Hedwigskirche und die französische Kirche strecken in der Nähe des Opernhauses ihre beiden extravaganten und theatralisch zugestutzten Thürme in die Höhe. Heiligenstatuen in Stellungen wie Akrobaten sind auf den Terrassen und den Säulengerüsten aufgestellt; die Glocken sind so schwach, daß das ferne Rasseln der Trommel ihr Geläute übertönt; die Akustik des Schiffes ist so mangelhaft, daß die Worte der Prediger unverständlich verhallen. In diese beiden „Dioskuren", welche Alles, nur nicht christliche Tempel vorstellen, geht man nicht um Gott anzubeten. Auf der andern Seite der Straße gewahrt man die Universität, eine ungeheure Kaserne, wo jene Professoren, jene Advokaten, jene Literaten ausgebildet werden, welche, wie der Universitätsrektor, Herr Dubois-Reymond, sich selbst ausdrückte, „die geistige Leibwache der Hohenzollern bilden". Die preußische Schule ist die Form, worin das Kind umgemodelt wird. Der Staat nimmt es dann zu seinen Zwecken umgebildet wieder heraus.

Zwischen der Universität und dem Zeughaus steht ein Wachtgebäude, das nach dem Muster eines römischen Kastells erbaut ist, mit einer Vorhalle von dorischen Säulen. Es ist das Werk des Berliner Repräsentanten jener anspruchsvollen neugriechischen Kunst, des Herrn Schinkel, welcher Pferdeställe im Tempelstyl baut. Nächst diesem sonderbaren Wachtgebäude kommt das mit kriegerischen Verzierungen überladene Zeughaus und ihm gegenüber das Palais des Kronprinzen, das einer italienischen Villa ähnlich ist. Ein Kalkanwurf deckt überall den Ziegelbau.

So sieht die Straße aus, welche den Ruhm und Stolz Berlins ausmacht. Die Passanten harmoniren mit dem trüben und graulichen Anblick dieser im Kasernenstyl erbauten Häuser. Nichts Malerisches, Heiteres, Belebtes, Verführerisches wie in den Pariser Straßen. Der Kleinhandel ist unbekannt; Berlin hat

---

neues Kleid anschaffen, aber nichts für das Ballet. Ich kenne die Barnoville nicht; sie mag wohl tanzen können; aber da sie durchaus unbekannt ist, so werde ich mich nicht um sie bekümmern.

kein Geschrei, es wird nur gestöhnt. Das Elend ist grauenerregend. Von zehn Personen, die vorübergehen, sind nach meiner durchschnittlichen Rechnung fünf in Lumpen gehüllt. Wenn die Nacht sich senkt, wird der Anblick herzzerreißend. Priapus sucht seine Priesterinnen unter den jungen fünfzehn- bis siebenzehnjährigen Mädchen aus. Es gibt keine Stadt in der Welt, wo die Jugend so profanirt und öffentlich den bestialischen Gelüsten preisgegeben würde. Dem Fremden steigt die Schamröthe in's Gesicht und Mitleiden ergreift ihn. Ist die Polizei mit diesem schändlichen Gewerbe einverstanden? Ich habe den „Louis" (in Berlin das Synonym für Alphons) gesehen, wie er nach Unterbringung seiner Waare gewöhnlich ein Geldstück in die Hand des Polizeibeamten — welcher ein Auge zudrückte — gleiten ließ.

Die Linden sind kein Sammelplatz der Eleganz, des Flanirens und der Geschäfte, wie unsere großen Boulevards. Selten begegnet man dort einer Dame in Toilette. Das Flaniren ist langweilig und man muß sich darauf beschränken, den Schwarm zu beobachten, der sich ansammelt und wieder zerstreut, um auf's Neue sich wieder vor den unter den Linden errichteten Erfrischungspavillons zu bilden. Die Berliner nennen die jungen Heben, welche Einem daselbst Sodawasser in silbernen Bechern kredenzen, „Sodalisken".

Die Omnibusse zirkuliren nicht unter den Linden. In einer der Parallelstraßen, der Dorotheenstraße, hat man eine Pferdebahn erstellt, und die Hauptstraße Berlin's ist speziell für Equipagen und Droschken reservirt. Der Maler Hosemann hat ein „Berliner Wagen" betiteltes Bild hinterlassen. Die Landschaft stellt eine sandige, mit einigen Dornengebüschen und einer Windmühle ausstaffirte Ebene vor. Zwei Fuhrwerke begegnen sich: das eine ein Sandkarren, das andere ein Milchwagen. Ersterer ist mit einem armen, zum Skelett abgemagerten Gaul bespannt, der andere wird von zwei erschöpften Hunden gezogen. Diese Scene wiederholt sich beständig in den Straßen

Berlin's, aber neben diesen „Fuhrwerken“ sieht man jetzt von Gardelieutenants oder dekorirten Offizieren gelenkte Cabriolets. Die Aristokratie hat ihre alten und schwerfälligen, die Erde fast berührenden Kutschen beibehalten und es scheinen dieselben hauptsächlich für Gichtbrüchige bestimmt zu sein. Die Aerzte und die Advokaten haben ebenfalls ihr spezielles Fuhrwerk, das weder durch Reinlichkeit noch Schnelligkeit glänzt. Ein merkwürdiges Gefährt ist der Brauerwagen, der aus zwei langen Balken, auf welchen die Biertonnen der Reihe nach liegen, gebildet ist. Diesem Wagen ist das Umwenden unmöglich, und die Pferde werden daher je nach Bedarf hinten oder vorn angespannt.

Um die Läden unter den Linden sammelt sich das Publikum nie, ausgenommen jene, welche die pikanten Photographien von Tänzerinnen der großen Oper und von Prinzessinnen kleinerer Bühnen ausstellen. Die in dieser Beziehung geübte Toleranz ist auch noch etwas, was in der Hauptstadt „der Furcht Gottes und der guten Sitten“ in Verwunderung setzt. In gewissen Handlungen, wo derartige leichtgeschürzte Photographien verkauft werden, werden zur Disposition des männlichen Publikums, gegen Bezahlung, „Albums von Berliner Schönheiten“ gehalten; diese „Schönheiten“ haben einen Kurs und werden wie spanische Rente oder türkische Anleihe notirt. Die „Liebesbörse“ wird allabendlich unter den vergoldeten Hallen der Kaisergalerie abgehalten. Die „Louis“ kommen zusammen und bestimmen dort wie gewissenhafte Börsenmakler die Kurse.

Die Kunst, ein Schaufenster auszuschmücken, ist gar nicht vorhanden. Die Waaren sind hinter den Schaufenstern aufgehäuft. Aus Neugierde bin ich in ein Galanteriewaarengeschäft getreten und war über die Wahl meines Einkaufes im Zweifel. Die Commis und Ladenfräuleins beeilten sich mir zu sagen: „Es ist dieß das Schönste, was wir haben; es ist soeben aus Paris eingetroffen.“ Berlin noch abhängig von Babylon! Wenn das Hr. von Bismarck wüßte, er ließe den Laden schließen.

Man hat hier keinen Begriff von Magazinen wie der Louvre, le Bon Marché, Pygmalion, le Gagne-petit, les Deux Magots. Der Handel lebt von der Hand in den Mund und bezieht je nach Bedarf neue Waaren. Seit dem Kriege gehen die Geschäfte nicht mehr und die Zahl der falliten Handlungshäuser geht in's Fabelhafte.

Auf den Boulevards von Paris, neben den Magazinen, welche in vollstem Glanze strahlen, haben wir die Cafés, wahrhafte Salons im Freien. In Berlin ist es die „Konditorei“, welche das Café ersetzt! Man liest dort die Zeitungen, raucht stark, aber verzehrt wenig, denn die Besucher der Konditoreien bestehen zum großen Theil aus Fremden, welche für das Berliner schwerverdauliche und grobhergestellte Backwerk wenig Vorliebe hegen.

## IV.

# Die Statuen.

Sie allein verleihen der Lindenpromenade eine eigenthümliche und aparte Physiognomie, einen kriegerischen Charakter, wie man ihn in keiner Stadt Europa's findet. Die Bildsäulen machen aus den „Linden" eine Art historischen Museums und via triumphalis. Alle, welche das Schwert geschwungen oder wie Shylock ein Pfund Menschenfleisch heruntergeschnitten haben, stehen da und scheinen von ihrem Piedestal herab ihre Landsleute noch zu Raub und Kampf anzufeuern. Hier steht Friedrich der Große umgeben von den Helden der Befreiungskriege: Blücher, Gneisenau, York, Bülow und Scharnhorst. Auf der Brücke, welche zum Lustgarten führt, erblickt man acht kriegerische Gruppen: Siegesgöttinnen unterrichten junge Borussen im Waffenhandwerk, bekränzen die Sieger, heben die Verwundeten auf; Iris zeigt den Weg zum Olymp Jenen, die bei Eroberung einer Fahne oder Pendüle das Leben lassen mußten. Auf dem Platze vor dem alten Palais steht das Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III., und mitten auf der Brücke, die zur Königsstraße führt, das Standbild des großen Kurfürsten, umgeben von gefesselten Soldaten, welche die Unterthanen der Monarchie darstellen.

Diese Bildsäulen zeigen so recht was das Hauptbestreben dieses kriegerischen Volkes ist. Seine Größen sind weder Philosophen noch Dichter: es sind Generale. Ihre Statuen stehen da im Zentrum der Stadt, wie im Heiligthum eines Marstempels.

Friedrich der Große ist zu Pferde, das Haupt mit dem dreieckigen Hut bedeckt, der zur Legende gewordene Krückstock hängt an seinem Handgelenk: das ist er, der schlaue Greis, wie man ihn kannte, mit dem gespensterhaften Profil und seinem verschmitzten, teuflischen Lächeln. Seine Staatsmänner und berühmtesten Generale sind in Relief und in natürlicher Größe zu Pferd dargestellt, während die Philosophen und die Dichter nach hinten unter den Schweif ihrer Pferde relegirt worden sind.

Das Standbild Blücher's und jene der vier Generale aus dem Feldzuge von 1813 schmücken den Opernplatz. Blücher, baarhäuptig, tritt auf ein demontirtes Geschütz und stürzt mit gezogenem Säbel und seinem berühmten Feldgeschrei „Vorwärts!“ auf den „Erbfeind“ los. Der Kopf ist energisch, der Ausdruck des Hasses ist mächtig ausgeprägt. Blücher war siebenzig Jahre alt, als er bei Leipzig siegte. Kühn und fanatisch, war er so recht der Führer, dessen jenes Volk bedurfte, das sich zum „heiligen Kriege“ rüstete. „Ich kann nicht lange fackeln“, sagte er, „ich gehe vorwärts, und wenn es nicht losgeht, ziehe ich mich lieber zurück.“ Er liebte es, schnelle und große Schläge zu führen. Niemals warf er einen Blick auf die Landkarte, Grammatik und Orthographie waren ihm fremd. Er war ein General ohne theoretische Studien, eine Art von inspirirtem Korporal. Er trank stark und spielte hoch. Auf alten Stichen ist er in einer dunkeln Tabagie, vor einem Spieltische sitzend, dargestellt, in einer Hand eine lange Pfeife mit Porzellankopf haltend, mit der andern erhebt er seinen Pokal zum Anstoßen. Darunter die Inschrift: „Nächst der Kanonen Knall ist mir dieß der liebste Schall.“ Blücher konnte die durch königliche Ordonnanz vom 17. Mai 1813 geschaffene Landwehr nicht leiden. Diese improvisirten Soldaten, deren Uniform aus einer Mütze, einem leinenen Tornister, einer Blouse aus Tuch, einem leinenen Beinkleid und Rohrstiefeln bestand, ließen viel in Bezug auf Haltung wünschen, und Blücher in seiner bilderreichen Sprache meinte: „Sie sehen wie Schweine aus.“ Und doch waren es

diese von Patriotismus durchglühten Soldaten, welche bei Leipzig den Feind niederwarfen. Blücher ist der ausgeprägte Typus des preußischen Kriegers geblieben: d. h. ein alter Haudegen.

Rechts von ihm das Standbild Gneisenau's. Blücher nannte ihn seinen „Kopf". Es war in der That ein eiserner Kopf. Er war bereits fünfzig Jahre alt, als er in den Dienst trat. Diplomat sowohl als Soldat, vertheidigte er Koblenz und wurde als Gesandter nach England und Schweden geschickt. In seinen Zügen spiegeln sich Stolz, Kühnheit, Ausdauer. Er erhebt den rechten Arm, als wollte er das Nahen des Feindes bezeichnen.

Auf der andern Seite schwingt Ludwig von York seinen Degen. Seine Haltung ist herrlich stolz. Die Soldaten hatten ihm den Beinamen „Vater Isegrimm" beigelegt. York war stolzer, exclusiver Natur. Er mochte Niemanden gehorchen und verlangte von seinen Untergebenen blinden Gehorsam. Er haßte den General Scharnhorst. Ohne die Befehle des Königs abzuwarten, vollzog er seine Verbindung mit den Russen, indem er sagte: „Es ist geschehen, möge man davon halten, was man will."

Die beiden andern Bildsäulen sind von carrarischem Marmor. Bülow, der glückbegünstigte General, dem die Siegesgöttin stets treu blieb, steht mit freudestrahlender Stirn da. Scharnhorst ist nachdenkend und ernst wie Hr. v. Moltke. Er war der Mann der gelehrten Kombinationen, der langerwogenen Pläne. In seinen Mantel gehüllt sieht er aus, als ob er am Vorabend einer Schlacht in Nachdenken versunken sei. Scharnhorst, ein Maun aus dem Volk, hatte durch eigene Thatkraft sich emporgeschwungen; ein Bauernsohn, hatte er seine Laufbahn als Schmied begonnen. Gneisenau sagte 1811 von ihm: „Ich bin ein Zwerg neben diesem Riesen." Und Arndt, da er seinen Tod besang, rief aus: „Da, wo er gefallen, werden die Enkel die Eichen der Freiheit pflanzen."

Alle diese Bildsäulen schuf der Meißel des Bildhauers Rauch oder aber sie sind von ihm modellirt worden. Es sind

Meisterwerke des Ausdrucks, der Bewegung und der Energie. Wenn man sie betrachtet, so begreift man, daß sie geschaffen sind, den Patriotismus zu erhöhen und in den Herzen das heilige Feuer des Hasses gegen das Ausland zu unterhalten. Rauch war 1777 geboren. Er schöpfte seine Begeisterung inmitten der Demüthigungen und der Siege seines Vaterlandes. Er hat die glühenden Strophen Körner's und Arndt's in Marmor und Erz verewigt. Seine Heldenverherrlichungen lassen an dieser Stelle das Alltägliche der Straße vergessen und sie liefern den Beweis, daß, wenn die andern Götter auch nahe daran sind, in der Hauptstadt des preußischen Heidenthums unterzugehen, doch die Kriegsgötter noch hochgeehrt und allvermögend auf ihren Altären thronen.

V.

## Das Zeughaus.

Mit dem Zeughause muß man beginnen, wenn man Berlin recht verstehen will, wie man mit dem Alphabet anfängt, um lesen zu lernen. Es ist die Wiege der preußischen Monarchie, welche aus der Kanonenkugel, wie der Adler aus dem Ei entstanden ist. Dieses Kriegsmuseum ist das historische Museum der Nation.

Paris hat sein Versailler Museum, Florenz die Uffizien, Rom den Vatikan, — Berlin sein Zeughaus. Gewalt geht vor Kunst und Recht.

Frankreich hat die Welt durch die Idee zivilisirt, Preußen aber Deutschland durch die Kanone. Darin liegt der ganze Unterschied.

Als wir auf dem Platze anlangten, war vor der Hauptwache neben dem Zeughause Musik. Es war halb ein Uhr, die Rapportstunde. Eine bunte Menge von Offizieren und Unteroffizieren kommt und geht, ist geschäftig und paradirt im Schatten jener traurigen Kastanienbäume, welche den Platz schmücken und die acht großen, im Jahre 1814 eroberten Geschütze beschatten. Mitten in diesen malerischen Gruppen stehen einige alte, graubärtige Generäle, die Brust mit Orden und Bändern bedeckt; sie hören ernst und aufmerksam, in ihre rothgefütterten Mäntel gehüllt, auf das, was ihnen ein junger, gestiefelter, bespornter, behelmter, wie die Sonne glänzender Lieutenant vorliest.

Diese kleine militärische Scene, welche ein sehr originelles Genrebild abgeben würde, verhindert uns nicht, nach dem Zeughause hinüberzuschauen. Von allen öffentlichen Bauwerken Berlin's ist es das Schönste und Imposanteste, da es sich gleichzeitig als Heiligthum und Veste präsentirt. Ein französischer Flüchtling, Jean de Bodt, hat den Plan dazu entworfen, der Architekt Schlüter führte den Bau zu Ende, der sehr langsam, in Folge der prekären Lage des Schatzes und der Schwierigkeit, sich Arbeiter zu verschaffen*), vor sich ging. Die Arbeiten dauerten fünfzehn Jahre. Endlich im Jahre 1710 brachte nach der Schlacht von Malplaquet eine Eskorte Grenadiere die eroberten Trophäen hinein: elf Kanonen, drei Standarten, eine Fahne und zwei Kesselpauken.

Das große Zeughausportal, das dem Palais des Kronprinzen gegenüberliegt, ist mit Bildsäulen, welche die Mathematik, die Mechanik, die Geometrie und die Artillerie darstellen, geschmückt. Diese kolossalen, häßlichen, vom Zahn der Zeit angegriffenen Weiber scheinen dort hingestellt worden zu sein, um einem einen heiligen Schauer für alle diese auf Zerstörung gerichteten Wissenschaften einzuflößen. Man bemerkt auch noch das Brustbild Friedrichs I., von einem französischen Künstler, Hulot, modellirt und von Jakobi in vergoldeter Bronze gegossen. Mars thront in den Dachreliefs, auf der den Besiegten abgenommenen Beute sitzend, und umgeben von gefesselten Gefangenen. Eine an halb in die Erde gesenkte Kanonen befestigte Kette umgibt das Gebäude.

Oberhalb der Hinterthür, durch welche wir eintreten, zeigt man uns die allegorische Bildsäule der von Gram niedergebeugten Trauer. Hat man auch je berechnet, wie viel Thränen und Blut nöthig waren, um diese Mauern mit Siegestrophäen zu schmücken?

---

*) Friedrich I. mußte, um den Architekten und die Arbeiter zu bezahlen, alte Bomben und alte Kanonenkugeln verkaufen.

In der Mitte des Hofes erhebt sich ein bronzener Löwe von gigantischen Dimensionen auf seinem Granitlager und reckt das Haupt zum Himmel, als wenn er die Befreiung von der Gottheit selbst erflehen wollte. Es ist der berühmte dänische Löwe von Flensburg, eine Erinnerung an eine deutsche Niederlage, und der nach dem Kriege aus Schleswig-Holstein hierher geschafft worden ist. Eine preußische Schildwache bewacht das eingekerkerte und gebändigte Thier. Um ihn herum liegen am Boden, wie fremde Reptilien, Mörser und Haubitzen mit schwarzem, gähnendem Rachen.

Wir gelangen in die dunklen Gänge des Erdgeschosses. Da sieht es wie eine artilleristische Arche Noah aus. Feldschlangen strecken ihren Eisenhals, Falkonnette winden sich wie enorme Schlangen, Mitrailleusen scheinen einen zu beschnüffeln — kurz, es ist eine unbeschreibliche Anhäufung von Geschützen aller Art, eine Sammlung von Ungeheuern, die stets nach Beute sich sehnen und denen man zu ihrer Sättigung Königreiche und Armeen vorwerfen muß. Der Genius der Zerstörung hat beim ersten Anlauf die Hinterladerkanone erfunden; da steht sie, wie sie vor drei Jahrhunderten aus den Händen ihres Erfinders hervorging. Daneben kauert die Bombarde, das Mastodon dieser grauenvollen Menagerie. Die Bombarde wurde von Berthold Schwarz erfunden, der statt Schmied- Gußeisen anwandte. Unter diesen bestialischen Stücken, die keinen andern Zweck haben als Tod zu speien, stehen einige Luxuskanonen, eine entfernte Nachahmung der „zwölf Pairs von Frankreich" Ludwig's XIV. Friedrich I. ließ die Stücke „Europa, Asien und Afrika" gießen. Ein jedes dieser Geschütze kostete 14,611 Thaler. Die Ladung bestand in 50 Pfund Pulver und die Kugel durchflog eine Entfernung von 5,400 Schritten. Aber ein schöner Bronzeguß, der wirklich künstlerisch gearbeitet ist, ist die „schöne Taube", eine herrliche Feldschlange aus dem XVI. Jahrhundert, welche in Magdeburg gegossen, von dieser Stadt Friedrich I. verehrt wurde. Die Reliefs sind mit außerordentlicher Feinheit ziselirt und stellen

etwa hundert Figuren dar. Die Bügel sind durch Gruppen ringender Krieger dargestellt. Derartige Kostbarkeiten wurden für königliche Schmuckkästen hergestellt und sollten nur dazu dienen, auf Fürsten abgefeuert zu werden. Eine andere Schöpfung dieser reizenden Renaissancekunst, welche die Dolche mit Steinen und die Kanonen mit Ciselirarbeit schmückte, ist ein Nürnberger Geschütz mit fein gearbeiteter Protze und spitzenartig durchbrochener Arbeit der Räder. Der Tod wurde in dieser Weise kokett, er schminkte sich und bekränzte sich mit Blumen, er lud einen ein, mit Grazie zu fallen.

Einige dieser poetischen Kanonen sind beredt und loben Gott wie Kirchenglocken; andere girren wie Tauben oder singen wie Nachtigallen. Die meisten jedoch speien Verwünschungen und Injurien aus. Letztere kontrastiren mit Ersteren durch ihre Schwere und ihr grobes Material. Auf einem im Jahre 1546 in Friedberg gegossenen Geschütz ist der Papst, mit der Tiara geschmückt, die Schlüssel St. Peter's in der Hand, zu sehen; aus seinem apostolischen Munde springen Kröten und Schlangen, die ein Wirbel von Feuer und Rauch forttreibt, heraus. Unter diesem alten Zeugniß vom Hasse Preußens gegen den h. Stuhl sind folgende Worte auf einem mit Insiegeln versehenen Ablaßbrief zu lesen:

„Habt euch Gott und Menschen fern,
Ich und der Teufel sind die Herrn!"

Dieser heidnische und barbarische Brauch, die Materie zu vergeistigen, sie zur Mitschuldigen an den Verbrechen des Menschen zu machen, hat sich im preußischen Heer erhalten: die Granaten welche den Straßburger Münster in Brand schossen und auf die Notre Dame-Kirche in Paris gerichtet waren, trugen die gotteslästerliche Inschrift: „Gott mit uns". — „Unser Zeughaus war im vergangenen Jahrhundert viel reicher an Alterthümern, sagte uns der alte, mit dem Herumführen der Fremden beauftragte Soldat, aber die Russen und die Franzosen sind uns darüber

gekommen und unsere Sammlung alter Waffen ist nach St. Petersburg gewandert — wo wir sie vielleicht bald wieder holen werden. Die „zwölf Apostel“ und die „zwölf Kurfürsten“ sind nach Paris abgeführt worden, und es ist uns nicht gelungen, sie wieder ausfindig zu machen. Die „zwölf Kurfürsten“ waren die Gegenstücke zu den „zwölf Pairs“, famose Kanonen, schön wie Engel! Sie warfen die Kartätschen mit Kraft und Geschick! Wir besitzen noch diese hier; Albert Achill. Sehen Sie das Reliefbild des Kurfürsten mit seinem Wappen und seiner Devise? Wenn diese Kanonen donnerten, wußte man, welcher von den Kurfürsten das Wort hatte, da sie verschiedenen Klang hatten.“

Im Hintergrunde, unter kaum erleuchteten Gewölben, drängen sich die im letzten Krieg eroberten französischen Geschütze wie eine erschreckte Heerde zusammen. Die Kanonen von Straßburg und Metz bilden dunkle Massen. Man denkt an Hekatomben, von Eisen, da muß der Hammer der Cyclopen nach allen Richtungen hin dreingeschlagen haben, wie die Axt des Holzfällers im Walde. Eine monströse Erscheinung, welche Callot in seine Versuchung des h. Antonius aufgenommen hätte, ergänzt das Bild: es ist die Valérie, welche ihren kolossalen bronzenen Hals hebt und ihren weiten, beständig drohenden Rachen öffnet.

Wir steigen auf einer Wendeltreppe, uns durch die Menge der Besucher, der Mehrzahl nach junge Leute, drängend, in's erste Stockwerk hinauf; das Zeughaus ist eine Schule, eine patriotische Wallfahrt, ein nationales Heiligthum, wo die geweihten Reliquien des Sieges ausgestellt sind. Man geht in Gruppen von fünfzehn bis zwanzig Personen hinein. Wir warten zehn Minuten, die Thür öffnet sich, wir treten ein und blicken mit Schaudern um uns. Ringsumher schmiegen sich glänzende Stahlröhren an die Wände, — es sieht beinahe wie Orgelpfeifen aus. Schreckliche Orgel, auf welcher das Dies iræ der Völker gespielt wird — dann erbebt die Erde unter der Wucht der Leichen und der Dampf des Blutes verdunkelt die Sonne.

Der Saal ist ungeheuer groß. Das Auge schweift in die Ferne wie in einen geheimnißvollen und unsicheren Wald. Man horcht, man glaubt Teut zu hören, wie er das Opferfest leitet. Die Säbel und Bajonnette hängen an den Wänden wie Lianen; Yatagans klettern an der Decke wie ungeheure, mit Stahlhaut bedeckte Salamander; die Bajonnette bilden Dornenhecken; die antiken Schilde hängen da wie Vampire; die Säulen, welche wie herrliche Eichen diesen Dom und diese Eisenmasse stützen, sind mit Standarten bekleidet und mit Trophäen geschmückt. So nagelten die alten Germanen das Haupt des erschlagenen Feindes an die Thüre ihrer Hütte an.

Ach, Frankreich ist's, das an diese Kriegsschandpfähle geschlagen ist! Es trägt wie einen glorreichen Fetzen die zerrissenen Fahnen von Leipzig, Wörth, Straßburg und Orleans. Schön und erhaben in diesem blutigen Märtyrergewande, von dem nur noch glorreiche Ueberbleibsel geblieben, wähnt man Johanna auf dem Scheiterhaufen, wie ihre Henker noch vor ihr zittern, zu sehen.

Die jungen Deutschen, welche in dieses Militärmuseum kommen um die letzten Seiten ihrer Geschichte zu studiren, werden von einem speziellen, mit der Erklärung beauftragten Führer geführt. Folgen wir diesen Schülern und hören wir der offiziellen Belehrung zu:

— Die Franzosen, ruft der „historische Führer" mit Emphase aus, sind von jeher Feinde unseres Vaterlandes gewesen. Während der letzten zwei Jahrhunderte haben sie uns dreißig Mal den Krieg erklärt; doch Gott, der mit uns ist, hat ihren Hochmuth bestraft. Im Jahre 1870 — 1871 sind unsere siegreichen Armeen zum zweiten Male in das moderne Babylon gedrungen, unsere Rosse sind durch die Seine geschwommen und wir haben den französischen Wein auf das Wohl Deutschlands getrunken. Die verfluchte Nation ist wie vom himmlischen Feuer getroffen zusammengesunken.

— Bei Wörth, wo Mac Mahon die erste Niederlage erlitt,

haben wir die zwei Adler, die vor Euch sind, sechs Mitrailleusen, dreißig Kanonen erbeutet und viertausend Gefangene gemacht. Lützelstein, Lichtenberg in den Vogesen, Marsal kapituliren in der ersten Hälfte August. Nach dem Siege am 16. vor Metz kapitulirt Pfalzburg, dann Vitry, welches 16 Kanonen, 17 Offiziere und 850 Soldaten in unsere Gewalt bringt. Am 29. läßt Mac Mahon, auf's Neue bei Mousson geschlagen, uns 20 Kanonen und einige Tausend Gefangene in Händen. Die Kapitulation von Sedan brachte uns die Adler, welche diese Säule schmücken, ein. Wir fanden in dieser Stadt 400 Feldgeschütze, 70 Mitrailleusen und 150 Belagerungsgeschütze vor. Der in diesem Glaskasten aufgehängte Schlüssel ist der Schlüssel von Sedan. Hier sind die 3000 Gewehre, 3000 Säbel und 500 Küraſſe, welche aus der Festung Toul herrühren. Jene dort hängende Fahne ist die der Mobilgarde. Vier Tage darauf ergab sich Straßburg: 1070 Kanonen, 451 Offiziere, 17,000 Mann und alle diese Waffen und Adler wurden unser. Soissons, Schlettstadt öffnen uns ebenfalls ihre Thore und überlassen dem deutschen Heere Hunderte von Kanonen und Tausende von Gewehren. Endlich kapitulirt Bazaine! Hier ist die für Metz bestimmte Abtheilung. 173,000 Gefangene, 3 Marschälle, 600 Offiziere, 35 Adler und Fahnen, 541 Feldgeschütze, 800 Belagerungsgeschütze, 66 Mitrailleusen und außerdem 300,000 Gewehre! Jener dort über Euch hängende Kronleuchter, der aus Säbeln und Pistolen zusammengesetzt ist, schmückte den Saal des Offizierskasino's zu Metz. Diese Waffen wurden auf dem Plateau von Avron, wo sie der Feind im Stich gelassen, aufgelesen. Hier sind zwei im blutigen Kampfe bei Villersexel eroberte Adler. Jene beiden anderen Fahnen wurden der Bourbaki'schen Armee zwischen Pontarlier und der schweizerischen Grenze abgenommen. Die Franzosen haben in diesem Kriege sechshunderttausend Chassepots und sechstausend Feuerschlünde in unsern Händen zurückgelassen. Sie werden einmal versuchen sie wieder zu holen, darum

müssen wir bereit sein. Arbeitet und schlaft nicht ein, ein Jeder von Euch sei ein Posten, würdig der Wacht am Rhein!

Diese Lektion dauerte ungefähr dreißig Minuten; uns war's, als hätten wir hundert Jahre durchlebt, als die Thür sich wieder öffnete und wir wieder andere Luft als die, welche uns in diesem Martersaal beängstigte, athmen konnten. Wir stiegen lautlos und gesenkten Hauptes die Stiege hinab, als wenn wir von der Schädelstätte, wo Frankreich gekreuzigt ist, gekommen wären.

## VI.

## Das alte Schloß.

Der Ruf der Kleider- und Kaninchenfellhändler, der Glaser und der Fischhändler, das Geräusch und der Verkehr von tausend kleinen Straßengewerben geben der Stadt Paris ein lebhaftes und heiteres Aussehen, welches man hier nicht vorfindet. In Berlin gehört das Pflaster ausschließlich den Soldaten und den Dirnen. Die ambulanten Händler haben kein Recht, ihren malerischen Karren vor sich her zu schieben oder ihr Verkaufslokal unter freiem Himmel zu improvisiren. Manchmal nur an einer Straßenecke nähert sich, wenn man vorbeikommt, ein Mann, der Einem verstohlen und fast unverständlich die Worte: „Alte Kleider!" in's Ohr raunt. Wenn man nicht weiß, warum es sich handelt, gibt man dem armen Teufel ein Almosen oder geht schneller, in der Vermuthung, von einem Bauernfänger angesprochen worden zu sein.

Wird man an den Ufern der Spree zwar nicht durch lustiges, frühes Rufen geweckt, so ist man dagegen von sieben Uhr Morgens bis acht Uhr Abends der Folter durch Trommel, Querpfeife und Drehorgel ausgesetzt. Seit dem Kriege haben in Berlin diese Drehorgeln hundertweise an Zahl zugenommen. Nun, der Ruhm des neuen Reiches muß doch besungen, und Jenen, welche mit einem Arm oder einem Bein weniger zurückgekehrt sind, ein Brod-

erwerb überlassen werden. Es ist wirklich bedauerlich, diese armen Teufel in Uniform zu sehen, wie sie, mit Medaillen dekorirt, darauf angewiesen sind, die Orgel zu drehen, um mit gebrochener, meckernder Stimme „die Wacht am Rhein“, „das Siegeslied“ und die Thaten Jener zu besingen, welche die großen Dotationen für sich behalten haben. Nichts ist grotesker und abgeschmackter, als jene Kriegslieder des preußischen Volkes. Ich weiß nicht, ob der Invalide, der seit einem Monat mir die Ohren füllt, sich nach meiner Nationalität erkundigt hat, doch bemerke ich, daß er mit Vorliebe das „Rendez-vous der beiden Trompeter“, « Eh bonjour, Monsieur Zouave » (in Berliner Französisch) und „Napoleon auf Wilhelmshöhe“ wählt. Heute früh jedoch hat er sein Repertoir erneuert, und während ich noch im Bette halb träumend lag, fing er mit einer Stimme, die mir durch Mark und Bein ging, an zu singen:

Es zogen die Deutschen jüngst über den Rhein
Und bei den Franzosen da kehrten sie ein.

Franzosen habt ihr gut Wein und Bier?
Wie geht's eurem Kaiser Napoleon hier?

Unser Wein und Bier ist rein und gut,
Napoleon steht unter sicherer Hut.

Er wollte nach Deutschland spazieren jüngst geh'n
Und dabei das schöne Berlin sich beseh'n.

Bei Weißenburg aber, desgleichen bei Wörth,
Da machte er Halt und dann schnell wieder Kehrt.

Bei Saarbrücken und auf der Spicherer Höh',
Da sagte er ebenfalls schleunigst Ade.

Er eilte durch Forbach zurück bis nach Metz,
Doch da auch erreicht ihn das deutsche Gesetz;

Er wurde geschlagen wohl dreimal auf's Haupt
Und seiner Courage für immer beraubt.

Von Metz aus entfloh er nach Sedan in Hast,
Da wurde er endlich beim Kragen gefaßt.

Jetzt liegt er gefangen auf Wilhelmshöh'
Und sagt seinem Glücksstern im Stillen Ade.

Was ist nun die Lehre von dieser Geschicht:
Grabt nur eine Grube für Andere nicht;

Denn wer eine Grube für Andere gräbt,
Fällt selber hinein, ja, wir haben's erlebt.

Es ging mir wie dem heiligen Laurentius auf seinem Rost, und der invalide Sänger hatte noch nicht seinen dritten Vers beendigt, als ich aus dem Bett sprang.

Während ich eiligst meine Beinkleider anzog, spielte die Drehorgel eine andere Melodie: das Lied vom General Staff, das alle Dienstmägde an die Fenster lockte:

O weh, wer hat uns das gethan,
Wer macht dem Feind den Feldzugsplan?
Wer macht uns Tag und Nacht so heiß,
Wer ist der Kerl, der Alles weiß?
Piff, puff, paff!
Das ist der General Staff.

Das ist ein rechter Erzcujon,
Man kennt ihn seit vier Jahren schon;
Dermalen war er in Paris
Und schnüffelt' das und schnüffelt' dies:
Piff, puff, paff!
Das war der General Staff.

Da war kein Kreis so hoch und fein,
Er ging tagtäglich aus und ein,
Hat Alles wohl ausspionirt:
Der ist's, der Frankreich ruinirt.
Piff, puff, paff!
Seht dort den General Staff.

Er hat den Bleistift in der Hand
Und eine Karte an der Wand;
Drauf macht er einen großen Strich,
Der schneidet Frankreich fürchterlich.
Piff, puff, paff!
So ist der General Staff.

Der Stoffel hat ihn gut gekannt,
Lang' eh' der Krieg noch war entbrannt.
Er sprach: Nehmt euch vor dem in Acht,
Ihr werdet sehen wie er's macht:
Piff, puff, paff!
So macht's der General Staff!

Die Mägde lachten aus vollem Halse, einige schlugen auf ihre Kasserolle, wenn der Sänger zu dem piff, puff, paff kam, um noch besser als er die Gewehrschüsse wiederzugeben.

Man hatte mir mein Frühstück (das bei allen möblirten Zimmern mit inbegriffen ist) gebracht, und während ich meinen Kaffee trank, war ich unfreiwilliger Zuhörer einer Parodie des Goethe'schen „Erlkönigs":

Wer reitet gen Osten daher so geschwind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben, „damit er was lern'",
Auf Nummer Sicher von Paris entfernt.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, den Preußenkönig du nicht?
Den Preußenkönig mit Krone und Schwert? —
Mein Sohn, es ist nicht der Rede werth. —

„Du verhätschelter Schlingel, mach' dich von hier,
Sonst spiele ich schlimme Spiele mit dir!
Manch' blaue Bohne umpfeift dir den Kopf,
Deine Mutter die faßte dich zarter beim Zopf."

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was der Preußenkönig mir sagt in's Gesicht? —
Sei ruhig, bleib' ruhig, mein Kind,
Im Telegraphendraht summt nur der norddeutsche Wind.

„Und willst du, Junge, nicht schleunig geh'n,
Meine Zündnadeln sollen dich warten schön;
Meine Zündnadeln führen den täglichen Reih'n,
Sie klappen und knallen und pfeifen dich ein."

Mein Vater, und siehst du nicht rings um uns her
Des Preußenkönigs Zündnadelgewehr'? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh's auf ein Haar:
Es scheinen dir viele und sind nur ein Paar. —

„Ich will Keinen mehr von deiner Gestalt,
Und gehst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, er faßt mich nun,
Der Preußenkönig wird mir Leides thun! —

Dem Vater grauset's, er wendet geschwind,
Er reitet gen Havre mit seinem Kind,
Doch erreicht er nicht mehr den dampfenden Schlot,
Sie schlugen zuvor sammt dem Kinde ihn todt.

All' das Zeug wurde natürlich in einer kläglichen Moritthat-Melodie und mit heiserer Stimme auf einem Instrumente heruntergeleiert, das, wenn auch nicht das Herz, so doch die Ohren der Mitglieder der „Invalidenfondsverwaltung" rühren sollte.

Ein im Erdgeschoß wohnender Patriot ließ dem Invaliden ein Glas Bier reichen; sein Enthusiasmus erstarkte im Gambrinussafte und mit neuen Kräften fing er wieder von vorne an:

Hurrah, du stolzes, schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juligluth,
Wie ziehst du rasch dein Schwert!
Wie trittst du zornig, frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit
In Fried' und Freud' und Ruh',

Auf deinen Feldern weit und breit
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz
Die Garben fuhrst du ein;
Da plötzlich, horch! ein andrer Tanz:
Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da ich es nicht länger aushalten konnte, gereizt und durch diese Höllenmusik außer mir gebracht, nahm ich meinen Hut und eilte wie rasend davon. Nach einem Gang von zehn Minuten befand ich mich vor dem alten Schloß und ich benutzte die Gelegenheit es zu besichtigen.

Das alte Schloß oder Königsschloß ist die frühere Residenz der Könige von Preußen, der wirkliche Palast des Souverains. Es steht am Lustgarten, einem dürren, sandigen Platze, welchen eine Brücke mit der Lindenpromenade verbindet und welchen die Bildsäule Friedrich Wilhelm's III., steif und feierlich wie die eines Papstes zu Pferde, schmückt. Das alte Schloß bildet ein ungeheures Quadrat, eine Art Steinhaufen, der 479 Meter Umfang hat, sagt Bädeker. Der Anblick ist düster und verfallen und Modergeruch dringt daraus hervor. Kurfürst Friedrich II. legte im Jahre 1699 den Grund, als Berlin noch eine kleine Stadt, die Nachfolgerin des „Gänsedorfes" war. Das Gebäude ist den Phasen der Monarchie gefolgt: es hat sich vergrößert in dem Maße als die Lage der Herren sich verbesserte und entwickelte. Es ist merkwürdig, wie hier Alles an den Kramladen und das Comptoir erinnert. Nehmt diesen Königen den Purpur und es bleiben nur Spekulanten auf Länderbesitz und Völkerverschacherer übrig.

Das königliche Schloß ist das einzige alte Monument das Berlin besitzt. Die seiner Steinbekleidung angefügten Stücke verkünden die Siege und Eroberungen der Dynastie. Das Hauptportal ist eine plumpe Nachahmung des Triumphbogens des Sept. Severus; Engel stoßen wie wüthend in's Horn und ent-

rollen mühsam ein Marmorblatt, auf welchem nachstehende anmaßende Worte eingegraben sind:

Haec sunt Friderici medio molimina bello
Condidit is tantam belligerando domum.
Victori respondet opus. Debebat in urbe
Non aliter Prussus Mars habitare sua.*)

Das kleine Portal, durch welches wir eintreten, ist mit zwei Bronzegruppen, ein Geschenk des Kaisers Alexander, geschmückt. Es sind zwei nackte Männer, zwei Pferdebändiger, welche die bäumenden Rosse festhalten. Vor dem Kriege nannten die Berliner die erste Gruppe: „der gehemmte Fortschritt“ und die andere: „der ermuthigte Rückschritt“.

Auf dem Hofe wirft ein St. Georg in kolossalem Maßstabe, ein Meisterwerk von Kiß, den Drachen nieder. Der scheußliche und schreckliche Drache schlägt seine Krallen in die Brust des wild auffahrenden Pferdes, der Heilige mit erhobenem Schwert strahlt in seiner Ruhe. Der Effekt ist nicht gesucht, da die Gegensätze ganz natürlich sind; es ist der Geist, der die Materie besiegt, es ist Gott selbst, der in dieser Rüstung den Drachen erlegt.

Ich gerathe in einen Schwarm von Besuchern, die wie ein Bienenvolk im Vestibule summen. Es ist eine amerikanische Schule, die eine Ferienreise auf dem Kontinent macht, sie ist von einer langlockigen, bebrillten, blauverschleierten Lehrerin begleitet. Bauern aus der Mark Brandenburg, welche ihre Marktgeschäfte beendigt haben und die ihnen bleibende Zeit dazu benutzen wollen, um das Schloß, von welchem die alten Sagen sprechen, zu besuchen, stehen in ängstlicher Entfernung von den jungen Misses, welche sie für Pariserinnen halten. In Preußen glaubt man nämlich

*) „Dieses ist das feste Gebäude, das Friedrich mitten im Kriege und durch den Krieg erbaute. Das Werk ist würdig des Siegers. Nicht wo anders als in seiner Stadt konnte der preußische Kriegsgott wohnen.“

an den bösen Blick und französische Blicke müssen so viel Verwünschung ausdrücken, daß jeder vorsichtige Deutsche ihnen ausweicht. Endlich kommt ein Beamter in Kniehosen und gelben Strümpfen mit einem Bund Schlüssel, und sich an die Spitze der Kolonne stellend, ruft er: „Vorwärts!" Da fehlte nur noch eine Trommel. Wir steigen eine holprige, aus großen Ziegeln erbaute Rampe hinan, auf welcher die Kurfürsten und die früheren Könige hinaufzureiten pflegten, die Damen aber in Tragsesseln sich hinauftragen ließen.

Ehe man uns in die Zimmer einläßt, ladet man uns ein, enorme Filzschuhe anzuziehen. Auf den gewichsten Parquets fahren wir mehr als wir gehen. Die märkischen Bauern sind in tödtlicher Verlegenheit und wissen sich nicht anders zu helfen, als indem sie sich an den Lakaien hängen. So segeln wir durch den Schweizersaal, der nur dem Namen nach helvetisch ist; wir ziehen durch den Königssaal, den das Bild Sr. Majestät schmückt, deren Helmspitze wie ein Blitzableiter allen politischen Stürmen Europa's trotzt. Nachdem wir den Rittersaal passirt, gelangen wir in den Thronsaal. Friedrich I. hat sich an die Decke in der allegorischen Gestalt eines Mars malen lassen, dessen ganze Kleidung nur aus einem Helm besteht und der mit Göttinnen tändelt, deren Toilette auch nicht vollständiger ist als die seinige. Der königliche Thron ist aus massivem Silber und mit Säulen, gleichfalls aus Silber, umgeben. Gegenüber an der Wand hängt der silberne Schild, den die Stadt Berlin im Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung überreichte. Im nächsten Saale, dem schwarzen Adler-Saale, befindet sich ein Bild, von dem man überall photographische Copien sieht, Wilhelm I. auf dem Schlachtfelde von Gravelotte bei sinkender Nacht. Hr. v. Bismarck erscheint wie ein Gespenst hinter den Generalen, welche den Kaiser umgeben, der Boden ist durch den Kampf zertreten und zerstampft, blutgetränkt, mit Waffen und Leichen besäet. Im Hintergrunde leuchten unheimliche Feuer auf: die Opferfeuer des Sieges. Der

Kaiser im Vordergrunde gleicht dem reitenden Tode von Holbein, der, von seinem Ritte ermüdet, unentschlossen am Wege hält und über sein eigenes Werk zu erschrecken scheint.

In diesem Saale wird alljährlich das preußische Ordensfest gefeiert. Es bestehen sieben Orden. Dem Banket wohnen der Kaiser und die Prinzen seines Hauses bei. Das erste Ordensfest fand am 17. Januar 1701 gelegentlich der Krönung des ersten Königs von Preußen statt. Unter Friedrich II. wurde das Ordensfest vernachlässigt; Friedrich Wilhelm setzte es im Jahre 1810 wieder ein und schnitzte sich daraus eine Waffe gegen Frankreich. Die Königin Louise, jene deutsche Johanna, wohnte diesen Festen bei und ihre Reden ermahnten die Herzen, das erniedrigte Vaterland zu rächen. Sie sprach mit der doppelten Autorität der Schönheit und des Unglücks gleich einer begeisterten Priesterin, in welcher sich der Geist der Germania der Nibelungen verkörpert hatte. Während der Belagerung von Paris wurde das Ordensfest pomphaft in Versailles gefeiert. Napoleon III. war preußischer Ritter, man hatte ihn mit dem schwarzen Adlerorden bedacht.

Der weiße Saal, in welchen wir treten, ist der größte im Schlosse. Die Ecken der Saaldecke sind mit vier Basreliefs verziert: der Glaube, die Liebe, der Friede und der Ruhm, allegorische Persönlichkeiten, die bisher kaum in der Lage waren, sich verständigen zu können. Die Brustbilder der großen Generale und Staatsmänner Preußens sind im Friese angebracht und an den Wänden stehen die Bildsäulen der zwölf Kurfürsten in milchweißem Marmor. In der herrschenden trüben Beleuchtung verschwimmen die Bildsäulen und werden Schatten gleich.

Bei Eröffnung der Parlamentssession hält der Kaiser in diesem Saale die Thronrede. Alle Abgeordnete finden sich dort ein, wohlverstanden mit Ausnahme der Elsaß-Lothringer und der Sozialisten. Beim Erscheinen Sr. Majestät klirren die Fensterscheiben von einem gewaltigen Hochruf. Der Kaiser trägt bei

dieser Feier Generalsuniform und ist von seinem Sohne, vom Prinzen Friedrich Karl und von Hrn. v. Bismarck begleitet, erstere in Generals-, letzterer in Kürassieruniform. Früher befanden sich auf der Tribüne die Königin und die königlichen Prinzessinnen, gegenwärtig bemerkt man dort nur noch die Vertreter des diplomatischen Korps. Zur Zeit, da der Reichstag nur Bundesparlament war, fuhren die Zaunkönige und Fürstchen des Bundes in ihren schweren Staatskutschen mit rothsammtenen Bockdecken und weißgepuderten Kutschern über den Schloßplatz. Der Kronprinz fuhr mit sechs Braunen, ihm vorauf bildhübsche Vorreiter in Puderperrücke und goldbetreßter Jacke. König Wilhelm, unbeweglich wie ein Erzbild in seinem zweispännigen Brougham, fuhr ebenfalls vorüber. Die Soldaten bildeten Spalier und die Menge schwenkte die Hüte, ohne jedoch zu rufen. Dieses Vorüberfahren hatte etwas von einer Maskerade an sich und war für Berlin ein anziehendes Schauspiel.

Der weiße Saal wird gewöhnlich in einen Banketsaal beim Empfang von regierenden Häuptern umgewandelt. Als der Schah von Persien Berlin besuchte, wurde ihm ein an die Feenmärchen erinnerndes Fest unter diesen gewappneten und vergoldeten Lambris gegeben. Die Kaiserin machte die Honneurs und hielt eine französische Rede, welche die Deutschen nie haben verstehen wollen. Dagegen als Viktor Emanuel Wilhelm I. einen Besuch abstattete, zog sich die Kaiserin nach Baden zurück und weigerte sich auf das Bestimmteste bei Hofe zu erscheinen, so lange „der Kerkermeister des Papstes“ und der Gatte der „Tambourmajorstochter“ dort weile.

Die Schloßkapelle, zu welcher wir nunmehr hinabsteigen, besteht aus einer großen, mit kostbaren Marmorarten und Fresken geschmückten Kuppel. Luther lächelt Moses zu; der Kurfürst Friedrich II. leistet dem Propheten Jesaias Gesellschaft; Johannes Huß scheint dem Apostel Paulus scheele Blicke zuzuwerfen. Das Ganze ist ein unbeschreibliches Durcheinander von biblischen Figuren, von Männern und Fürsten jeden Zeitalters, von Reformatoren

und Märtyrern. Man verdankt dem Kaiser die Schöpfung dieser Galerie, die, wie behauptet wird, eine philosophische Idee darstellen soll. Leider ist diese Idee den armen Menschenkindern nicht verständlich, und daher wäre in diesem Heiligthum ein erläuternder Katalog ungleich nützlicher als ein Gesang- oder Gebetbuch. Wenn das die höchste Schöpfung der religiösen Kunst in Berlin ist, so leidet diese Kunst auffallend an Schwäche und Sterilität. Es fehlt ihr in der That das Wesentliche, das die katholische Kunst belebt: der Lebensfunke, der Glaube. Sehen wir uns diese sonderbaren Malereien näher an; sie haben nichts Kirchliches, sie lassen den Beschauer gleichgültig und kalt; nichts das Jenseits ahnen Lassendes ist da zu finden, sie bleiben dort stehen, wo die Vernunft, die nicht weit reicht, aufhört. Die deutsche Malerei hat den pathetischen Charakter Christi vollständig umgewandelt, er ist nicht mehr der blutende Gott der Passion, der göttliche Gekreuzigte, der auferstandene Sieger über den Tod; sie hat ihn zu einem jungen deutschen Doktor gemacht, zu einem sinnenden, sanften Philosophen mit blauen Augen und lockigem Haar. Man schaut nicht mehr zu ihm auf, man sieht ihn mit respektvoller Neugierde längs der poetischen Ufer des See's von Tiberias, zur Sonnenrüste, wenn die Enten das Röhricht verlassen und die Tauben in den Palmen girren, wandeln. Die Armen, die Bedrängten, Diejenigen, die kranken Herzens sind, erkennen in ihm nicht mehr den ewigen Freund, den tröstenden Christus, der siegreich sein Kreuz trägt. Er ist ein Weiser, kein Gott. Käme Magdalena, von göttlicher Liebe zu seinen Füßen getrieben, er würde verwirrt sich von ihr heben und ihr eine Abhandlung über Moral in zwei Bänden, mit Randbemerkungen und analytischer Uebersicht versehen, zurücklassen.

Als ich in den Hof zurückgekehrt war, hörte ich einen der brandenburgischen Bauern seinen Kameraden zuflüstern: „Wir haben nichts von der weißen Frau gesehen, ich habe es Euch wohl gesagt, daß es nur ein Märchen ist.“

Diese „weiße Frau“, welche die Volkssage in das königliche Schloß versetzt, durchschritt, wie behauptet wird, allnächtlich die sechshundert Zimmer, in den königlichen Gemächern zeigte sie sich nur am Vorabend einer Katastrophe.

Man erzählt, daß vor etwa zehn Jahren Wilhelm I., um sich vom Vorhandensein des Geistes zu überzeugen, alle Stockwerke des Schlosses zur mitternächtlichen Stunde mit seinen Adjutanten durchforscht habe. „Man hat den König, aber keinen Geist wahrgenommen“, sagten die Berliner.

## VII.

### Das Museum.

Es liegt am andern Ende des Lustgartens, gegenüber dem königlichen Schloß. Man kommt am Dom vorüber, der viel eher einer Eskimohütte als einer Kirche gleicht. Der Dom soll in nächster Zeit abgebrochen und durch ein Campo Santo, ähnlich dem zu Pisa, ersetzt werden, das gleichzeitig als Grabstätte der königlichen Familie dienen und ein Pantheon berühmter Männer des neuen Reiches werden soll.*)

Wie man weiß, wurde vor zwanzig oder dreißig Jahren Deutschland von schwärmerischer Liebe für Griechenland und seine Baukunst ergriffen. München ahmte Athen nach. Berlin, das seinerseits von dieser wenig nationalen Begeisterung ergriffen wurde, schmückte seine Wachtgebäude mit korinthischen Kapitälern. Die Soldaten in der Pickelhaube hielten an dieser Art von Propyläen Wache. Dieß Alles macht den Eindruck einer travestirten Iliade. Das Museum gilt als das Meisterwerk dieses entlehnten Kunststyles, den der Architekt Schinkel in der „Stadt der Intelligenz" einführte und verbreitete. Er hat den Plan zu jenem Koloß ohne Hoheit und ohne Effekt gezeichnet, zu jenem enormen Mauerwerke, das die Pfähle, auf welchem es ruht, beinahe erdrückt.

---

*) Die Kammer hat jüngst 600,000 Mark für die Erstellung dieses Gebäudes bewilligt.

Eine breite Treppe, welche zu einer Säulenhalle führt, schmückt diesen Bau. Unter dieser umschleierten Sonne, fern vom Volkstreiben und seinen Wellen, in jener grauen nordischen Atmosphäre, nimmt sich dieses Museum wie eine Karrikatur eines griechischen Tempels aus.

Steigt man die Treppe hinan, so fällt der Blick auf zwei Gruppen vom Bildhauer Kiß, die für einen Augenblick die Häßlichkeit des Baues vergessen lassen. Es ist eine nackte Amazone zu Pferde im Kampfe mit einem Tiger — klassische Schöpfungen der deutschen Romantik, voll Feuer, das Seele und Körper durchbebt.

Die Fresken, welche die Säulenhallen schmücken, sind das Werk des Malers Cornelius nach Schinkel'schen Kartons. Das Kolorit ist gesucht, hart für das Auge und ohne Grazie. Cornelius ist ein großer Zeichner, doch ein großer Maler ist er nicht. Nie hat er eine eigene Farbe besessen. Bald entlieh er die farbeglühende Palette des Paul Veronese, bald nahm er den ernsten Pinsel Albrecht Dürer's oder Caravaggio's an. Daraus entstand etwas Schreiendes, Disharmonisches, gleich einem Musikstück, in dem Mozart'sche, Wagner'sche, Offenbach'sche und Auber'sche Musik durcheinander gewürfelt ist. Cornelius hat die Monumentalmalerei auf das Niveau der Genremalerei heruntergedrückt; viele seiner Fresken, deren München sich rühmt, sehen wie Karrikaturen aus. Die Deutschen sind die Ersten, die gerügten Fehler zu erkennen, doch entschuldigen sie sie durch die Redensart: Cornelius aber ist ein so tiefer Denker! Er hat in Deutschland die philosophische Malerei eingeführt. Vor ihm beschränkten sich die Maler einfach darauf, ohne weitere Prätension, aus Liebe zur Kunst, die Götter und Göttinnen auf ihrem olympischen Wolkensitz thronend oder wie sie sich in den reizenden und verschiedenartigen Metamorphosen den Menschen offenbarten, darzustellen. Den Künstler beschäftigte nichts weiter als das Ideale und Schöne. Cornelius machte aus der Malerei eine humanitarische und philo=

sophische Kundgebung: er suchte Gott und die Schöpfung zu erklären; er enthüllte die Mysterien und dazu bediente er sich seines Pinsels wie der Denker sich seiner Feder bedient, um Abhandlungen zu schreiben und Systeme zu entwickeln. Er legte das Sezirmesser an die Doktrin. Schinkel gehörte dieser Schule an, die glücklicherweise heute keine Adepten mehr besitzt. Vor lauter Tiefe und Wissenschaftlichkeit verfiel die Monumentalmalerei auf Rebus und Logogryph. Als Beweis sollen mir nur die äußeren Fresken des Berliner Museums und die sie im „Führer durch das alte und neue Museum in Berlin von Dr. Philipp Löwe" *) begleitenden Erklärungen dienen. Ich führe wörtlich an:

Erstes Bild. Frühling, Morgen, Kindheit.

Die Sibylle, welche nach der Meinung der Griechen den Hexameter und damit die Poesie erfunden und den Menschen zuerst den Willen der Götter, die Satzungen gesitteten Lebens mitgetheilt hat, eine jugendliche Frauengestalt, fesselt das neue Geschlecht durch die Deutung der Zukunft, welche sie auf Palmblätter zeichnet. Hirtenvölker in ruhigem Naturgenuß liegen bei ihrer Heerde. Wildes Jägervolk steigt aus den Bergwäldern herab. Die Muse und Psyche spannen in der Hütte des Dichters die Saiten auf seine Lyra. Das Volk nimmt Theil am Wettstreit der Kraft und Gewandtheit: junge Männer schießen nach einer an einem Baume befestigten Eule; Viktoria führt die Hand des Siegers. Der jugendliche Genius des Dichters läßt Begeisterung von seinen Lippen strömen; Jünglinge sind liebend um ihn beschäftigt, ihm Kühlung zufächelnd und mit Quellen spielend.

Zweites Bild. Sommer, Mittag, Jugend.

Die Ernte und ihre Freuden. Die Nymphe reicht einem jungen Krieger den Trank der Begeisterung. Musikgenuß. Der Hirt lagert bei seiner Heerde, ein Mädchen spielt die Lyra, zu

*) Berlin bei W. Logier (G. Radewald).

deren Akkorden ein Knabe auf der Flöte die Begleitung gibt. Unschuldiger Muthwille mit dem Elemente der Phantasie, angedeutet durch ein junges Mädchen, das eine im Schöpfen begriffene Nymphe begießt. Auf den Wolkenhöhen des Helikon entspringt, unter dem Hufschlag des Dichterrosses Pegasus, der Quell der Phantasie Hyppokrene. Unter dem Liebkosen unschuldiger Nymphen rieselt er hinab in den Brunnen, aus welchem der beglückte Mensch den Trank der Begeisterung schöpft. Pegasus wird von Nymphen geliebkost und von einem liebenden Paare angestaunt.

Wie das idyllisch klingt!

Herr Dr. Löwe, den die olympischen Götter zur Strafe in eine Gießkanne verwandeln sollten, beschreibt ferner in folgender Weise den Tagesanbruch:

Ein Harfenchor in Morgenwolken verkündet den Aufgang der Sonne, unter ihnen erheben sich singende Lerchen aus bethauten Kornfeldern.

Errathe wer mag dieses Kauderwälsch, das denn gar zu lustig klingt, aber doch das Verdienst hat, einen entsprechenden Begriff von der Malerei der Herren Cornelius und Schinkel zu bieten.

Man gelangt auf einer dunkeln Treppe zur Gemäldegalerie, nachdem man vorher eine Rotunde passirt, welche die wundervollen Raphael'schen Teppiche schmücken und eine Legion griechischer Götter und Heroen, inmitten welcher früher die mit einem papiernen Lorbeerkranz gekrönte Büste Kaiser Wilhelm's stand: Mit seinem steifen Kragen und wohlgekämmten Backenbart glich er einem eine Schwimmschule beaufsichtigenden Polizeiinspektor.

Die Sammlung im alten Museum umfaßt die vom großen Kurfürsten in den Schlössern zu Potsdam, Berlin und Charlottenburg gesammelten Gemälde, welche in drei Abtheilungen mit Unterabtheilungen, nach der historischen Entwicklung der Kunst, eingetheilt sind. Die erste Abtheilung, welche die italienische, spanische und französische Schule umfaßt, besteht aus fünfhundert

Bildern; die zweite Abtheilung, in welcher die flämische, holländische und deutsche Schule sich befinden, enthält ebenfalls fünfhundert Bilder; die dritte Abtheilung, dreihundert Bilder enthaltend, vereinigt byzantinische, italienische, holländische und deutsche Alterthümer.

Ich mag nicht ein bereits geliefertes Werk über die Berliner Galerie noch einmal liefern, obgleich dasselbe alt und unvollständig ist. Herr Viardot*) fällt ein gewissenhaft richtiges Urtheil, indem er sagt: „Diese Sammlung enthält kein einziges jener höheren, kapitalen, in den Geschichtsbüchern der Kunst berühmten Werke, die alle Welt kennt und beneidet, welche über eine ganze Sammlung den Glanz ihres Weltrufes leuchten lassen. Nichts Vorzügliches, auch nichts Schlechtes, Alles dreht sich um eine achtungswerthe Mittelmäßigkeit."

Hier sucht man vergeblich die anbetungswürdigen Jungfrauen Raphael's, die ernsten und pathetischen Mönche Zurbaran's, die wunderbaren Engel Correggio's, die strahlenden Venusgestalten Titan's. Hier und dort finden sich einige reizende Werke von Meistern zweiten Ranges; sanfte, keusche Madonnen von Johann Bellin, Roselli, Filippo Lippi und Ghirlandajo. Die toskanische heilige Jungfrau ist bereits aus ihrer ewigen Extase herausgetreten, sie hat ihre byzantinischen Schleier gelüftet, um gleich einer Königin ihren thronähnlichen Stuhl zu besteigen; erhaben und sinnend erwartet sie Raphael, der ihre Züge beleben, ihren Lippen das Lächeln, ihren Augen die Liebe verleihen soll. Schaaren pausbäckiger, rosiger, kleiner Engel, mit runden Beinchen und weißen Taubenflügeln, werden sie schwebend zwischen Himmel und Erde tragen, und die Menschheit wird vor der idealen Erscheinung, vor dem Morgenstern und der fleckenlosen Lilie sich in der Person jener in ihre goldenen Meßgewänder gehüllten Oberpriester und Bischöfe, jener blassen, regungslosen Mönche, die bereits in ihrem

*) Viardot, les Musées d'Allemagne. Paris 1860.

härnenen Gewand wie in ihr Leichentuch eingehüllt sind, niederknieen.

Die deutschen Meister sind dünngesäet. Kein Holbein der Aeltere ist vorhanden, dagegen drei Porträts von Holbein dem Jüngeren, wahre Perlen.*) Lukas Cranach ist durch seinen „Jugendbrunnen" vertreten, ein geniales, kurzweiliges Phantasiestück: alte, runzelige Weiber, deren Haut an den Knochen hängt, lassen sich bis an den Rand eines Wasserbeckens bringen, in welches sie untertauchen, um jung, lustig und kräftig wieder herauszukommen. Sie singen, tanzen, trinken und essen namentlich, woraus zu entnehmen, daß der Maler keinen Zweifel über ihre Nationalität aufkommen lassen wollte.

Ein anderes Bild phantastischer Art, das „jüngste Gericht" von Bosch, ist werth näher betrachtet zu werden. Viardot hat es nicht erwähnt. Die verteufelte Laune Callot's und Tenier's hat nichts Sonderbareres geschaffen. Während die Gerechten vor den Ungeheuern, welche die Hölle ausspeit, gerettet werden und ohne Schwierigkeit, wie durch ihr unbeschwertes Gewissen getragen, gen Himmel steigen, haben die Bösen Martern zu leiden, vor welchen die Einbildungskraft erschrickt. Teufel mit Krokodilsköpfen schinden die Diebe bei lebendigem Leibe; andere Teufel mit Wolfsschnauzen gießen flüssiges Blei in den Schlund der Lügner; einige der armen Sünder werden wie Korn unter die Mühlsteine geworfen; andere werden in Höhlen eingemauert. Inmitten dieser Abschlächterei der Verdammten spazieren große Teufel mit Bäuchen wie Bürgermeister, ihr Leib, rund wie ein Straußenei, endigt in einem Schlangenschweif und Froschbeinen.

Eine Galerie verbindet das alte Museum mit dem neuen.

---

*) Diese Bilder stammen aus der Suermondt'schen Sammlung, welche das Museum im Jahre 1874 um Fr. 1,002,750 kaufte. Das schönste, das Porträt eines englischen Gentleman, datirt aus der Zeit des ersten Aufenthaltes Holbein's in England (1527—1528).

Das erste Stockwerk enthält die egyptischen Alterthümer, die germanischen Alterthümer, die ethnographischen Sammlungen; im zweiten Stockwerk befinden sich die Gypsabgüsse, im dritten die „Kunstkammer", d. h. eine Sammlung von Sehenswürdigkeiten aus aller Herren Länder und aus allen Zeitaltern, ein Trödelkram für Liebhaber und Antiquare, die abgetragenen Kleider der früheren Kurfürsten und der Knotenstock, mit welchem der dicke Wilhelm die Weiber schlug, die er unbeschäftigt auf der Straße antraf.

Der Saal für die germanischen Alterthümer ist mit Fresken, welche die Götter der Walhalla darstellen, geschmückt. Wodan, der Götter und der Menschen Vater, Odin, der Gott des Sieges, Vater des Heeres, mit goldenem Helm und begleitet von seinen zwei Wölfen, ist von schwarzen Raben, die ihm Alles, was in der Welt vorgeht, zu berichten haben, umgeben; sein Roß hat acht Füße, unter deren Hufen die Erde bebt. Neben Odin ist sein liebster Sohn Baldur, den sein blinder Bruder Hodur ermordet hat, wodurch symbolisch das zunehmende im Gegensatz zum abnehmenden Licht des Mondes ausgedrückt wird. Baldur ist schön wie Apollo. Uller, der Gott des Eises und des Schlittschuhes; Bragi, der Gott der Poesie; Loki, der Gott des Feuers, gehen den Göttinnen der höheren Regionen voran: Freya, Göttin der Liebe; Gefion, Beschützerin der Jungfrauen; Hertha, Göttin des häuslichen Herdes und Iduna, Göttin der Jugend; wer die Aepfel, die sie für die unsterblichen Götter pflückte, aß, entging dem Alter und dem Tode. Die drei, den drei Parzen der griechischen Mythologie entsprechenden Nornen stehen am Fuße der Weltesche, um die Menschen zu richten, während die Walkyren oder Schlachtenjungfrauen auf Befehl Wodan's die auf dem Blutfelde gefallenen Krieger aufheben und zur Walhalla tragen.

Der Saal der egyptischen Alterthümer ist ebenfalls mit Wandmalereien, welche Landschaften oder Bauwerke darstellen,

geschmückt; man erblickt, wie in einem Diorama, die Pyramiden des Cheops, den Zodiakustempel zu Denderah, die Memnonssäule, die große Pyramide von Memphis, den Tempel zu Carnac, die Insel Philä u. s. w. Eine wahrhafte Gelehrten-Spielerei hat den Erbauer dieses Saales, der nach dem Plan eines assyrischen Tempels gebaut ist, veranlaßt, die Mauern mit Hieroglyphen zu bedecken, welche die Tugenden und die Thaten des gegenwärtigen Königs preisen.

Doch gehen wir zu den Fresken Kaulbach's, welche die große Treppe schmücken und das Hauptwerk des Meisters sind, über. Er hat zu dieser Riesenarbeit, die erst 1866 beendet wurde, neunzehn Jahre gebraucht. Ein ganzes Buch wäre nöthig, um dieses Götter- und Menschenepos zu beschreiben. Die moderne Kunst hatte diese Höhe der Auffassung, diese eben so brillante als großartige Ausführung noch nicht erreicht. Diese umfangreichen Wandmalereien, welche die Weltgeschichte umfassen, sind das Werk eines Titanen der Malerkunst. Die streitende Menschheit zieht in ihrer Gesammtheit an unsern Blicken vorüber. Hier ist der Fall des Thurmes zu Babel und die Zerstreuung der Völker; dann die Blüthe Griechenlands; die Zerstörung Jerusalems; die Hunnenschlacht; die Bekehrung Wittekind's; die Kreuzfahrer vor Jerusalem und endlich das Zeitalter der Reformation, zu welchem wir die Kartons auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1867 gesehen haben.

Kaulbach ist der erste der nationalen Maler, er ist der Béranger, der Tyrtäus der deutschen Malerei.*) Sein Pinsel ist ein Schwert, seine Palette ein Schild. Der kriegerische Künstler kann einen wohlberechtigten Antheil an der Niederlage Frankreichs und dem Fall von Paris für sich beanspruchen. Seit

*) Gleich Béranger hat Kaulbach neben seinen größten Meisterwerken Malereien hergestellt, deren Obscönität die Arbeiten des Julius Romanus weit hinter sich läßt.

dreißig Jahren schüren seine wüthenden Kompositionen Haß und Verachtung gegen die lateinischen Racen in den Herzen der Deutschen und predigt eine blonde Nemesis mit Luchsaugen den Rachekrieg bis zur Vernichtung.

Diese Malereien im Berliner Museum sind gleichsam das Kriegsgeschrei der germanischen Nation; es sind fürchterliche Prophezeiungen, deren Anfang wir erst erlebt haben und welche zu erfüllen die kommenden Geschlechter berufen sind. Die „historische Mission Deutschlands“ ist auf diesen unheimlichen Mauern wie ein Mene Tekel aufgezeichnet. Die Zerstörung des Thurmes zu Babel bedeutet den nahen Fall des Katholizismus und der lateinischen Racen; die Zerstörung von Jerusalem bedeutet die Zerstörung von Paris, der verfluchten Stadt, der Hauptstadt des gesunkenen Volkes.*)

Man blicke auf jene durch den Fall des Thurms zu Babel umgestürzten Götzenbilder, das ist die katholische Religion, welche unter den Trümmern der modernen Welt begraben wird; jene Belialspfaffen, welche aus dem Tempel flüchten, der unter den Streichen eines rächenden Gottes zusammenbricht, werden von der Reformation und dem Geiste der Neuzeit verjagt; und jener Reiter mit Helm und Lanze, welcher sinnend den Söhnen Japhets folgt, bedeutet die germanische Race, „bestimmt, einst die ganze Welt zu durchmessen, sagt der offizielle Katalog des Museums, und ihr die Kultur und den Sinn für das Schöne zu bringen.“

In der Zerstörung von Jerusalem ist es nicht allein eine Stadt, sondern ein ganzes Volk, das unter dem flammenden

---

*) In edler patriotischer Begeisterung hatte Herr Paul Baudry, der Maler des neuen Opernhauses, auf der Rolle, welche Calliope hält, den Namen „Elsaß“ verzeichnet. Die Zensur strich das Wort und ließ es durch einen Vers Virgil's ersetzen. Die Zensur kennt wahrscheinlich nicht die Fresken Kaulbach's, welche seit vierzehn Jahren den Deutschen im Allgemeinen und den Preußen im Besonderen den Krieg gegen Frankreich und die Plünderung und Zerstörung von Paris predigen.

Schwert der Würgengel untergeht. Titus bringt an der Spitze seiner siegreichen Legionen und gefolgt von Liktoren, voran die Hörner, welche dem jüdischen Volk den Tag der Vergeltung verkünden, durch die Bresche. Diese Hornisten, deren ganze Erscheinung barbarisch ist und uns mit Schrecken erfüllt, sind in deutscher Tracht; Titus hat die Züge eines deutschen Kaisers und scheint von seinem Pferde herab der Welt bereits Befehle zu ertheilen. Oben im Himmel, inmitten blutrother Wolken, sitzen die Propheten mit den Büchern, in welchen sie diese Heimsuchung verkündet haben, welche die Juden aber verkannten. Ihr Blick bedroht den tempelschändenden Hohenpriester, der sich aus Verzweiflung auf den Altarstufen den Tod gibt. Durch die Säulenhallen hindurch wird man den rothen Widerschein der brennenden Bundeslade gewahr; und auf der Tempeltreppe stehend schauen regungslos, wie Bildsäulen der Feigheit und der Ohnmacht, die beiden Heerführer Jerusalems mit stierem Blick auf die Gräuel- und Jammerscenen der Belagerung, auf jene ausgehungerten Gestalten, welche in ihre Fäuste beißen, jene in Schmerz aufgelösten, leichenähnlichen Mütter, welche ihre Kinder erwürgen, während die siegreichen Legionen wie aus Ironie mit ihren Lanzenspitzen den Stein zu jenem ungeheuren Grabmal zu heben scheinen.

So dauert „der heilige Krieg“ symbolisch auf den Mauern des Berliner Museums fort, wie auf jenem andern Freskobilde Kaulbach's, wo die Seelen der Hunnen in langen Zügen in die Höhe steigen, um im Himmel noch den auf der Erde beendeten Kampf fortzusetzen.

VIII.

## Das Palais des Kaisers.

Man erzählt, daß, als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg und er, von seinem ersten Ausgange als König heimkehrend, die beiden Thürflügel seines Salons geöffnet fand, den Lakai, der es für gut befunden, eine der ersten Vorschriften der neuen Hofetiquette praktisch anzuwenden, fragte: „Bin ich denn seit gestern um so viel dicker geworden?“ Er befahl, es ferner so zu halten, wie es zur Zeit, da er noch Kronprinz war, geschehen, und daß nur ein Thürflügel geöffnet würde.

Der Sohn ist dem Beispiel des Vaters gefolgt. In den Grundsätzen strengster Oekonomie erzogen, ein Gegner aller Repräsentation und allen Aufwandes, hat Wilhelm I. nach seiner Thronbesteigung an seiner bürgerlichen und einfachen Lebensweise nichts geändert; er blieb in dem Hause, das er als Kronprinz von Preußen bewohnte; und nach seiner vor den Mauern von Paris erfolgten Ausrufung zum Kaiser, ist er wiederum, wenn auch mit etwas mehr Pomp, in seine bescheidenen königlichen Gemächer zurückgekehrt. Dieses nur zweistöckige Haus zeichnet sich vor den übrigen weder durch die Architektur, noch durch irgend welchen äußeren Schmuck aus und weist weder Festons noch Säulenkränze auf; es steht, wie ein gemeiner Soldat, mit den übrigen in Reih und Glied. Dieses gewöhnliche Haus, welches nicht einmal ein

Gitter von der Straße trennt, ist in den Augen der Berliner, die dessen hohen Bewohner kennen, ein wahrer „Palast“; der Bewohner adelt das Wohnhaus. Aber für den Fremden, für den, der die Tuilerien, die Burg in Wien, den Winterpalast in St. Petersburg, den Quirinal und St. James gesehen, ist es ein Gebäude ohne besonderes Gepräge, das Wohnhaus eines vom Geschäft zurückgezogenen Handelsherrn, das durchaus nicht in's Auge fällt. Man muß schon einige Zeit unter den Linden herumspazieren, ehe man eine Ahnung von der gefürchteten Majestät bekommt, welche dieses übertünchte Mauerviereck als irdischen Wohnsitz erkoren hat. Die trübselig dreinschauenden Schildwachen, die auf dem Perron wie Blitzableiter dastehen, werden alle zwei Stunden abgelöst, und kurz vor zwölf Uhr Mittags begibt sich ein feierlicher Zug von Generalen, mit Helmen und großen rothgefütterten Mänteln, gleich Hirten an die Krippe der preußischen Monarchie, den Säbel statt des Hirtenstabes an der Seite. Gegen Abend halten Fuhrwerke und Kutschen am Fuße der Treppe, und wenn die Nacht niedersinkt, fährt ein kleiner, blauschwarzer Wagen, mysteriös und phantastisch, von einem feurigen Pferde gezogen, längs der Mauer des spärlich erleuchteten Hauses und verschwindet links durch einen sofort wie eine Fallthüre sich wieder schließenden Thorweg. Dieser gespenstige Wagen gehört dem Mephistopheles des Kaiserreichs — Herrn Otto Fürsten von Bismarck-Schönhausen.

Sobald die ersten Strahlen der Aprilsonne ihre Goldflitter über die Dächer der Hauptstadt ausstreuen, öffnet sich ein Eckfenster im Palais, ein kräftiger Greis mit kahler Stirn, mit röthlichem Gesicht, steht daran. Der Kopf ist groß und ruht auf den Schultern eines Kolosses. Zwei graue, gelb melirte Augen erglänzen unter buschigen Augenbrauen, die sich leicht zusammenziehen. Sein Schnurrbart, der mit einem dichten, weißen Backenbart sich verbindet, hängt in weißen Flocken über seinen Lippen und verdeckt deren Zusammenziehen oder Lächeln, die

Freude und den Zorn. Diese olympische Erscheinung, deren göttliches Wesen sich unter einem Korporalsmantel verbirgt, ist der Kaiser. Man könnte von der Straße aus ihm die Hand oder ein Schreiben reichen. Er wohnt dem Erwachen seiner guten Stadt bei, denn er genießt gern in früher Stunde den Anblick seines gehorsamen und treuen Volkes und steht früh auf, um den Göttern zu danken, daß sie wiederum seinem glorreichen Leben einen Tag mehr hinzufügten. Mit Tagesanbruch steht er auf und dann, wie die Dichter des neuen Kaiserreiches singen, „begrüßt die himmlische Sonne die Erdensonne". Thatsächlich sind es nur Straßenkehrer, die vorüberziehen, und welche Jenen grüßen, der mit seinem kräftigen Arm so viele Könige, so viele Fürsten von ihrem Thron weggefegt hat.

Von diesem Fenster aus übersieht Wilhelm I. mit einem Blick sein Reich und seine Macht; dort, rechts, erhebt das Zeughaus seine stolze Façade, daneben die Hauptwache und weiterhin die Universität, eine andere Hauptwache, wo jene Geisteskämpfer wachen, die mit Feder und Ideen ihre Schläge führen. Dann steht dort das Opernhaus, die Heimstätte des Tanzes und der Freude, wo man bei der Zauberflöte das Schlachtengetöse vergißt, wo Mars in den duftenden Gärten der Venus von seinen Strapazen ausruht. Gegenüber dem königlichen Fenster sitzt Friedrich der Große auf seinem Bronzeroß, als wenn er seinen Nachfolgern den Weg zum Siege wiese; um den kriegerischen und philosophischen König stehen die Generale von 1813 und 14 wie ein Wall der alten Monarchie, und scheinen bereit zu sein, von ihren Piedestals herunterzusteigen, um dies neue Reich zu schützen. Dieses Fenster hat seine historische Bedeutung. Kaiser Wilhelm sollte es nie öffnen, ohne daran zu denken, wie wandelbar und eigensinnig Volksgunst ist. Im Jahre 1848 brüllten auf diesem Platze mit Piken und Gewehren bewaffnete Banden von Aufständischen: „Tod dem König! Tod dem Prinzen von Preußen!" Namentlich gegen Letzteren richtete sich die Volkswuth. Er mußte

als Kutscher verkleidet bei Nachtzeit aus Berlin fliehen. In Hamburg schiffte er sich nach England unter dem Pseudonym „Müller“ ein, und kehrte in dieses Haus, wo ihm jetzt das Volk zujubelt, nur nach einem langen Jahre Verbannung zurück. Bei seiner Rückkehr konnte er auf der Façade seines Palais die halbverwischten Worte „Nationaleigenthum“, welche die blutige Hand der Revolution dort hingeschrieben hatte, lesen. Von diesem Fenster aus hörte der König die Posaunen, welche seine Thronbesteigung begrüßten, sah er im Jahre 1861 den großartigen Zug der Fahnen aller durch das neue Militärgesetz errichteten Regimenter, ein Blick in die Zukunft des neuen Deutschlands, wie es, vom Pulverdampf geschwärzt, beutebeladen, unter wildem Siegesgebrüll an seinen Herd zurückkehrte. Er hat im Jahre 1863 bei der Einweihung des zur Erinnerung an seinen Vater errichteten Monumentes dem Vorbeimarsch jener Veteranen von 1813 und 14 beigewohnt, welche in ihm bereits den zukünftigen Besieger des Neffen Napoleon's begrüßten. Von diesem Parterrefenster verkündete der König von Preußen selbst der Volksmenge den von seinem Sohne bei Skalitz erfochtenen Sieg. Von diesem Fenster aus zeigte sich der deutsche Kaiser nach der Kapitulation von Paris dem freudeberauschten Volke. An diesem Fenster endlich erschien vor kaum vierzehn Tagen der Kaiser, um den „Prinzen Karneval“, der zum ersten Male in die Stadt der Gottesfurcht und der guten Sitten einzog, zu begrüßen. Diese Wagenreihe voll Bischöfe, Jesuiten, Pfarrer, Mönche und Nonnen in dulci jubilo, als Weiber verkleidete Studenten, welche aus zu andern Zwecken bestimmten Geschirren tranken, diese elende Maskerade, welche wüstes Gebrüll ausstieß und obscöne Pantomimen darstellte, erheiterte den Kaiser. Ebenso glättete der Tanz der Bacchantinnen und berauschten Satyren die Stirn Jupiters.

Wilhelm I. bewohnt das gegenwärtige Palais seit 1829, dem Jahre seiner Verheirathung. Er hat es nach den Plänen Langhans' an der Stelle des früheren Palais des Markgrafen

von Schwedt und Residenz des Generalkommandanten der Provinz Brandenburg, auf seine Kosten erbauen lassen. Bereits auf dem ersten Plan bezeichnete er selbst als seine persönlichen Gemächer den rechten Flügel, der die Aussicht auf die Linden bietet. Eine eiserne Treppe verbindet das hintere Zimmer, das als Bibliothek dient, mit den Gemächern der Kaiserin.

Treten wir ein. Das Palais ist jedem Besucher zugänglich, wenn Se. Majestät abwesend ist. Wir gehen durch das Vestibul und man führt uns in einen hübschen kleinen Salon, wo der dienstthuende Adjutant sich aufhält. Die Bilder des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen sind über die Thür auf Befehl der Kaiserin gehängt worden, als wenn sie den Kaiser bei seiner Rückkehr im Jahre 1871 segnen und ihm ein Salve Imperator! zurufen sollten. Es ist übrigens allgemein Brauch in Deutschland, die Thüren mit Blumengewinden zur Feier der Ankunft des Hausherrn zu schmücken.

Dieses Wartezimmer ist mit mittelmäßigen Bildern, deren Motive der militärischen Geschichte Brandenburgs und Preußens entnommen sind, geschmückt. Man erblickt dort die Reise des großen Kurfürsten über das eisbedeckte Haff, die Hauptepisoden der heroisch-komischen Epopöe Friedrichs des Großen, die Mordscenen der 1848er Revolution. Hier kartätscht Wilhelm I., damals noch Thronfolger, die Insurgenten der Pfalz nieder, dort ist es wiederum der zukünftige Kaiser, der einen Angriff auf die Aufständischen in Baden befehligt. Er hat, wie man weiß, dieses Volk, das, wie er sagte, nur „gut ist mit Kanonen weggefegt zu werden", nicht geschont. Ein deutscher Schriftsteller, Owerbeck, hat das brüderliche Benehmen der Preußen in Süddeutschland mit folgenden Worten beschrieben: „Die Soldaten des Kartätschenprinzen hatten die Gewohnheit, die Gefangenen mit Gewehrkolben und Stöcken zu schlagen; sehr oft auch peitschten sie die Weiber, und ehe sie ein Haus verließen, in welches sie gedrungen waren, vergaßen sie nie Spiegel, Geschirr und Möbel

zu zerschlagen, mit der Bemerkung, daß die Canaille keine andere Behandlung verdiene." *)

Der Erfolg dieses Feldzuges war ein schneller. Zum General en chef der Infanterie und Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt, suchte der Prinz von Preußen bei der Armee die Popularität wieder zu gewinnen, die er im Lande verloren hatte. Seit jener Zeit rührt seine Fürsorge für Alles, was das Militärwesen und den Fortschritt der Kriegswissenschaften betrifft. Der Kanonendonner, das Rasseln der Waffen, das Trompetengeschmetter klang seinen Ohren wie himmlische Musik. Sein Kämmerlein verwandelte sich in ein Arsenal, er schlief auf einem Feldbett mit Stiefeln und umgeschnalltem Degen, wie ein asketischer Mönch in seiner härenen Kutte. Zum Schreiben setzte er den Helm auf und saß auf einer kleinen Kanone, die er in sein Zimmer hatte bringen lassen. Eine Granate, die vor ihm wie der Schädel in der Grotte des heiligen Hieronymus stand, diente ihm als Dintenfaß und sein Federhalter stellte eine Uhlanenlanze vor. An den Wänden kriegerische Bilder: in Staubwirbel halb verhüllte Schwadronen, wie eine Legion Würgengel in Wolken; fürchterliche Beschießungen, heroische Angriffe, brennende Städte, alle düsteren Bilder des Jammers und der Zerstörung. Für diesen mystischen Soldaten ward der Krieg zur apostolischen Mission, er erblickte in seinen Visionen und Extasen die neue Welt unter der Herrschaft eines von einem Gewehr und einem Säbel gebildeten leuchtenden Kreuzes.

---

*) Owerbeck führt noch andere Thatsachen an: Am 15. Juni wurden ein badischer Dragoner, ein Artillerist und ein Soldat vom 4. Regiment durch preußische Dragoner gefangen genommen und an eine Kanone gebunden; man gab dem Dragoner und dem Infanteristen so viele Fußtritte, daß Beide daran starben. Mehrere badische Soldaten waren nahe daran, durch die Stricke, welche die preußischen Reiter ihnen um den Hals legten, damit sie so schnell wie ihre Pferde laufen müßten, erwürgt zu werden.

In demselben kleinen Zimmer sind auf Gestellen in Mannshöhe die verschiedenen Modelle von Gußstahlgeschützen der preußischen Artillerie, sowie Statuetten von deutschen, französischen, russischen und österreichischen Soldaten aufgestellt. Die Büsten der Kurfürsten von Brandenburg und der Könige von Preußen schmücken die Fensternischen. In dieses Zimmer werden die Minister, Generale, Räthe und alle Personen eingeführt, welche zur Audienz bei Sr. Majestät zugelassen werden.

Ein Gang führt vom Wartezimmer in den Fahnensaal, in welchem der Kaiser die Deputationen und die Gesandten empfängt. Im Hintergrunde dieses Saales erhebt sich eine Art Pyramide, welche dazu bestimmt ist, die Fahnen der in Berlin garnisonirenden Regimenter aufzunehmen. Es ist ein altes Privilegium dieser Regimenter, ihre Fahnen im Königspalais aufstellen zu dürfen, während die Fahnen der anderen Korps im Quartier, die der Landwehr im Zeughause verbleiben. Wenn die Garde zum Exerziren ausrückt, holen die Fahnenträger, vom dienstthuenden Leibjäger begleitet, ihre Fahnen ab, und oft verläßt der Kaiser, der im Nebenzimmer arbeitet, seinen Tisch, um sich in herablassender Weise mit den Soldaten zu unterhalten. Sobald die Musik der Garde, welche vor dem Palais die Ankunft der Fahnen erwartet, zu spielen beginnt, eilt Se. Majestät an das Fenster, indem sie die Uniform zuknöpft und eiligst den Orden pour le mérite umhängt. Niemand hält so viel auf Disziplin und gute Haltung wie der Kaiser. Man erzählt sich, daß Herr v. Bismarck, als er der Gesandtschaft in Frankfurt a. M. attachirt war, dadurch sich die Gunst Sr. Majestät erwarb, daß er eines Tages den König davon abhielt, vor den Truppen in einer Uniform zu erscheinen, die er vollständig zuzuknöpfen übersehen hatte.

Man hat in diesem Fahnensaal mehrere Gemälde von Berliner Künstlern aufgehängt, sowie einige gute Kopien alter Meister. Seit 1866 ist das Panorama des Schlachtfeldes von Königsgrätz auf dem Sopha ausgebreitet liegen geblieben. Zu beiden

Seiten des Spiegels, zwischen den beiden Fenstern, gewahrt man sehr schöne Porzellanvasen voll Ostereier, die, ebenfalls aus Porzellan, aus der kaiserlichen Manufaktur stammen. Mehrere dieser umwundenen und bemalten Eier, auf deren Schalen Blumen oder Köpfe pausbäckiger Cherubinen sichtbar, sind Ostergeschenke des Kaisers Alexander.

Aus dem Fahnensaal gelangt man in den Rapport- und Konferenzsaal. Der erste Gegenstand, der in's Auge fällt, ist der Reliefplan des Schlachtfeldes von Königsgrätz. Man überschaut mit einem Blick das weite Terrain und man kann sich genau Rechenschaft von der Bodenformation und des vom Könige an diesem denkwürdigen Tage ausgeführten Manövers geben. Um den mit einem grünen Teppich belegten Tisch versammelt sich der Ministerrath. Sechs Stühle stehen auf jeder Seite, der etwas erhöhte Sitz des Kaisers befindet sich vor dem Kamin und gestattet ihm, das eben besprochene Schlachtfeld von Königsgrätz und durch das Fenster das Monument Friedrichs des Großen und das Zeughaus zu sehen. Auf dem Tische liegen viele Gesetzsammlungen, militärische Reglements und der Hof- und Staatskalender; eine verschlossene Mappe ist mit „Rapporte der Geheimen Räthe" bezeichnet. In diesem Zimmer hat der Kaiser, noch als Prinz-Regent, dem zum ersten Male unter seinem Vorsitz versammelten neuen Ministerium jene berühmte Ansprache gehalten, welche seitdem „das Programm der preußischen Monarchie" genannt worden ist; auf diesem Tische hat Se. Majestät im Jahre 1864, 1866 und 1870 den Mobilmachungsbefehl unterzeichnet.

In diesem Saale werden die literarischen oder künstlerischen direkt an den Kaiser gerichteten Werke abgegeben. Er selbst öffnet die Paquete, seine Räthe sind mit der Antwort beauftragt.

Längs der Wand zieht sich ein langer Divan, auf welchem durcheinander Pläne, Karten, Bücher liegen. Ich bemerkte zwei Exemplare der großen Pracht-Ausgabe der „Krönungsfeier in Königsberg im Jahre 1861". Das Oelgemälde des Berges Hohen-

zollern, auf welchem das vor kurzem restaurirte Stammschloß der königlichen Familie steht, hängt über dem Kamin. Ein Tischchen nahe dem Fenster, beladen mit jenen kleinen Geschenken, welche sowohl bei Königen als Privaten die Freundschaft erhalten, kompletirt das Ameublement. Die Briefbeschwerer, die Petschafte, die Schreibzeuge in Lapis lazuli sind im Ueberfluß vorhanden und beweisen uns, daß dieser seltene Stein am russischen Hofe in Menge zu finden ist.

Gehen wir in das Arbeitszimmer des Kaisers. Es ist nur zweifenstrig: das eine geht auf die Linden; von diesem Fenster aus überblickt Seine Majestät jenen den kriegerischen Gedanken so günstigen Horizont; vom gleichen Fenster winkt der Kaiser den armen Petenten zu, einzutreten, welche stundenlang am Gitter des Monumentes Friedrichs des Großen stehen und ihre Bittschrift, wie der Schiffbrüchige sein Taschentuch, in die Höhe halten. Das zweite Fenster öffnet sich auf eine Veranda gegenüber dem Opernhause. Wenn die Gundelrebe ihre lustigen Festons um die Säulen dieser Galerie hängen läßt und man diese ruhende, auf einem Lehnstuhl die lange Friedenspfeife rauchende Majestät betrachtet, wie sie, friedfertig wie der gesättigte Löwe vor der Schäferei, die Grazien in das Haus Terpsichorens schlüpfen sieht, so muß man unwillkürlich an die an den Kalifen gerichteten Verse des Dichters denken:

Une fée est cachée en tout ce que tu vois.
Quand tu parles, calife, on dirait que ta voix
  Descend d'un autre monde au nôtre;
Dieu lui-même t'admire, et de félicités
Emplit la coupe d'or que tes jours enchantés,
  Joyeux, se passent l'un à l'autre.

Morgens wenn der Kaiser in sein Arbeitszimmer tritt, nähert er sich sofort diesem Fenster, wo ein Ephemeriden-Kalender, zu seinem persönlichen Gebrauche eingerichtet, hängt; jedes Blatt ist obenan mit einem Bibelverse, einem Sprüchwort oder einem den

deutschen Dichtern oder Denkern entnommenen Sinnspruch versehen; unter dem Datum stehen in großen Zügen die hervorragenden Ereignisse der Regierung, die Bekanntmachung gewisser Kabinetsbefehle, die abgehaltenen Paraden, die unternommenen Reisen, die empfangenen Besuche. Seine Majestät pflegt mit einem Bleistifte Bemerkungen auf diese Blätter zu machen und faßt oft ihre Tageserlebnisse in eine Zeile, in ein Wort zusammen. Diese handschriftlichen Notizen werden einst für seine Lebensgeschichte ein werthvolles Material sein.

Alsdann empfängt der Kaiser seinen Leibarzt, der je nach der Beschaffenheit der Zunge ihm gestattet auszugehen oder aber ihn veranlaßt, das Zimmer zu hüten. Gleich hinterher stellt sich der Mundkoch Seiner Majestät ein mit zwei oder drei Menu-Entwürfen, welche Wilhelm I. mit derselben Sorgfalt, als wären es Berichte des Hrn. v. Bismarck, prüft. Dieser Koch ist nicht das, wofür ihn das uneingeweihte Volk hält, er ist eine wichtige Person, er ist der eigentliche Minister des Innern des mächtigen Kaiserreichs: denn wenn der Kaiser gut gespeist hat, erhalten die Soldaten Urlaubsbewilligungen, die Lakaien neue Kniehosen und die gefangenen Bischöfe ein Gericht Linsen. Frankreich hat die Ehre, diesen Kochkünstler hervorgebracht zu haben, der den Namen Urban Dubois trägt. Er hat die Küchenliteratur um ein Werk, das gegenwärtig die dritte Auflage erlebt hat, bereichert und welches Dentu unter dem schönen Titel: « *La Cuisine de tous les pays,* études cosmopolites par Urbain Dubois, chef de cuisine de Leurs Majestés Royales de Prusse, auteur de *la Cuisine classique* », herausgegeben hat.

Nach dem Kriege wollte Seine Majestät nichts mehr von seinem französischen Koch wissen und versuchte es, deutsche Küche zu genießen, doch sein Magen lehnte sich gegen dieses Uebermaß von Patriotismus auf und Herrn Dubois wurde eine goldene Brücke geschlagen um ihn zu veranlassen, zu seinem Herde zurückzukehren. Der Kaiser ist kein Gourmand; er liebt die einfache,

aber gut bereitete Küche — „die klassische Küche“ — und liebt vor Allem die „billige Küche“. Der erfinderische Dubois hat Mittel und Wege ersonnen, um das schwierige Problem, welches die gute Qualität mit der Billigkeit verbinden soll, zu lösen. Preußen ist ihm eine Bildsäule schuldig.*) Die Diners, welche der Kaiser gab, als er noch Thronfolger war, sind bei der Berliner Aristokratie in gutem Andenken geblieben. Man aß dort Rindfleisch und Erbsmuß; die Eingeladenen, die sich eines guten Appetits erfreuten, wagten sich nie dahin ohne vorher reichlich gespeist zu haben. Auf den Soiréen und Bällen, die der Prinz und die Prinzessin von Preußen gaben, wurde Thee und etwas Marmelade nebst Weißbrod**) herumgereicht. Seit der Aera der Milliarden ist der Thee durch Champagner und die Brödchen durch in Berlin fabrizirte Biscuits de Reims ersetzt worden.

Der Arbeitstisch des Kaisers steht vor dem Fenster. Vom Pavillon der Universität kann man Seine Majestät mit einer großen Adlerfeder schreiben sehen. Vor ihm sind die Miniaturbilder und Photographien seiner Kinder und Enkel, sowie verschiedene Andenken, die er selbst auf den Schlachtfeldern gesammelt hat: Kugeln, Granatsplitter, Metallpatronen. Ebenso ist die Statuette des Feldwebels zu sehen, der zuerst die Düppeler

---

*) Neben Dubois versieht noch Bernard, ebenfalls Franzose, den kaiserlichen Küchendienst. Es ist bekannt, daß Wilhelm diesen Koch zu Napoleon III. auf Wilhelmshöhe schickte. Bernard, eifersüchtig auf die Lorbeeren Dubois', hat auch ein « Manuel du bon cuisinier » herausgegeben.

**) Oft kam es vor, schreibt ein Berliner Chronist, Herr Schmidt-Weißenfels, daß die Gäste einen Augenblick die Sääle verließen, um nebenan etwas zu genießen und alsdann in's Palais zurückkehrten. Selbst Damen haben diese Kriegslist gebraucht. Seine Königliche Hoheit bemerkte es, und wenn eine Dame Miene machte zu gehen, nahm er sie beim Arm und sagte, daß es noch nicht Zeit sei, die Gesellschaft zu verlassen, da die Prinzessin noch in den Salons zugegen sei. Das Weißbrod ist noch ein Luxusartikel in ganz Preußen.

Schanzen stürmte. Die Marmorbüsten des Königs Friedrich Wilhelm, Friedrich des Großen, der Kaiserin Alexandra Feodorowna, Lieblingsschwester des Kaisers, der Prinzessin Charlotte von Preußen stehen auf Piedestals. Die lebensgroßen Bilder der Kaiserin und des Kaisers Alexander decken die ganze Wand. In den Fensternischen befinden sich die Medaillons des Kaisers Ferdinand und des Kaisers Franz Joseph, auf Holzsockeln die Statuetten des Kaisers Nikolaus in Kosaken- und des Kaisers Alexander in Husarenuniform. In der Mitte des Kabinets stehen zwei Tische; auf dem ersten liegen die Rapporte, Petitionen, Depeschen, Journale, das ganze Arbeitsmaterial des Kaisers; auf dem zweiten Tisch hat Seine Majestät selbst die Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke aufgestellt, welche ihm die Familienmitglieder überreicht haben.*)

*) Die Parteigänger des „Kulturkampfes" haben alles in's Werk gesetzt, um in diesem Jahre dem Geburtstagsfeste des Kaisers einen ungewöhnlichen Glanz zu verleihen. Sie wollten aus dem 22. März 1875 eine nationale und politische Kundgebung machen. Es ist ihnen dieß nur halb gelungen. Trotz der ausgegebenen Parole waren nur wenig Fahnen sichtbar und die Illumination kläglich. Der Himmel hielt es mit den Reichsfeinden. Ein feiner kalter Regen fiel am Nachmittage und Abends waren die Straßen ganz weiß von Schnee. Die Berliner, positive Leute, machen sich übrigens wenig aus Festons und Guirlanden. Nach ihrer Ansicht ist die beste Art, den Geburtstag des Landesherrn zu feiern, die, daß man möglichst viel auf seine Gesundheit trinkt.

Unter den Linden und namentlich vor dem Palais des Kaisers war jedoch die Menge groß. Es hat sich derselbe zu wiederholten Malen am Fenster seines Arbeitszimmers gezeigt.

Als die Sonne aufging, zeigte rauschende Musik von der Schloßterrasse den Geburtstag Wilhelm I. an. Es schien, als ob diese Musik aus den Wolken käme, wie jene der Heerschaaren bei der Geburt des Erlösers.

Mittags stiegen die Posaunen und Pfeifen auf ein anderes Gebäude, das Rathhaus. Die alten im Thurm versteckten Eulen flohen erschreckt davon und die Berliner verfehlten nicht, diese Kinder der Finsterniß mit den schwarzen Ultramontanen, die auf das Gebot des Kaisers ausgejagt worden, zu vergleichen.

Hier liegen Albums, die der Kronprinz, der das Buchbinderhandwerk erlernt, gemacht hat, hölzerne Säbel und Dolche, aus Ebenholz geschnitzt vom Prinzen Friedrich Karl, der das Schreinerhandwerk erlernte. Ferner sind es Kornblumensträuße — die Lieblingsblume des Kaisers — welche die Töchter des Prinzen Friedrich Karl geschickt nachgeahmt haben. Die Stickerei auf jener Cigarrentasche ist von der Hand der Kaiserin gemacht, während jenes Tischchen, dessen Sockel drei Grenadiere bilden, ein Geschenk des Fürsten von Schwarzenburg-Rudolstadt ist; es ist aus dem Holze der Linde gefertigt, unter welcher der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, der bei Saalfeld verwundet wurde, fiel. Dieser Prinz, von den französischen Reitern, die ihn verfolgt hatten, sich zu ergeben aufgefordert, antwortete sich wehrend: „Ein preußischer Prinz ergibt sich nicht", und fiel von Stichen durchbohrt unter dieser historischen Linde.

Ein Walzenschreibtisch zieht die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich; dieses Möbel reicht bis in die erste Jugendzeit des Kaisers, d. h. bis in die Zeit der h. Allianz und des Krieges von 1813. Das Kanape ist buchstäblich mit Papieren, geographischen Karten, Zeichnungen, Büchern bedeckt. Aber die gewöhnliche Bibliothek des Kaisers nimmt nur eine bescheidene Etagère ein und besteht aus einer Bibel, einem Psalter, dem Hof- und Staatskalender, einer Geschichte der preußischen Regimenter, den militärischen Reglementen und Befehlen und den Reden des Hrn. v. Bismarck.

Bis vor der letzten Krankheit des Kaisers war in diesem Zimmer nur ein Stuhl, worauf er sich zum Schreiben setzte, vorhanden. Jetzt hat man einen Lehnstuhl hineingesetzt.

Die Bibliothek des Palais liegt neben dem Arbeitszimmer. Es ist ein dunkler, schmaler Saal, in dessen Hintergrund die eiserne Treppe sich befindet, welche zu den Gemächern der Kaiserin führt. Beim Eintritt erblickt man einen mechanischen Apparat, der es gestattet, die großen geographischen Karten auszubreiten und sie

bis zur Gesichtshöhe herunter zu lassen. Der Plan von Berlin und Umgebung, welcher speziell für die Exerzitien und Manöver des Militärs gezeichnet ist, strategische Karten der Mark Brandenburg, des Königreichs Preußen, von Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Rußland hängen an den Wänden. Die Bücher sind in Schränken eingeschlossen, auf welchen: „Geschichte des Krieges“, „Geschichte des königlichen Hauses“ u. s. w. zu lesen ist. Ungeheure Mappen strotzen von Stichen, Lithographien, Photographien und Karrikaturen. Unter einer dieser letzteren zufällig herausgezogenen, auf welcher das unheilvolle Datum der Commune steht, lese ich: « Demantez l'endrée driomphale de Sa Majesté Pendule dans sa ponne ville de Baris. » Die Karrikaturen auf Napoleon sind zu Hunderten vorhanden. Eine Skizze des Hrn. Thiers in Versailles, während des Waffenstillstandes aufgenommen, ist von sprechender Aehnlichkeit.*)

Jene andere Mappe enthält alle Uniformzeichnungen der europäischen Armeen. In jenem Schranke sind sorgfältig klassifizirt und etiquettirt die Schriften des Kaisers, seine an seinen Vater über die Reorganisation der Armee gerichteten Denkschriften, seine in Kommissionssitzungen oder im Kriegsrath gelesenen Berichte. In einem hinter grünen Vorhängen versteckten Schranke gewahrt man den freimaurerischen Triangel.

Mein Führer zeigt mir auch noch die von den in St. Petersburg ansäßigen Deutschen dem Kaiser Wilhelm überreichte Adresse: es ist ein prachtvolles, in rothes Leder eingebundenes Buch, auf welchem der kaiserlich deutsche Adler über dem Wappen der rus-

*) Da diese Sammlung bedeutend an Ausdehnung gewonnen hatte, ist sie in die Bibliothek gebracht worden; sie enthält nicht nur alle illustrirten Zeitungen, sondern auch alle über den Krieg erschienenen französischen, englischen, russischen, deutschen Bücher. Man findet dort sogar die poetischen Verlagsartikel des Hrn. Lemerre und eine sehr vollständige Sammlung des Charivari, der damals sich den Spaß machte, Wilhelm mit Pendülen beladen darzustellen.

sischen Hauptstadt schwebt. Auf der ersten Seite stellen Aquarelle den Einzug Wilhelms I. in die Czarenstadt vor. Der Thronfolger folgt dem Wagen der beiden Kaiser und eine Gruppe von Menschen, welche zum Zeichen des Enthusiasmus den Mund öffnen, stellt die Deutschen dar. Weiter hin reichen sich Deutschland und Rußland, wie zum Kriege gerüstet, brüderlich die Hand. Allegorische Figuren stellen die verschiedenen Staaten Deutschlands gegen Paris marschirend vor, ihnen voran ein Adler in kühnem Fluge, die drohenden Fänge zeigend. Im Vordergrunde decken die zerbrochenen Waffen des napoleonischen Cäsarismus den Boden. Die in gothischer Schrift geschriebene Adresse ist von einer lateinischen Uebersetzung begleitet und trägt ungefähr achthundert Unterschriften.

Eine kleine Thür führt in das Schlafzimmer des Kaisers, neben welchem das Kabinet seines Adjudanten liegt. Es gelang mir nur einen sehr großen Spiegel, der bis an die Decke reicht, zu sehen. Der König beschaut darin sein kaiserliches Bild.

Die Gemächer, die wir soeben durchschritten haben, sind übrigens der treue Spiegel dessen, der sie bewohnt.

Sein militärischer Geist, seine kriegerischen Beschäftigungen spiegeln sich in jedem Möbel, jedem Bilde, jedem Gegenstand ab. Es ist das Boudoir zu dem gegenüberliegenden Zeughause. Die Waffen sind niedlich wie Spielzeug und man begreift, daß jene hübschen Soldaten aus Gyps, jene netten Kanonen, welche auf versilberten Rädern rollen und einen so milde anschauen, denjenigen, der sie stets unter Augen hat, daran gewöhnen, den Krieg als ein liebliches Spiel zu betrachten. Wilhelm I. ist bereits dahin gelangt, seinen Degen, wie der Dichter seine Harfe, zu handhaben. Die Götter haben ihm den Schlachtengeist verliehen, wie sie andern den Genius der Poesie und Musik verleihen.

Er ist kein Nachahmer, er ist ein Künstler, ein Schöpfer, ein Meister. Mit Hülfe seiner beiden Cyklopen, v. Bismarck

und v. Moltke genannt, hat er das eiserne Jahrhundert geschmiedet, wie Ludwig XIV. das große Jahrhundert schuf. Die Historiker haben behauptet, Kaiser Barbarossa sei die Personifikation der Größe Deutschland's, daß sein Sohn Heinrich VI., welcher dem Papste schrieb: „Mein Vater hat euch mit gewöhnlichen Peitschen gezüchtigt, ich, ich werde euch mit Skorpionen strafen", die Personifikation des zürnenden Deutschlands sei. Wenn wir den Vergleich bis auf die Neuzeit ausdehnen, fragen wir, ist Kaiser Wilhelm nicht das personifizirte kriegerische Deutschland?

Nie war die Nation furchtbarer bewaffnet, nie hat sie so viel Bataillone und Batterien aufstellen können; nie hat sie so viel Schiffe vom Stapel gelassen, so viel Festungen erbaut, so viel Kasernen, Zeughäuser und Bollwerke erstellt.

Wenn Deutschland gegenwärtig die erste Militärmacht der Welt ist, so hat es dieses seinem Kaiser zu verdanken. Er hat den Widerstand seiner Räthe überwunden, er hat die Parlamente aufgelöst, er ist auf sein Ziel mit der Gewalt und der Präzision der Kanonenkugel losgegangen, und als er es erreicht hat, hat das Volk, stolz auf sein Geschick und seine Kraft, ihm zugejubelt. Wilhelm I. hat etwas vom Propheten und vom Oberpriester an sich; er glaubt eine göttliche Mission hier auf Erden erfüllen zu müssen, er bringt die Vorsehung in Beziehung zu seinen Kanonen, wie Philipp II. Gott mit seinem Scheiterhaufen verband.

Als er vor dem Kriege den alten Conzíliensaal in Konstanz besuchte, blieb er vor dem Frescobilde, auf welchem Kaiser Sigismund die Zügel des Pferdes, auf welchem Papst Martin einzieht, hält, stehen und murmelte träumerisch vor sich hin: „Die Erbschaft mußte ich übernehmen, aber ich werde dem Papste die Zügel seines Pferdes nicht halten."

Im Jahre 1873, zur ersten Zeit des Religionskampfes, der sich in Deutschland abspielt, empfing der Kaiser in Ems Hrn. Konze, katholischen Bürgermeister dieser Stadt, mit dem er seit langen Jahren Freundschaft pflegt, und sagte ihm: „Meine

Aufgabe ist es, die durch das Papstthum gemordeten Hohenstaufen zu rächen; und ich werde es thun, sollte ich Krone und Leben dabei einbüßen."

Sein kräftiger Organismus gestattet ihm eine außerordentliche Thätigkeit. Die Reisen, Feste, Paraden, Regierungssorgen und ermattende Vergnügungen scheinen diese eiserne Natur stets auf's Neue zu stählen. Wenn man ihn heut in seinem rüstigen Greisenalter sieht, denkt man unwillkürlich an einen zu Füßen Borussia's, „der blonden Bärenjungfrau", einer Art deutscher Omphale, spinnenden Herkules.

Sein Durst nach Popularität ist ohne Grenzen. Er hat, wie der Kaiser von China, beständig Historiographen um sich, die ihm überall folgen und jede seiner Handlungen veröffentlichen; jedesmal wenn er seine Feder eintaucht, sein Fenster öffnet oder seine Stiefel auszieht, wird dieß den Deutschen gewissenhaft rapportirt. Nie habe ich ein Zeitungsblatt der Hauptstadt durchgelesen, ohne darin die stereotype Phrase vorzufinden: „Der Kaiser hat den ganzen Vormittag über mit dem Chef seines Militärkabinets, General v. Wilmowski, gearbeitet."

Wilhelm spricht ziemlich geläufig französisch und hat in unsrer Sprache sich einige bekannte schlechte Witze zu Schulden kommen lassen, die ich jedoch, um seine merkwürdige Erscheinung vollständig zu zeigen, hier wiedergeben muß. Als er bei seinem Besuche der Pariser Ausstellung auf dem Perron des Stadthauses von Baron Haußmann und dem Munizipalrath empfangen wurde, gab der König auf die offizielle Rede die lakonische Antwort: „Ich war seit 1815 nicht nach Paris gekommen; ich finde es sehr verändert."

Ein ander Mal, als vom englischen Gesandten, der in Berlin mit dem türkischen Gesandten dasselbe Haus bewohnte, die Rede war, sagte er: „Ich begreife nicht, daß England es duldet, daß die Türkei ihm den Fuß auf den Nacken setzt.

Wenn Wilhelm sich manchmal zweideutige Antworten er=

laubte, so hat er doch auch einst eine sehr harte einstecken müssen. Es war im Jahre 1854 und er verabscheute damals Rußland ebenso herzlich, als er es heute zu lieben scheint. Friedrich Wilhelm, sein Bruder, schwachen und kranken Geistes, war nahe daran, sich mit Nikolaus gegen die verbündeten Mächte zu verbinden.

„Wenn du die Sache des Czaren zu der deinigen machst", sagte ihm der Prinz von Preußen, „so werde ich, anstatt den Degen zu ziehen, nach England übersiedeln."

„Das wird dir ein Leichtes sein, lieber Bruder," antwortete der König, „du kennst ja den Weg dahin."

Eine beißende Anspielung, die Wilhelm seinem im Irrsinn gestorbenen Bruder nie verziehen hat.

IX.

## Die Kaiserin.

Wenn man aus den Gemächern des Kaisers in die der Kaiserin eintritt, wähnt man in eine Kapelle zu treten; überall religiöse Bilder, biblische Darstellungen, Altar- und Kirchenbilder. Man glaubt sich in den Palast einer spanischen Königin versetzt und man sucht die vor dem Bilde der heiligen Jungfrau brennende Lampe, die stumme Vertraute der Sorgen gekrönter Häupter. Die Frömmigkeit der Kaiserin ist wie jene Spätfrüchte — die, obwohl spät gereift, darum nicht weniger schön und schmackhaft sind. Als diese begeisterte Schülerin Goethe's den kleinen weimar'schen Hof verließ, um den Prinzen von Preußen zu heirathen, wurde überall ihre Liebe für Wissenschaft, Literatur, Philosophie und Kunst gepriesen. Der Liberalismus setzte in sie seine schönsten Hoffnungen. Sie war jung, geistreich und schön, besungen von den Dichtern und angebetet vom Volke. Unbemerkt übte sie auf den Prinzen ihren Einfluß aus, dem seine Häuslichkeit Reize bot, die nun dahin sind. „Abends, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, versammelte man sich im Salon der Prinzessin. Der Prinz zeichnete während er sich unterhielt. Die Damen strickten.“ Das war eheliches, anspruchloses, bürgerliches Glück. Hin und wieder erschien ein Dichter und der alte Tieck kam regelmäßig, um seine langweiligen Märchen vorzutragen. Ebenso wurde musizirt und Ko-

mödie gespielt. Seine Hoheit hatte die Gewohnheit, die Dame, die am Klavier saß, als Brummbaß zu begleiten. Eines Abends entglitt bei einer solchen Zusammenkunft einer Dame ein kleines Geräusch, das der Prinz durch den Geruch wahrnahm. Da gedachte Dame, eine vorzügliche Klavierspielerin, sich hatte bitten lassen, an das Klavier sich zu setzen, bemerkte Seine Hoheit mit sarkastischem Lachen: „Entschuldigen Sie die Dame, sie spielt auf einem andern Instrument.“

Als er, wie er selbst gesagt, zu Königsberg die Krone „vom Tische des Herrn“ nahm, war alle jene Heiterkeit verschwunden und andere Sorgen, andere Pflichten hatten sich geltend gemacht. Zwar wurden die ersten Tage dieser Regierung als die Morgenröthe besserer Zeiten begrüßt. Man glaubte, daß Wilhelm I. dem so stillen und tödtlich langweiligen Hof Preußens ein anderes Leben geben würde und man träumte bereits von Festen, Bällen, Feuerwerken und Banketten; man erwartete ein glänzendes Wiedererwachen der Literatur und der Künste. Bereits sah man im Geiste die Sonne des Nordens im Glanze des alten Schlosses thronen und sich dem erstaunten Europa, umgeben von einem wunderbaren Strahlenkranze zeigen; Wappenherolde sollten seinen Ruhm auf goldenen Trompeten der Welt verkünden. Dieser romantische Traum aber währte nicht lange. Die deutschen Dramatiker gewahrten sehr bald, daß in Bezug auf Theater der König nur französische Vorstellungen gern hatte und daß er, der zwanzigmal demselben Ballet beiwohnen konnte, dagegen bei ihren Stücken einschlief und nie das Finale einer Oper abwartete. In Berlin blieb das königliche Paar in den engen Räumen des Palais des Prinzen von Preußen; wenn Ihre Majestäten sich nach Baden begaben, so wohnten sie in einem Hotel garni, machten ihre Spaziergänge zu Fuß und ließen ihr Mittagessen aus einer Garküche holen. Der abgetragene Ueberrock und der alte Hut, mit welchem der König durch die Lichtenthaler-Allee spazierte, zerstörten auch die letzten Illusionen. Doch Deutschland hat bei dieser ersten Ent-

täuschung nichts verloren; der König träumte von anderer Herrlichkeit als künstlerischem und literarischem Glanze.

Die Kaiserin widersetzte sich lange den kriegerischen Neigungen ihres Gemahls. Sie hätte jedenfalls die Niederwerfung Dänemarks, den Bruderkrieg im Jahre 1866 verhindert, wenn nicht Wilhelm I. bereits in den Händen seines Kanzlers gewesen wäre. Daher empfindet auch die Kaiserin, seitdem der kriegerische Hauch in Berlin weht und seitdem „die Stadt der Intelligenz“ die Stadt der Kanonen geworden, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Hauptstadt; sie besucht sie nur auf zwei oder drei Monate des Jahres, und die Zeitungen schrieben ihr jüngst die Absicht zu, sich nach Koblenz am Rhein zurückziehen zu wollen.

In diesem herrlich am Strome gelegenen Schlosse spielte sich eine wenig bekannte Scene ab, deren Authenticität wir garantiren können:

Einige Zeit ehe Herr von Bismarck Frankreich durch die berüchtigten Depeschen zum Kriege herausforderte, kam der König zum Besuche der Königin nach Koblenz. Er war bei Tische sehr zerstreut, berührte kaum die Speisen und lud die Königin ein, ihn in den Garten zu begleiten. Die Nacht zog langsam herauf. Gleich leuchtenden, auf der Wasserfläche schwimmenden Blumen, spiegelten sich die flimmernden Sterne im Rhein. Die Erde schlief jenen ruhigen, stillen Schlaf, der der Ruhe eines unbeschwerten Gewissens gleicht. Anfangs war der König schweigsam, von Zeit zu Zeit hob er mühsam das Haupt und schien halb mit Schmerz, halb mit Behagen den tiefen Frieden, der um ihn herrschte, zu genießen. An einer finstern Stelle des Gartens angelangt, blieb er stehen, drückte den Arm der Königin unter den seinigen und murmelte mit gepreßter Stimme: „Der Krieg!“ Dann setzte er der Königin kurz und bündig die Lage Deutschlands in dem durch die Kandidatur Hohenzollerns entstandenen Konflikt auseinander und schloß, indem er aufs Neue, aber diesmal mit finsterer Energie, wiederholte: „Was willst Du? Es giebt Krieg!“

Die Königin war wie zerschmettert. Sie zog den König noch weiter in die dunkle Allee hinein und ihm zu Füßen fallend beschwor sie ihn, den Sturm zu beschwichtigen, den Einflüsterungen des Herrn von Bismarck kein Gehör zu schenken und dem Vaterlande eine so fürchterliche Plage zu ersparen. Einen Augenblick schien der König erschüttert zu sein, ließ sein Haupt auf die Brust sinken und die Königin erhob sich, um ihn zu umarmen. Aber plötzlich, als wenn eine teuflische Eingebung über ihn gekommen wäre, warf er sich in die Brust, schüttelte sich wie der erwachende Löwe und wiederholte, mit dem Ausdruck wilden Hasses: „Es muß sein!“ Ohne weiter die Königin abzuwarten, eilte er in's Schloß zurück, packte eigenhändig ein und reiste am nächsten Morgen ab.

Einen Monat später kehrte die Königin thränenden Auges nach Berlin, das voller Soldaten und Kanonen war, zurück und schrieb mit zitternder Hand, was ihr der König diktirte. Es war jener famose Aufruf an die deutschen Frauen:

„Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen ihre Pflicht thun werden; es handelt sich darum, Spenden an den Rhein zu senden.

(gez.) Die Königin.“

Während der ganzen Dauer des Krieges war die Königin bewundernswerth in ihrer Nächstenliebe, Opferwilligkeit und Selbstverläugnung. Wenn viele arme französische Gefangene unter den eisigen Breiten des Nordens nicht umgekommen sind, so verdanken sie es der Kaiserin Augusta. Sie ehrte öffentlich die Besiegten, sandte ihnen Decken, warme Strümpfe, Schuhe, Wein, Tabak, Bücher; sie war bemüht alles ausfindig zu machen, um ein so großes Unglück zu mildern und die Stunden der Gefangenschaft erträglich zu machen. Ja, sie ging so weit, persönlich Schulden zu machen, um noch mehr Gutes thun zu können.

Ihr Budget ist von jeher sehr beschränkt gewesen. Allmonatlich wird ihr ihr karges Einkommen ausbezahlt, ganz ebenso wie

man die Hofdamen bezahlt. Auf diese Weise gelang es dem Könige, jährlich an den Ausgaben seiner Gemahlin so viel zu ersparen, um damit ein neues Geschütz herstellen zu können. Die Besucher Badens, zur Zeit, da es dort noch schön war, berichten, daß die Königin, als sie einst der Madame Viardot ein Andenken verehren wollte, derselben ihre eigene Broche zustellte, indem sie ihr traurigen Tones zuflüsterte: „Sie sehen, ich habe sie getragen."

Sie hat ein vortreffliches Herz; leider steht die Börse nicht im Verhältniß zu dessen Größe; doch steht ihr die alte Aristokratie, die sie beschützt, helfend zur Seite. Mit deren Hülfe hat sie Waisenhäuser, Krippen und zwei Asyle für Obdachlose, eines für Männer, das andere für Frauen, gegründet.

Die Kaiserin ist von einer reizenden Einfachheit; gewöhnlich geht sie nur von einer Hofdame begleitet zu Fuß aus, und während ihr kaiserlicher Gatte Paraden abnimmt oder der Wildschweinjagd obliegt, besucht sie die Wohlthätigkeitsanstalten, die Spitäler, die Keller- und Dachwohnungen. Diejenigen, denen sie Hülfe spendet, kennen sie nicht und ahnen nicht, welche gute Fee wie ein Sonnenstrahl in ihre Einsamkeit und ihr Elend gedrungen ist.

Ein so hochherziges und so gutes Wesen mußte sicher an dem stolzen, kalten und berechnenden Charakter des Herrn von Bismarck Anstoß nehmen. Die Königin stand von jeher mit dem Kanzler in Widersprnch, und mehr als einmal soll sie ihm mit Erfolg Widerstand geleistet haben. Herr von Bismarck, für den die Rache ein wahres Göttervergnügen ist, hat ihr den Spitznamen „Weimar'sche Muse" gegeben. Namentlich in religiösen Fragen tritt dieser Antagonismus in's hellste Licht. Die Kaiserin nimmt sich der verfolgten und gefangenen Priester an. Neulich noch, als sie den Unfall erfuhr, dem der Bischof von Breslau fast zum Opfer geworden wäre, hat sich Ihre Majestät beeilt, an ihn einen sehr rührenden Brief mit dem Wunsche um Nachrichten über sein Befinden zu richten. Diese dem Herrn von Bismarck oppositionelle Haltung hat sie an die Spitze der als „Hofpartei" bezeichneten

Richtung gestellt, ebenso wie die Kronprinzessin an der Spitze der sogenannten „Englischen Partei" steht. In dieser Eigenschaft hat die Kaiserin eine bedeutende Rolle in der Arnim'schen Affaire gespielt. Die „Vossische Zeitung" veröffentlichte, daß „die geheimnißvolle Person, deren in einem Briefe des Herrn von Arnim an Herrn von Bülow Erwähnung gethan ist, keine andere als die Kaiserin Augusta sei." Ebenso wird behauptet, daß die Kaiserin die wichtigsten Papiere, die der Ex-Gesandte in Paris sich aneignete, noch in Verwahrung hat. Derselbe wurde bekanntlich von der Hofpartei ausersehen, Herrn von Bismarck zu stürzen und ihn zu ersetzen.

Möge es nun um diese schwer zu begründenden Behauptungen stehen wie es wolle, so lüften sie nichts desto weniger den Schleier ein wenig und lassen die verschiedenen ehrgeizigen Bestrebungen, die um den Thron herum ihr Wesen treiben, ohne zu dessen Befestigung beizutragen, durchblicken.

Die französischen Ideen haben stets bei der Kaiserin sympathische Aufnahme gefunden. Ihre Bibliothek besteht fast ausschließlich aus Werken unserer Literatur; sie hat einen französischen, aber keinen deutschen Vorleser, in der Person des Herrn Gillard, ehemaligen Zöglings der École normale, welcher die Tochter der Kaiserin Augusta, die Großherzogin von Baden, unterrichtet hat. Vor dem Kriege besaß Berlin eine vorzügliche französische Schauspielergesellschaft. Die Königin beschied sie zu sich in ihre Salons, wo sie vor versammeltem Hofe die Sprüchwörter von Alfred de Musset, die Lustspiele von Scribe und von Gozlan aufführten.

Im Jahre 1873 setzte sie einen Preis von 2000 Thaler aus für die beste französisch, deutsch oder englisch geschriebene Studie über technische Chirurgie in Bezug auf Behandlung verwundeter Soldaten und für die beste Abhandlung über die Genfer Konvention. Nicht ohne Ueberraschung gewahrte ich in ihrem Zimmer die letzterschienenen Flugschriften des Bischofs Dupanloup.

Man erzählt sich, daß allemal, wenn die Kaiserin mit dem

Kaiser wegen der gefangengesetzten Bischöfe und Priester Diskussionen hat, sie sich zurückzieht, indem sie schwermüthig die prophetischen Worte: „Die Reiche vergehen; Gott allein besteht!“ wiederholt. Bei jedem neuen Strafurtheil, murmelt sie mechanisch tagelang den Vers:

«De la chute des rois sinistre avant-coureur!» *)

*) Verhängnißvolles Vorzeichen des Sturzes der Könige.

X.

## Der Kronprinz.

Die Paläste des Kaisers und des Thronfolgers stehen dem Zeughaus gegenüber und sind als dessen Filialen zu betrachten. Der Kronprinz, „unser Fritz", wie ihn die Preußen nennen, verläßt die Hauptstadt, sobald der Geruch unleidlich wird, alsdann ist der Eintritt zu seinem Palais, wie zu dem seines kaiserlichen Vaters, im „Fremdenführer" tarifirt. Die Empfehlung eines Ministers oder das Vorzeigen eines Passes sind ganz überflüssig; das unscheinbare Geldstück, der bestechende Silbergroschen, ist der Zauberschlüssel, der sowohl Thüren, als Herzen und Gewissen zugänglich macht. Das Rezept, um in Berlin Alles sehen zu können, ist sehr einfach: „Klimpere nur immer mit deinem Geld."

Ich klingle, ziehe die Börse und trete ein und zwar von der Schildwache, die sich an die Wand drückt, salutirt.

— Es ist warm heute, mein Herr, sagt der Portier mit jovialer Miene und indem er auf Biergläser und Spielkarten, die auf einem Tisch im Hintergrunde des Vestibules sich befanden, deutete, fügte er hinzu: Wir sind allein und um die Langeweile zu verscheuchen haben wir Eins getrunken. Der zweite Kammerdiener hat die Partie verloren. Er ist ein wenig dumm, denn als z. B. im vorigen Jahre seine Frau starb, telegraphirte er seinem Sohne, der in Dresden in der Lehre ist, die traurige Nach=

richt und sagte uns weinend: Das trifft sich aber gut, gerade geht ein Vergnügungszug von Dresden nach Berlin! — Doch treten Sie ein, mein Herr, da ist ein Sophagestell, das Sie interessiren wird; es kommt aus einem alten Schloßthurm in der Provinz oder aus einem jener reichen Klöster, wo diese Hallunken, die Mönche, so guten Wein tranken. Ich bin wie königliche Hoheit, ich kann das Pfaffenvolk nicht leiden. Man sollte die Pfaffen wie die Maikäfer ausrotten. — Nun wie gefällt Ihnen das Gestell?"

Ich besichtigte es und fand es wunderschön; man denke sich zwei große geschnitzte Löwen, die wie lebendig und brüllend aus einem Eichenblock hervorstürzen. Der Künstler ward hier zum Schöpfer; die harmonisch geformte Materie lebt und webt. Wenn man dieses Löwenpaar betrachtet, bekommt man einen Begriff von dem Leben, das von der Gottheit ausgehend, die Finsterniß des Nichts durchbricht. Diese beiden Löwen in stolzer Haltung müssen einst den Thron eines Königs gehütet haben — vielleicht irgend eines germanischen Theodoros, der über Barbaren herschte.

Das Auge schweift auf andere Sehenswürdigkeiten in diesem Vorzimmer oder vielmehr Wartesaale. Statuetten, Elfenbeinschnitzereien, alte Gemälde bezeichnen die verschiedenen Zeitalter der deutschen Kunst. Auf einem Tischchen nahe am Kamin sind die Albums aus dem schleswig'schen und 1866er Kriege sichtbar. Eine höchst interessante Sammlung, mit der ein Verleger sein Glück machen könnte. Photographien, die auf dem Schlachtfelde, vor und nach dem Kampfe, aufgenommen sind, Sonnenaufgänge, Nachtlandschaften, Skizzen von Ambulancen, Zerstörungs- und Plünderungsscenen, Profile von Generalen und Soldaten, Angriffs- und Rückzugspläne, zu Pferde oder auf einer zerbrochenen Laffette skizzirte Karten, Karrikaturen, die sich in feindlichen Städten vorfanden, Kriegslieder und Improvisationen am Wachtfeuer — alles Kleinigkeiten, die aber der Geschichte angehören. Sie sind wie das Klingen der Glöckchen in der großartigen, weitschallenden Kriegs-Symphonie, das von seinen kleinen episodischen und male-

rischen Seiten aufgenommene Kriegsleben, Vignetten und Verzierungen einer illustrirten Iliade.

Auf dem Tische liegt ein großes, offenes Buch: „Diejenigen“, sagt mein Führer, „welche vom Prinzen eine Audienz erbitten, haben sich in dieses Buch einzuschreiben.“ Das begonnene Blatt trug den Namen des Chefs der Feuerwehr von St. Petersburg. Ein Lächeln glitt über meine Lippen. Der Portier, der es bemerkt hatte, beeilte sich hinzuzufügen: „Seine Hoheit widmet der Feuerwehr ganz besondere Aufmerksamkeit, er hat bereits wichtige Verbesserungen bei diesem Korps eingeführt und da die neuen Spritzen von St. Petersburg für die besten gelten, hat seine Hoheit die Absicht, dergleichen für die Stadt Berlin zu bestellen. Im Ballsaale werden Sie ein verkleinertes Modell der Feuerspritzen und Rettungsvorrichtungen, wie sie in der russischen Hauptstadt gebraucht werden, vorfinden.“ *)

Wir steigen nach dem nächsthöheren Stockwerk. Die beiden Rampen der Doppel-Treppe kreuzen sich vor einem Springbrunnen, wo eine zitternde Najade sich halb unter einer Epheudraperie versteckt hält. Diese vergoldete und ciselirte Treppe mündet in einem weiten Treppenflur, der, wohl beleuchtet, mit Fauteuils und Kanapes versehen ist, auf welche in Kübel gesetzte Palmenbäume und ausländische Sträucher ihre Schatten werfen. Die bronzenen Büsten der Generale aus den Kriegen von 1813 und 1815 sind wie eine historische Galerie aufgestellt. Die auf hellrosenrothem Grunde bemalten Wände sind mit den Medaillons von Humboldt und andern Berliner Gelehrten geschmückt.

---

*) Die Organisation der Feuerwehr in Berlin sollte allen Stadtbehörden zum Muster dienen. Sobald ein Feuer ausbricht, melden es die Telegraphen dem nächsten Feuerwehrposten. Die stets angeschirrten Pferde jagen davon; bei Tage läuten die Feuerwehrleute eine Glocke, Abends bedienen sie sich der Fackeln und alles Fuhrwerk geht ihnen wie durch Zauber aus dem Wege.

Mein Führer öffnet eine Thür mit den Worten: „Die Gemächer der Prinzessin.“ Wir durchschreiten einen Salon, kalt und ernst wie ein englischer Salon mit Stühlen und Fauteuils, über welche Percale-Ueberzüge geworfen sind, und wir treten in ein kleineres Gemach, das gleichzeitig Boudoir und Schlafzimmer ist, aber gleichfalls steif, trotz der Rosenguirlanden aus Steinpappe, welche sich an der Decke hinziehen. Die Blumen erscheinen ältlich und welk und verliebte Schmetterlinge würden sich durch sie nicht täuschen lassen. Die Fenster öffnen sich nach dem Zeughausplatze und dem Universitätsplatze. Das Ganze ist im ernsten Styl gehalten, entspricht aber dem Geschmack der ältesten Tochter der Königin von England, die, in den Anschauungen des angelikanischen Puritanismus erzogen, heute eine der begeistertsten Anhängerinnen des Rationalismus und der Freidenker ist. Strauß, der gottesleugnerische Philosoph, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit der Kronprinzessin. Als der Verfasser des „Lebens Jesu“ starb, hing man über sein Bett das Bild Ihrer königlichen Hoheit auf, wie man einem sterbenden Christen das Bild einer heiligen Schutzpatronin gibt. Mich einem kleinen Büchergestell nähernd, bemerkte ich folgende Aufschriften: Dr. Fr. Strauß, Ulrich v. Hutten; das Leben Jesu; das Leben Voltaire's u. s. w.

Dieß sind die Andachtsbücher der Prinzessin. Der Kultus der Erinnerung verschönert dieses Zimmer mehr als jene gelehrten Abhandlungen, denn mein Führer macht mich auf einen Glasschrank aufmerksam, worin sich Fächer, deren Ihre königliche Hoheit sich in ihrer Jugend bediente, liegen, Moose, die von den Bergen Islands hergebracht wurden; Muscheln von den Gestaden der Insel Wight, Korallen-Halsbänder, Lichtschirme aus Kolibrifedern; Bonbonnieren und andere Geschenke, die vom Prinzen ihrem Gemahl oder den Angehörigen ihres Hauses herrühren. Keine Bilder an der Wand, ein einziger, sehr einfacher Spiegel, weiter nichts.

Treten wir in die Zimmer „unseres Fritz“ die auf dem entgegengesetzten Flügel liegen. Hier ist sein Arbeitszimmer. Nichts

luxuriöses, nichts königliches, selbst nicht einmal prinzliches. Manches Börsenbarons oder Pariser Literaten „Arbeitszimmer" glänzen neben diesem, wie die wirkliche Sonne verglichen mit einer metallenen. Der Schreibtisch ist aus Mahagoni. Die Gegenstände sind darauf in vollkommenster Ordnung aufgestellt, als wenn sie eine Musterung zu bestehen hätten. Das Tintenfaß in Form einer Granate ist sauber und blank, die Federn liegen wie kleine Gewehre auf ihrem Gestell, Siegellack, Petschafte, Scheere, Falzbein sind in vier Reihen, wie Bataillonstreffen, aufgestellt. In der Mitte steht die Statuette Friedrichs des Großen, des „alten Fritz", mit seinem Dreimaster, seinem Zopf und seinem Stock. Ich erwartete Bruchstücke von Wurfgeschossen und eingefaßte Kugeln, vielleicht selbst einige jener berühmten Steine von unsern Festungen, die später Jules Favre übergab, vorzufinden, aber groß war mein Erstaunen, nur ein Hufeisen aus Gußstahl, als eleganter Briefbeschwerer auf einer Zeitung liegend, zu sehen. Dieses Sport-Stück kommt aus England. Der Prinz ist nämlich ein gentleman-rider erster Klasse.

Unter dem Fenster steht ein anderer Schreibtisch, vor welchem Seine Hoheit, stehend oder auf einem Schreibsessel sitzend, schreibt. Die Wände sind wörtlich mil italienischen Landschaften und Aquarellporträts der hervorragendsten Generale, welche an den letzten Kriegen theilnahmen, bekleidet. Den Rahmen bildet eine bescheidene Cartonnage. Ein Oelgemälde, im Genre Meissonnier's, stellt den Feldmarschall Moltke in seinem Kriegslaboratorium, umgeben von Karten und Schlachtenplänen, vor. Auf dem Sopha, welches das Ameublement dieses Kabinets vervollständigt, habe ich eine noch uneröffnete Kiste, welche die mit Pinsel aufgetragene Bezeichnung: „Belagerung von Paris" trug, bemerkt.

Ein Gang, in welchem ein gothischer Schrank steht, welcher mit Fragmenten von Holzskulpturen, Faiencen und sehenswerthen Glasarbeiten beladen ist, führt in den Speisesaal. Ganz altväterisch meublirt, sieht dieser Speisesaal mit seinen Polsterstühlen, einem

eichenen Buffet, in dem aber kein Silberzeug ist, dem Refektorium eines Klosters nicht unähnlich. Der sehr gemessene Raum steht in keinem Verhältniß zu den Gelüsten der Familie und der Nation. Man denkt an den Menschenfresser der Fabel und siehe da, man findet Däumling.

In einem anstoßenden Salon sieht man italienische, mit Elfenbein ausgelegte Schemel und einige gute idyllische und ländliche Bilder, wie bei einem ehrbaren, vom Geschäfte zurückgezogenen Strumpfwaarenfabrikanten. Nicht einmal ein Degen oder ein Helm bei dem Nachfolger eines siegreichen und kriegerischen Königs! Der Tanzsaal, dem hohe Fenster Licht spenden, trägt kein besonderes Gepräge. Im Hintergrunde steht ein bewegliches Theater, auf welchem die Kinder Seiner Hoheit spielen. Der mich begleitende Portier erzählte mir, daß diese Familienvorstellungen reizend seien und daß die älteste Tochter des Prinzen die Soubrettenrollen bezaubernd spiele. Es werden Vaudevilles und Lustspiele aufgeführt, zuweilen kommt eine Sängerin von der großen Oper, um am Schlusse der Vorstellung eine gerade beliebte Romanze zu singen.

In diesem Saale gab der Kronprinz im vergangenen Februar einen großen kostümirten Ball — der erste dieser Art, der in Berlin gesehen worden ist. Sämmtliche Kostüme waren dem Hofe der Medicäer entlehnt. Der Prinz, in rothen Sammet gekleidet, trug die Kette des brandenburgischen Schwanenordens; die Kronprinzessin hatte das Kostüm der „Bella" im Bilde Titian's, im Palast Pitti, angelegt. Kaiser und Kaiserin, unter einem Baldachin sitzend, von Kämmerlingen und Pagen, welche das Wappen der Medicäer trugen, umgeben, wohnten dem Aufzuge bei. Man tanzte die Tarantella beim Klange des Tambourins und that sich an Orangen gütlich. Die Wände waren mit italienischen Tapisserien, Wappen und Trophäen bekleidet.

Die von der Wand genommenen Bilder des Prinzen und der Prinzessin sind vorläufig auf Stühle gestellt. An der weichen

Pinselführung erkannte ich sofort den feinen und weichen Strich Winterhalter's. Ihre königliche Hoheit Viktoria ist blond, wie eine Deutsche von den Ufern des Rheines, wohl aber sind Augen, Kinn und Nase englisch. Der Prinz trägt einen fast rothen Vollbart und ist von wahrhaft herkulischer Gestalt. Grabstichel und Photographie haben ihn in Felduniform volksthümlich gemacht, wie er in derselben, die Feldflasche umgehängt, die nationale Pfeife mit Porzellankopf an den Mund setzt. Der Ausdruck dieser Physiognomie ist im Grunde sanft und verräth keinen Gedanken, der die Ruhe der Völker beängstigen könnte. Die Königin Augusta hat ihren einzigen Sohn mit so zarter Sorgfalt erzogen, daß seine militärischen Lehrer, selbst Hr. v. Moltke, nie im Stande waren, den mütterlichen Einfluß zu überwinden. Seine königliche Hoheit schätzt Wissenschaft und Künste hoch. Wenn er sich auch nicht auf mäcenatischer Freigebigkeit ertappen läßt, so verschmäht er es doch nicht, sich mit Philosophen und Dichtern zu unterhalten. An seiner Tafel versammelt er manchmal, gleich dem großen Friedrich, Professoren, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler und dann wird daselbst wie im Tabakskollegium diskutirt. Der Prinz nimmt stets Kenntniß von den neuesten Erscheinungen der Literatur und liest die Romane von Hektor Malot. Oft macht er sich das Vergnügen, einen Verfasser, der in seinem Buche einen Tadel über ihn ausgesprochen hat, zur Tafel einzuladen. „Wenn der Kronprinz hierherkommt", sagte mir einer der Galeriediener des Bildermuseums, „verlangt er ein Tabouret und bleibt stundenlang vor den Bildern Holbein's sitzen." Die platonische Liebe, die er für die Malerei, die Literatur und die Feuerspritzen hegt, dehnt er, wenn auch in weniger idealer Weise, bis auf das geringe Weizenkorn, das in der Furche keimt, und auf den Spargel, der wie ein Bajonnet aus der Erde herausragt, aus. Seine Hoheit schickte zu der im Jahre 1874 zu Bremen stattgehabten landwirthschaftlichen Ausstellung mehrere Proben seiner Erzeugnisse. Seinen Rübchen widerfuhr die Ehre, eher als er selbst (preis=) gekrönt

zu werden. Bei dieser feierlichen Gelegenheit hat er eine Rede gehalten, deren bemerkenswertheste Stellen folgende sind: „Wer möchte wohl", sagte er, „läugnen, daß die Wohlfahrt des Ackerbaues allen Klassen zu Gute kommt, daß seine Entwicklung für den Fortschritt der Civilisation unerläßlich ist, daß in Zeiten der Unruhe und des Krieges er uns oft allein die einzige Aussicht auf eine bessere Zukunft bietet? Ich ersuche die fremden Aussteller, die Ueberzeugung in ihre Heimat mitzunehmen, daß der Wunsch, in einem festen Frieden an der Entwicklung der Civilisation mitzuwirken, nirgends lebhafter und ernster gemeint ist, als im deutschen Reiche."

Wenn der Prinz, der Angesichts Europa's solche Versicherungen abgiebt, seinen berechtigten Einfluß auf die politischen Geschäfte Deutschlands hätte, so erklänge seit Langem der Gesang der Schnitter ununterbrochen fort und Preußen würde Pflüge schmieden, anstatt Kanonen zu gießen. Das Duett des Herrn v. Bismarck und v. Moltke hat stets das Solo des Kronprinzen übertönt. Daher die Nebenbuhlerschaft zwischen dem Sohne der Königin Augusta und dem fürstlichen Kanzler; eine Rivalität, die unter der Asche glimmt, aber später zu Tage treten muß.

In seinen religiösen und politischen Anschauungen schließt sich der Prinz der sogenannten liberalen Schule an. Er hat den Vorsitz des „Protestanten-Vereins" übernommen, dessen rationalistische Lehren zur Negation alles Glaubens führen. Seine Hoheit äußerte sich jüngst gegen einen orthodoxen Prediger: „Gestehen Sie nur offenherzig, daß unsere Kirche eine kleine Auffrischung sehr nöthig hat." Seine zukünftige Regierung wird als die Verwirklichung des liberalen und konstitutionellen Kaiserthums angesehen.

Die Sympathien zwischen dem Prinzen Friedrich Wilhelm und dem Prinzen Friedrich Karl, Neffen des Kaisers, waren nie sehr lebhaft; ihr persönlicher Widerwille hat sich jedoch seit ihres berühmten und unerwarteten Zusammentreffens auf dem Schlacht-

felde von Sadowa gemildert. Diese beiden Charaktere sind übrigens entgegengesetzter Natur. Prinz Friedrich Karl liebt das Schlachtgetümmel und den Kanonendonner; Prinz Friedrich Wilhelm dagegen liebt den blauen, gestirnten Himmel, große, südliche, sonnenbeleuchtete Ebenen, das Summen der Bienen und das Geklapper der Mühlen. Während sein Vetter Paraden abnimmt, besucht er die Schulen und macht sich einen Spaß daraus, seinen Helm auf das Haupt neckischer Buben zu setzen.

Die Mitglieder der kaiserlichen Familie gelten nicht dafür, sehr schlagfertig im Antworten zu sein. Man zitirt ein Witzwort Seiner Hoheit und selbst dieses Wort ist ein ganzer Satz.

Im vergangenen Herbste besuchte der Prinz eines der bedeutendsten Spitäler der Hauptstadt. Es herrschte ein eiskalter Wind und der Direktor, ein guter, alter, ganz kahlköpfiger Herr, erwartete auf dem Hofe mit gezogenem Hute den hohen Besucher. Dieser näherte sich ihm rasch, klopfte ihm freundlich die Schulter und sagte im Berliner Dialekt, den er wie ein ächtes Kind der Vorstadt spricht:

— „Herr Direktor, setzen Sie doch den alten Deckel auf, sonst werden die paar Haare sich erkälten.“

## XI.

### Das Haus Bismarck's.

Die Hauptstraße Berlin's ist für den richtigen Berliner nicht die berühmte Linden-Allee, mit ihrer doppelten Reihe kränkelnder Linden, ihrem exclusiv der Miliz des Mars und der Venus vorbehaltenen Trottoir, ihren wie Kramläden aussehenden Magazinen, ihren Restaurationen, wo die deutsche Küche ihre Aufgabe, mörderischer als die der Mausergewehre, erfüllt und ihren Konditoreien, die schmutzig und ekelhaft das Café und das Lesezimmer ersetzen, welche letztere in der „glorreichen Kaiserstadt" ebenso unbekannt als Höflichkeit und Ehrlichkeit sind.

Für den Berliner vom alten Schlage ist die „Wilhelmstraße" die erste Straße Berlins, welche vom Pariser Platz bis zum Belle-Alliance Platz führt.

Längs dieser Strecke sind die großen politischen und administrativen Werkstätten des neuen Reiches vertheilt: die kaiserliche Kanzlei, das Palais des Justizministeriums, der öffentlichen Arbeiten u. s. w. Die Straße hat etwas Ernstes und Feierliches an sich; die Pferde gehen dort von selbst langsamer und die Deutschen, welche von Nord oder Süd hieher kommen, erheben das Haupt, stolz darauf, Preußen zu sein.

Aber besonders wenn sie vor der Nr. 76 vorbeigehen, fühlen die Patrioten ihr Herz lebhaft für die deutsche Freiheit schlagen.

Diese Zahl hat weiter nichts kabalistisches an sich, sie ist ganz einfach die Hausnummer des Palais des Ministeriums des Auswärtigen oder vielmehr der Wohnung des Hrn. v. Bismarck. Dieser schwere und massive Bau hat drei Stockwerke, ist unansehnlich und ohne weitern äußern Schmuck als eine Schildwache und hat in der That von einem Palais nur den Namen. Man muß erst darauf aufmerksam gemacht werden, um davor stehen zu bleiben und zu glauben, daß der Bewohner desselben die Geschicke Deutschlands und Europa's in der Hand hält.

Das Palais des vielgenannten Strousberg, der nicht allein die rumänischen Eisenbahnen ausgebeutet hat, erhebt sich stolz und imposant; der Finanzemporkömmling scheint von seinem reichgeschmückten Balkon einen mitleidigen Blick auf den Emporkömmling der Politik zu werfen, der noch, wie in einem Miethshause, in einem der alten, hinfälligen Staatsgebäude wohnen muß.

Links hat Hr. v. Bismarck den Nachkommen einer der berühmtesten katholischen Familien Preußens, den Fürsten Radziwill, zum Nachbar, bei dessen Intendanten die Polizei, sofort nach dem Kullmann'schen Attentat, Haussuchungen hielt. Der Weihrauchgeruch, der aus diesem alten Palast dringt, muß dem Kanzler oft Kopfschmerzen machen.

Daher sagte auch zu einem fremden Gesandten, als in diesem Frühjahr von seiner Wohnung die Rede war, Hr. v. Bismarck bescheidentlich:

« Je suis comme Jésus sur le calvaire: entre deux larrons. » *)

Eines Morgens im vergangenen Juni, als ich die Wilhelmsstraße entlang ging, bemerkte ich die Thür der Nr. 76, wie durch mysteriöses: „Sesam, öffne dich" weit geöffnet. Eine fürchterliche Versuchung trat an mich heran, ich faßte sofort den kühnen

*) Ich bin, wie Jesus auf Golgatha, zwischen zwei Schächern (unübersetzbares Wortspiel: larron, Schächer, bedeutet eigentlich Dieb).

Plan, mich in die Höhle des Löwen zu wagen. Ich wußte allerdings, daß Hr. v. Bismarck in der Nacht nach Kissingen abgereist sei. Der Posten hatte sich in sein Schilderhaus zurückgezogen und der Portier des Fürsten, der mit einem Dreimaster und einem Tambourmajorstock auf und ab geht, hatte den Vorhang seines Schalters schamhaft zugezogen.

Ich faßte Muth und überschritt dreist jene Schwelle, wo so Manche, die eingingen, die Hoffnung schwinden ließen. In dem Augenblicke, da ich mich anschickte die Treppe hinaufzusteigen, welche von zwei steinernen Sphynxen, dem Symbol der preußischen Politik, bewacht wird, schien es mir, als ob man mir vom Garten her zuriefe. Die Aussicht, als Dieb angehalten zu werden oder als ein Mann, der Torpedos legt, um dem Hausherrn eine Ueberraschung zu bereiten, schien mir durchaus nicht einladend; ich wandte mich eiligst nach dem Garten.

Dieser Garten ist mehr als ein Garten, er ist fast ein Park. Der Kanzler spaziert manchmal Abends darin herum, die Hände auf den Rücken gelegt, aber nicht in der Absicht die Sterne zu betrachten; denn gewöhnlich geht er dann den andern Tag in Kürassieruniform aus und hält im Reichstage eine jener Reden, wie sie Moses bei seiner Rückkehr vom Sinai hielt.

Der Mann, den ich im Garten gewahrte und der mir zwar nicht gerufen hatte, war der Gärtner. Diejenigen die sich diesem unschuldigen und wohlriechenden Berufe widmen, sind von milden Sitten und nicht bösartig. Ich trat deßhalb an ihn heran:

— Da steht eine arme Sykomore, die ebenso durstig zu sein scheint wie Sie, sagte ich, indem ich mich gegen die von der Sonne ganz ausgetrocknete Pflanze, der er seine Pflege angedeihen ließ, wandte.

— Was soll's? Diese Bäume gedeihen hier nicht. Deutsche, die in Amerika niedergelassen sind, haben sie dem Fürsten zu seinem Geburtstage im Jahre 1872 geschenkt. Ein sonderbarer Einfall und ebenso sonderbarer Feststrauß. Gegenwärtig schicken

ihm dieselben Deutschen Austern, was gescheidter ist. Es ist doch hübsch, Herr von Bismarck zu heißen! es vergeht keine Woche, ohne daß dem Kanzler irgend ein Geschenk verehrt wird. Es soll, wie man sagt, die Freundschaft erhalten. . . . . Ich glaube es gern! Und, der Fürst hat so seine eigene Art . . . . wenn er Lust zu etwas hat . . . . das er nicht bezahlen mag . . . . Sehen Sie, so begegnete er am letzten Tage der Reichstagssession den Abgeordneten von Nordhausen, wo ein vorzüglicher Branntwein erzeugt wird . . . . „Meine Herren, sehr erfreut Sie zu sehen," sagt er ihnen mit lachender Miene . . . . „Sie und die Ihrigen sind wohlauf? . . . . Wie gehen die Geschäfte? Halten die Nordhäuser Brennereien noch auf ihren altbewährten Ruf? Ich habe einmal früher einen Kornbranntwein getrunken, der von dort her kam . . . er hatte ein feines Bouquet und war klar wie Krystall!" — „Excellenz, beeilten sich die Abgeordneten zu erwidern, wir hoffen, Ihnen bald den Beweis liefern zu können, daß wir unsern berühmten Altvordern nacheifern und daß der Nordhäuser Kornbranntwein nicht so ausgeartet ist, wie das französische Volk." Zwei Tage darauf traf hier ein reizendes Fäßchen ein, begleitet von einem Schreiben der bedeutendsten Branntweinbrenner von Nordhausen, in welchem sie den Kanzler baten, dieses schwache Zeichen ihrer Bewunderung und Sympathie annehmen zu wollen. Und so ist der Fürst zu Branntwein gekommen, der ihn nichts kostet. — „Ein großer Mann!" rief ich, mich achtungsvoll verbeugend.

— Ja wohl, ist er ein großer Mann! wiederholte der Gärtner, indem er das Haupt entblößte. Und was ihn in meinen Augen noch größer macht, ist, daß er nicht stolz ist. Er unterhält sich gern mit geringen Leuten. Jedesmal, wenn er den Garten betritt, sagt er mir: „Nun, Franz, was macht die Sykomore?" Er weiß, daß ich sie wie mein eigen Kind pflege und daß es nicht meine Schuld ist, wenn der arme Baum draufgeht. Sehen Sie, die Erde dort am Ende des Beetes hat Seine Excellenz selbst

umgegraben. „Franz, gib mir deinen Spaten," sagte er mir eines Morgens. Ich überlasse ihm meinen Spaten und er arbeitet wie ein Taglöhner, der daheim sechs Kinder hat. Im vergangenen Herbst hat er's ebenso in der Nähe von Berlin gemacht. Er nähert sich einem mähenden Bauern und verlangt seine Sense, darauf zieht er seinen Rock aus und in zehn Minuten hatte er ein großes Stück Wiese abgemäht. „Da möchte man ja glauben, daß Sie in ihrem ganzen Leben nichts anderes getrieben hätten, rief der entzückte Landmann aus. Sollte Sie die Lust wieder anwandeln, so steht Ihnen meine Sense zur Verfügung." In diesem Augenblicke kam ein Herr des Weges daher, der den Fürsten kannte, auf ihn zuging und ihn bei seinem Namen begrüßte. Dem Bauer wär's bald unwohl geworden. Voll Pietät hat er die vom Fürsten gehandhabte Sense drei Monate aufgehoben; endlich wurde sie um 300 Thaler vom historischen Museum in Berlin angekauft. Der hat Glück gehabt.... Wenn dem Museum nur um den Spaten zu thun wäre....

— Wir können, wenn Sie wollen, zusammen ein Geschäft machen. Ich wünsche nichts mitzunehmen, ich will nur besichtigen...

— Das paßt mir....

— Die Zimmer des Fürsten gegen gute Belohnung besichtigen.

Er überlegte einen Augenblick, doch ich ließ einen Fünfthalerschein in seine Hand gleiten und einen Augenblick darauf war ich in den Platz ohne Leitern und Stricke, wohl aber vermittelst einer Hintertreppe, gedrungen.

Der erste Gegenstand, der mir in's Auge fiel, als ich in's Vorzimmer trat, war eine nach Kissingen bestimmte Kiste voll Flaschen.

— Cognac, murmelte mein Führer, indem er mit der Zunge schnalzte, als reizte ihn eine angenehme Erinnerung.

Man kennt die Geschichte, welche im Jahre 1866 durch die Blätter ging. Hr. v. Bismarck bereitete sich zur Abreise vor und

sein jüngster Sohn fragte ihn mit trauriger Miene, ob er lange abwesend sein würde. — „In vierzehn Tagen werde ich zurück sein", antwortete der Kanzler.

— „O, Papa," erwiderte das Kind, „das glaube ich nicht, du kommst vor einem Monat nicht heim, du hast ja Friedrich befohlen, dreißig Flaschen Cognac einzupacken."

Das erste Zimmer, das als Speisesaal dient, ist außerordentlich einfach. Man nennt es „den chinesischen Saal" wegen der Tapeten von brochirter Seide, auf welchen junge Damen von den Ufern des Ganges und wundersame Vögel dargestellt sind. Nicht das geringste Ornament, nicht einmal ein Buffet aus Eichenholz ist vorhanden. Der Gärtner sagte mir, auf einen kleinen Tisch weisend: „Alle Morgen wird dort ein gebratenes Hühnlein und eine Flasche Bordeaux für die Besucher, welche Hunger verspüren sollten, hingestellt, was die Frau vom Hause „offene Tafel halten" nennt."

Der nächstgelegene Raum ist das Billardzimmer, das gegenwärtig in eine Sammlungsstätte für Andenken umgewandelt ist. Das Billard ist mit einer grünen Decke überzogen und mit allerlei Gegenständen, Geschenken aus allen Gegenden, mit reich illuminirten und eingerahmten Ehrenbürgerdiplomen beladen. Es ist ein Durcheinander, das aber keineswegs eine klassische künstlerische Unordnung ist, man wird eher an das Durcheinander eines Trödlerladens gemahnt. Nur drei Gegenstände sind erwähnenswerth: eine reduzirte Wiedergabe in Bronze des berühmten Monumentes Friedrichs des Großen; das Bürgerdiplom der Stadt Hamburg, in Bronzeguß, dessen Etui an und für sich schon ein ganzes Gedicht darstellt, und endlich ein fünfunddreißig Franken werthes Schreibzeug in schwarzem Marmor, auf welchem ein sterbender Löwe ruht. Es ist ein Geschenk, welches der Kaiser seinem Kanzler gelegentlich seiner Krankheit im vorigen Winter verehrte. „Er glaubte, ich sei bereits so weit wie der Löwe," sagte Hr. v. Bismarck, indem er vor seiner Abreise nach Kissingen auf gedachtes Schreibzeug wies. Gott sei

Dank, ich bin wieder gesund, und Seine Majestät ist der andern kleinen Geschenke, die sie mir schuldet, noch nicht enthoben."

Das dritte, das bemerkenswertheste Zimmer, hat nur zwei Fenster, es ist das Arbeitszimmer des Kanzlers. Der Schreibtisch ist sehr einfach aus Mahagoni und mit Schubfächern versehen. Herr v. Bismarck sitzt auf einem gepolsterten Lehnstuhl, sein Sekretär, der ihm gegenübersitzt, hat einen lederüberzogenen Stuhl. Wie viele Diplomaten haben sich schon an diesen Tisch wie vor einen Spieltisch gesetzt und ihren Einsatz verloren!

Gegenüber dem Schreibtisch über einem Bonheur du jour befindet sich das Porträt von Fräulein Johanna v. Bismarck, einer herrlichen Brünette mit üppigem Haarwuchse, großen, schwarzen Augen, etwas starken Schultern und welche Mérimée, indem er von Frau v. Bismarck sprach, weiter beschrieben hat:

„Frau v. Bismarck, schrieb er aus irgend einem Badeort her, hat den längsten Fuß im Reiche und ihre Fräulein Tochter thut es ihr gleich."

Zur Romantik geneigt, verliebte sie sich im vergangenen Jahre in einen jungen Lieutenant, der ihr auf einem Balle begegnet war, der aber, Katholik von ächtem Schrot und Korn, die Hand der jungen Fürstin, welche ihm der Kanzler selbst anbot, ausschlug.

Im Arbeitskabinet des Hrn. v. Bismarck ist keine Bibliothek, dagegen aber eine vollständige Sammlung von Meerschaumköpfen und Militärmützen, mit breiten rothen Streifen, vorhanden. Auch bemerkte ich auf dem Kamin eine kaum angebrochene Kiste Havannah-Cigarren. Zwischen der Thür und dem Bonheur du jour bemerkt man eine Auswahl von Säbeln und Degen, die einem Zeughause Ehre machen würden.

Hirschlederne Handschuhe lagen auf allen Möbeln herum. Das Sopha, das den Hintergrund des Kabinets einnimmt, ist übermäßig breit. Hr. v. Bismarck ist gewohnt, nach Tisch sich hinzulegen, um die Zeitungen zu lesen.

Nahe dabei habe ich auf einem Tischchen eine russische Zeitung

(der Kanzler spricht diese Sprache sehr geläufig) gesehen und eine halbaufgeschlagene Landkarte. Ich war neugierig genug hinein zu schauen und erkannte die neue, vom deutschen Generalstabe aufgenommene Karte von Elsaß-Lothringen. Mit rother Tinte gemachte Kreuze bezeichneten die Stelle der neu zu erbauenden Werke bei Neubreisach, Diedenhofen, Straßburg und Metz. Ich habe zwölf rothe Kreuze um Straßburg und sechs um Metz gezählt. Es ist bekannt, daß gegenwärtig 11,000 Arbeiter in Straßburg und 4000 in Metz beschäftigt sind.

Das Schlafzimmer des Fürsten liegt daneben und ist nur einfenstrig. Ein blauseidener Bettschirm umgibt ein ungeheures Bett, ein wahres Familienbett.

Ein kleiner Tisch dient als Waschtisch. Ich habe ein halbes Dutzend Kämme und Bürsten bemerkt — viel mehr, als Haare auf dem Haupte des Kanzlers, welcher deren nur drei besitzt.

Wir kehren in das Arbeitszimmer zurück, um in den Salon der Frau v. Bismarck zu gelangen. Dieser Salon ist ganz einfach ein mit Familienbildern geschmückter und mit rothdamastenen Kanapees und Fauteuils möblirter Gang. Die Zimmer der Fürstin und ihrer Tochter — zwei bescheidene nach dem Garten hinausgehende Zimmer — münden in diesen Salon.

Im Zimmer der Frau v. Bismarck ersetzt ein eiserner Geldschrank den traditionellen Spiegelschrank. Sächsischen Musikern, welche ihm ein Morgenständchen gebracht und um die Gunst, das Haus besichtigen zu dürfen, gebeten hatten, sagte der Kanzler, indem er das eheliche Sanktuarium zeigte: „Wie Sie sehen, hat meine Frau die Kasse und ich gebe den Ehemännern unter Ihnen den Rath, die Börse in den Händen ihrer Frau zu lassen, es ist ein unfehlbares Mittel zu sparen und zurückzulegen."

Der letzte und größte Raum dient als Empfangszimmer. Das Ameublement ist bürgerlich, ohne Gepräge, ohne Auszeichnung. Kein Kunstgegenstand, kein Bild, Nichts, was dem Auge schmeichelt. Die Stoffe sind verblichen und fast abgenutzt. Zum Oeftern hat

Wilhelm I. zu Hrn. v. Bismarck einen Tapezierer geschickt, doch dieser hat ihn abgewiesen. Der einzige Gegenstand, welcher die Neugierde, und auch nur wegen der schweren Messingplatte, die er trägt, reizt, ist der berühmte Tisch, auf welchem der Friede zu Versailles unterzeichnet worden ist. Die Geschichte, welche sich daran knüpft, ist bekannt: Da Herr D....., der Besitzer des Hauses, in welchem Herr v. Bismarck wohnte, sich weigerte, den Tisch fortzugeben, ließ der schlaue Kanzler einen ganz gleichen herstellen und substituirte ihn am Tage seiner Abreise dem ächten.

Beim Austritt aus dem Salon führte mich mein Führer nach rechts und öffnete mit majestätischer Geberde eine Thür mit den Worten: „Der Tanzsaal."

Dieser Tanzsaal, dessen Friese mit Spiegeln geschmückt sind, ist eine ehemalige Kapelle; aber der Kanzler hat so viele Bischöfe eingesteckt, daß er durchaus keine Skrupel empfinden wird, Tänzer in einer Kapelle unterzubringen.

XI.

## Die Börse.

Wir haben den Ort gesehen, wo unsere Fahnen und Kanonen sind, treten wir heute in die Höhle, wo unsere Milliarden vergraben sind. Die Börse, ähnlich dem Zeughause, umfaßt die Geschichte Preußens während der letzten zwanzig Jahre: in diesem undankbaren und sandigen Brandenburger Lande kann der materielle Wohlstand nur eine Folge des militärischen Glückes sein, und Börse, wie Zeughaus, sind zur Aufnahme der Beute bestimmt.

Das Gebäude erhebt sich hinter dem Museum an den verpesteten Ufern der Spree; auch dieses ist ein cyclopischer Bau, im Burgstyl, der an die Burgen der Raubritter längs des Rheines erinnert. Flußräuber, Erpresser von Lösegeld, Alles kommt auf's Gleiche heraus, die Beute muß hinter festen Mauern verwahrt werden. Wenn man diese rothe Façade bei Sonnenschein betrachtet, so kommt es Einem vor, als sei sie noch feucht von dem auf den Schlachtfeldern in Gold umgewandelten Blute. So, heißt's in alten Sagen, kam das Kind des Mörders mit einem blutigen Male an der Stirn auf die Welt.

Oberhalb der Säulenhalle ist eine Gruppe vom Bildhauer

Begas, Borussia, Ackerbau und Handel beschützend, angebracht. Man möchte sie für einen Merkur der komischen Oper, der seinen Doppelsegen über Schinderhannes und Ali-Baba ausspricht, halten. Am Eingange des Vestibule hat man die Kolossalbildsäule Kaiser Wilhelm's, als Gesetzgeber gekleidet, wie die Fremdenführer behaupten, aufgestellt. Doch nicht eine Papierrolle, sondern eine Geißel, um die Diebe aus dem Tempel zu vertreiben, wäre dieser ernsten Majestät nöthig.

Die eigentliche Börse besteht aus zwei großen, mit Fresken dekorirten Säälen und Galerien.

Mittelst eines genial erdachten Mechanismus drehen sich die Thüren beständig um sich selbst und ziehen durch ihre rotirende Bewegung Diejenigen mit sich, die nicht schnell genug gehen. Man könnte wähnen, durch das Rad der Fortuna mitfortgerissen zu werden. Ein Büffet ist in jedem der Sääle errichtet, und man gewahrt Makler, die in der einen Hand ihr Notizbuch und in der andern ein Butterbrödchen oder eine Wurst halten. Einer Haussebewegung folgt stets ein Imbiß und eine Weinlibation; zu Anfang der Milliarden-Aera knallten die Champagnerkorke während der ganzen Börsenzeit, wie ein letztes gegen Frankreich gerichtetes Gewehrfeuer. Was namentlich dem Fremden auffällt, sind die Reihen von Plätzen, auf welchen die Namen der sie innehabenden Banquiers verzeichnet sind: Bleichröder, Mendelssohn, Meyer-Cohn u. s. w. Das Gebäude hat etwas tempelartiges an sich.

Die Börse wird präzis um 12 Uhr Mittags eröffnet und um 2 Uhr geschlossen. Man findet hier, wie in Frankfurt und Wien, dasselbe Durcheinanderschreien, dieselbe Menagerie, die ihre Fütterung erwartet, dasselbe Geheul und dieselben Grimassen. Doch nirgends werden größere Anstrengungen gemacht, um im Vorbeigehen eine Banknote zu erhaschen, nirgends ist die Begierde so wild, die Sucht nach Gold brennender. Die Gewinnsucht hat sich der ganzen Hauptstadt, wie der Teufel eines Besessenen, be-

mächtigt. Wenn Asmodeus, anstatt die Dächer der Häuser abzudecken, sich eines Tages den Spaß machte, die dicken Schädel der Berliner aufzudecken, so würde er uns bei allen eine Finanzkombination, einen auf Raub und Verkäuflichkeit gerichteten Sinn nachweisen. Fürsten, Minister, hohe Beamte, träumen von Konzessionen, Geschäften und Unternehmungen, an welchen sie den Löwenantheil haben werden; die Gewerbtreibenden, die Kaufleute sinnen auf gut erdachte Verfälschungen; die jungen Gymnasiasten betreiben Postmarkenversteigerungen und Lotteriekombinationen. Alle, Große und Kleine, Reiche und Arme, lauern auf Beute und jagen der Chimäre des Gewinnes und der Spekulation nach; vom Diplomaten, der im Voraus vom Eintreffen guten oder schlechten Wetters unterrichtet ist, bis zum Kellner, der, wenn die Kurse sinken, Einem die Sauce auf die Kleider schüttet, steuern Alle dem Garten der Hesperiden zu; Alle wollen das goldene Vließ erbeuten, diese auf der Staatsgaleere, jene auf dem zerbrechlichen Fahrzeug kaufmännischer Liebhabereien; die Mehrzahl auf einer Planke oder einem Ueberbleibsel des letzten Schiffbruches; Alle endlich klettern Einer auf den Andern, um den Mond herunterzuholen und dabei wie durch einen Circusreifen durchzufallen, Alle versuchen die Sterne zu packen — jene niedlichen, jene hübschen Sterne, die wie Dukaten aussehen.

Wie Viele schweifen dabei am Rande des Strafgesetzes herum und sind bereits in den Abgrund gerathen. Jeden Tag versinken Einige. Herr Wagener ist trotz der mächtigen Freundschaft des Herrn v. Bismarck gefallen, ebenso sind der Fürst zu Putbus, Strousberg, Quistorp und hundert Andere gefallen. Herr Wagener, Abgeordneter, Geheimer Rath und mit den höchsten Würden bekleidet, ist vor versammeltem Parlamente durch Hrn. Lasker gerichtet worden. Die Affaire der großen pommer'schen Centralbahn ist allzubekannt, als daß es nöthig wäre, darauf zurückzukommen. Aber Herr Wagener hat um so Geringfügiges die Freundschaft des Hrn. v. Bismarck nicht verloren; Herr Wagener hat aber

auch das Gesetz betreffend die Ausweisung der Jesuiten ausgearbeitet. Hat man nicht auch den deutschen Ex-Gesandten in Paris, Hrn. v. Arnim, angeklagt, die famose Note bezüglich seines Rücktrittes zum Zwecke von Finanzspekulationen veröffentlicht zu haben?

In einer von einem früheren Landrathe, Hrn. Diest-Haber, unter dem charakteristischen Titel „Geldmacht und Sozialismus“ veröffentlichten Flugschrift findet man erbauliche Mittheilungen über die Integrität einiger, während des Zeitraumes von 1858 bis 1864 verstorbener Minister und hoher Beamten. Herr Diest-Haber belehrt uns, daß drei Minister sich mit nichts weniger als delikaten Manövern befaßten. Sie waren an Bauten und Privatunternehmungen betheiligt und ließen nöthigenfalls die gerichtlichen Untersuchungen gegen Verwandte oder Freunde, welche grober Amtsvergehen verdächtig waren, sistiren. Herr Diest-Haber behauptet Nichts, ohne Beweise beizubringen. Nur zwei Zeitungen hatten den Muth, einige dieser niederschmetternden Enthüllungen zu reproduziren, die offiziöse Presse aber hüllte sich in „kluges Schweigen“.

Der berühmte Banquier Quistorp ist das erste Mal auf Befehl des Kaisers, der ihm drei Millionen Thaler Seitens der preußischen Bank vorstrecken ließ, aus seiner schwierigen Lage befreit worden. Die Kriminalstatistik gab für 1871 achtzehn wegen Unterschlagung, Betrügerei oder Diebstahl verhaftete Staatsbeamte an. In zwei Jahren hat sich diese Zahl verdreifacht, und wie viel ungetreue Beamte haben sich gerichtlichen Maßregeln durch Selbstmord entzogen! Schon zu Vespasian's Zeiten hatte das Geld keinen Geruch, doch nie hat es ihn weniger als in Preußen besessen, wo die Seelen, jedes religiösen Gefühles baar, wesentlich materiell und käuflich sind. Der Präsident des Abgeordnetenhauses selbst, Herr Bennigsen, ein früherer Staatsmann, aus Hannover, aber mit dem neuen Reiche ausgesöhnt, ist den unzweideutigsten Anspielungen nicht entgangen. Im vergangenen Jahre

griffen ihn die „Tribüne" und die „Volkszeitung" sehr lebhaft an.*)

Selbst die Armee wurde davon erfaßt. Im Monat Dezember 1873 wurde der Adjutant eines kleinen deutschen Fürsten verhaftet. Dieser Adjutant, den man nach dem Kriege bei den Dotationen übersehen hatte, hatte sich selbst dotiren wollen, zu diesem Zwecke die Unterschrift seines Herrn gefälscht und sich etwas wie 300,000 Thaler aus der Staatskasse angeeignet. Seine Hoheit, die am Tage der Entdeckung weder gnädigst noch allergnädigst gestimmt war, eilte nach Berlin, um ihre schönen Thaler zu reklamiren, ward aber ersucht, ihnen nachzulaufen.

Das Beispiel ist von Oben gekommen. Die Gewalt hat überall das Recht verdrängt; so viel, unbekümmert um das Recht, konfiszirte Throne, wegeskamotirte Kronen; so viel Provinzen, welche den Löwenantheil ausmachten, jene vollständige Mißachtung der ersten Grundsätze der Moral; jene Verträge, die man wie falsche Wechsel zerrissen hat; jene Politik der List und des Wegelagererthums mußte bei einem Volke, das natürliche Anlagen zum Raube hat, unvermeidlich Nachahmer finden.

Die fünf Milliarden, die in den Helm des Hrn. v. Bismarck als letztes Ei der unter dem mörderischen Messer stöhnenden Henne mit den goldenen Eiern fielen, haben allen Deutschen den Kopf verdreht. Man glaubte in Berlin an die Rückkehr der Mythenzeit, man redete sich ein, daß die Spree, als neuer

---

*) „Große Uebelstände sind aus dem Siege erwachsen, schrieb im Jahre 1872 der berühmte Romanschreiber Gustav Freytag; die Ehre, das Rechtsbewußtsein der Hauptstadt leiden stark darunter. Alle sind von der unsinnigen Leidenschaft nach Gewinn, jener Sucht nach Gold ergriffen. Alle leiden daran: Prinzen, Generale, Hofleute, hohe Beamte; Alle spielen ein tolles Spiel, Alle suchen das Vertrauen der kleinen Kapitalisten zu gewinnen, Alle mißbrauchen ihre Stellung, um zu schnellem Reichthum zu gelangen. Es ist ein Feuer, das die Geister verzehrt. Angesichts solcher Korruption ist es erlaubt an der Zukunft zu zweifeln."

Pactolus, Gold mit sich führen würde, und daß Jedermann sich nur zu bücken hätte, um reich zu werden. Diese Illusion dauerte ein Jahr. Tausend Unternehmungen wurden in's Leben gerufen; Gesellschaften schossen aus der Erde wie Pilze nach dem Regen; Alles wurde auf Aktien betrieben, Metzgereien, Brauereien, Spezereigeschäfte, Straßen, Kanäle, Landstraßen; die Häuser wurden an der Börse verkauft und wechselten in zwei Stunden fünf- oder sechsmal den Besitzer. In acht Monaten stieg der Preis des Grundbesitzes auf das Doppelte. Ein fünfstöckiges Haus kostete eine Million. Die Wohnungen hatten einen Curs wie Spekulationseffekten. Fünfzig, sechszig Personen machten sich manchmal eine Dachwohnung streitig. Man rechnete im Jahre 1872 fünfundfünfzig bis fünfundsechszig Bewohner auf ein Haus (die Häuser in Berlin sind gewöhnlich nur drei- oder vierstöckig) d. h. zehn Personen auf ein Zimmer. Die Maurer wurden reich, arbeiteten zehn Stunden, tranken Champagner aus Biergläsern und fuhren in Miethwagen vom Bauplatz zur Restauration. Ein einfacher Handlanger verdiente täglich fünf Thaler. Unbedeutende Commis in Bankhäusern, die heute ohne Stelle und ganzes Schuhwerk sind, machten sich mit weißen Glacéhandschuhen in den ersten Ranglogen der Theater breit und hielten sich eine italienische Tänzerin. Das Geld gerieth in Brunst und kam aus allen Verstecken heraus; es stürzte dem französischen Golde entgegen, um sich befruchten zu lassen und einen wunderbaren Nachwuchs von 50, 60 und 80 Prozent zu erzeugen. Beim fernen Rollen der goldgefüllten, mit dem Stempel der französischen Bank versehenen Waggons, zitterte der Boden und öffnete sich wie in einem Feenstück, und herauf stiegen Bierhäuser wie Paläste, Restaurationen, großartiger als Kirchen, und bezauberte Gärten, wo Blumenduft und Musik in einander verschwammen, im Winter in der warmen, wollüstigen Athmosphäre großer Treibhäuser und im Sommer am Rande erfrischender Wasserfälle und Springbrunnen.

Es hatte dieses Volk, das wie Rom nach der Eroberung der Provinzen «Panem et circenses!» rief, Vergnügungslokale nöthig. Man stellte die Kaisergalerie mit ihren unsinnigen Vergoldungen her, man gründete das große Etablissement — das einzige seiner Art — „Flora" bei Charlottenburg, mit seinen für zweitausend Gäste eingerichteten Speisesäälen und einem Ballsaale, der in ein Glashaus voll Palmen, duftender Bäume und Rosengebüsche mündet. Die Aktiengesellschaften machten sich um Millionen die Feudalschlösser in der Umgegend von Berlin streitig, um sie in Biergärten mit Sommertheatern, Seen, kleinen Booten, künstlichen Hügeln, Schweizereien, Spielen aller Art umzuwandeln. Aber diese Vision aus „Tausend und Eine Nacht" dauerte kein Jahr. Die Tempel der Freuden und Grazien sind gegenwärtig fallit, und die Gerichtsvollstrecker haben den Köcher Cupido's mit Beschlag belegt.

Ganz Deutschland, dieses „Volk von Denkern", wie es seine Philosophen nennen, ließ sich durch dieses Blendwerk fangen. Die Klugen bedienten sich der Milliarden wie der Lerchenspiegel. Fünf, zehn Geschäfte wurden an einem Tage in's Leben gerufen; sobald die Aktien gezeichnet waren, verschwand der Verwaltungsrath und das Stück hatte ausgespielt. Man entging der Kontrole, indem man die Hüter des Gesetzes mit in's Spiel zog. Man kam endlich so weit, sich zu fragen, ob es rathsam sei auf die Börse zu gehen, ohne einen Revolver bei sich zu haben. Streitigkeiten brachen alle Augenblicke aus, und man prügelte sich wie Hausknechte. „Noch nie, sagte die „Tribüne" vom 1. August 1872, ist der Monatsabschluß so ruhig als diesmal abgelaufen, keine Ohrfeige ist bei offener Börse gegeben worden, und das Syndikat hatte es nicht nöthig, wegen Injurien einzuschreiten. Die schwarze Tafel, die am Schluß eines jeden Monats den Namen wenigstens eines von der Börse ausgeschlossenen Delinquenten aufweist, ist unbeschrieben geblieben."

Das Erpressungswesen war in seiner Blüthe. Anständige

Leute, welche das Unglück hatten, die Börse zu betreten, erhielten andern Tages anonyme Briefe, in welchen ihnen mit Veröffentlichung gewisser Jugendgeschichten oder Familienangelegenheiten gedroht wurde. Die Industrieritter bedienten sich auch der Zeitungsinserate, in welchen Anspielungen sich vorfanden, die nur dem erwählten Opfer verständlich waren. Oft war der Zweck dieser Briefe nur ganz einfach der, einen Gegner zu ängstigen oder einen Konkurrenten zu beseitigen.

Im Monat März des Jahres 1872 zählte man in Berlin 688 Aktien- und Kommandit-Gesellschaften. Ende 1872 waren etwa 850 vorhanden. Die Baugesellschaften sind in dieser Zahl im Verhältniß wie 1 zu 10 vertreten. Der Krieg hatte sämmtliche Wohlstandsquellen Deutschlands verstopft.

Als sich der Milliardenstrom ergoß, entstand, wie nach dem Austritte des Nils, ein wahrer industrieller Frühling, aber die zu hastige Blüthe hat keine Früchte gebracht, Pflanzen und Sträucher verdorrten. Man werfe einen Blick auf den Börsenzettel. Was sieht man da in der Rubrik für die Dividende? Nullen, die einen hungrigen Rachen aufsperren.

„Die Titel von mehr als zweihundert Unternehmen, schrieb im vergangenen Januar die „Volkszeitung“, werden nur noch nominell notirt. Der Mittelstand, der den Kern des achtbaren und arbeitsamen Gewerbestandes ausmacht, hat sich hauptsächlich durch die abenteuerlichen Spekulationen düpiren lassen. Eine harte Lehre, die jedoch von gutem Erfolge sein kann. Die Erfahrung wird Alle belehren, daß lediglich die Arbeit den Privat- und den Nationalwohlstand erhöht, und daß die mit einem Zuge gefischten Milliarden nur geeignet sind, den Müßiggang zu erzeugen, den Diebstahl zu ermuntern, künstliche Bedürfnisse zu schaffen und den Ruin nach sich zu ziehen.“

Die „Vossische Zeitung“, welche einen Warnungsschrei ausstieß, sagt, daß das Jahr 1875 für die volkswirthschaftliche Lage des Landes schlecht anfängt, und „daß Deutschland auf dem Wege

begriffen scheine, der zum Schiffbruche und zum allgemeinen Ruin führt."

Der Präsident der preußischen Bank konstatirte in einem am 1. Januar 1873 veröffentlichten Berichte, daß die Gründer in zwei Jahren von dem leichtgläubigen Publikum mehrere Millionen erpreßt haben. Wenn Frankreich seine Niederlage theuer bezahlt hat, so büßt Deutschland heute schmerzlich seinen Ruhm. Der Friede kommt ihm theurer als der Krieg zu stehen. Der Abgeordnete Schorlemer-Alst äußerte sich bei der Berathung über das Landsturmgesetz im Reichstage also: „Die finanziellen Lasten des Reiches werden durch dieses System übermäßiger Kriegsbereitschaft erdrückend für Alle. Die Milliarden, welche wir erhoben haben, sind bereits in Festungsbauten, Schiffe, Mausergewehre und Kanonen umgewandelt worden; das Militärbudget ist in diesem Jahre um 49 Millionen Mark erhöht worden. Dieses Budget ist wie das Faß der Danaiden, wir werfen alle unsere Einkünfte, unsere Reserven, unsere Ersparnisse hinein, und nie wird es uns gelingen, es zu füllen. Auf diese Weise verarmt das Land. Montecuculi hat das Grundgesetz des Kriegführens ausgesprochen: Geld, noch mehr Geld und immer wieder Geld! Das verlangt man von uns auf die Gefahr hin, in kurzer Zeit unsere ganze Lebenskraft zu erschöpfen."

Das Kaiserreich ist das Defizit. Es ist bisher gelungen, das Gleichgewicht im Budget mittelst Reliquaten aus der Kriegsentschädigung und der Matrikularbeiträge der einzelnen verbündeten Staaten herzustellen. Aber die Kriegsentschädigung wird aufgezehrt und es wäre schwer und gefährlich, die Belastung der kleinen Staaten zu vermehren. Hr. v. Bismarck, der das Glück, dem „mächtigen Reiche" anzugehören, nicht theuer genug bezahlen lassen kann, hat bereits die Sache in gedachtem Sinne erwogen. Es ist die Rede davon, die Steuer auf Bier zu verdoppeln und den Tabak zu belasten. An dem Tage aber, wo der Süddeutsche seinen Durst wird mäßigen müssen und er Preußen nur noch

durch die bläulichen Rauchwolken seiner Tabakspfeife erblicken wird, wird Berlin auch in seinen Augen jedes Prästigium einbüßen. Diese anormale Lage ist gefahrvoll.

Die Matrikularbeiträge für 1875 wurden auf 93 Millionen Mark bestimmt, betragen also 26 Millionen mehr als im Vorjahre. Die höchst moralische Regierung Wilhelms I. sucht auch nach Hülfsquellen bei der Lotterie. Diese wirft jährlich fünf bis sechs Millionen reinen Nutzen ab. „Diese Lotterie, sagte einst ein Prediger zum Könige, ist ein recht schlechtes Beispiel.“ „Sie irren sich, erwiderte Wilhelm, sie ist errichtet, um bereits auf Erden die Habsucht meines Volkes zu bestrafen, denn das große Loos kommt nie heraus.“

Der Moment, neue Steuern einzuführen, ist aber nicht günstig. Der Handel siecht, die Industrie hat eine Krisis zu bestehen, deren Ende nicht abzusehen ist. Allerorts hört man Klagen.

Im Jahre 1872 erreichte die Einfuhr 1,087,400,000 Thaler, während die Ausfuhr sich nur auf 773,500,000 Thaler belief; im Jahre 1873 machte sich eine Abnahme wiederum geltend, die Einfuhr betrug 1,251,000,000 Thaler, die Ausfuhr 767,200,000. Im Zeitraume von nur zwei Jahren hat Deutschland der Industrie und dem Handel des Auslandes 797,300,000 Thaler gezahlt. Ueberall wird der Arbeitslohn reduzirt. Selbst die Kanonenindustrie leidet. Herr Krupp, der „Eisenkönig“, hat seinem Schmiedevolk angezeigt, daß er den Lohn um 10 Prozent herabsetzen und den Ersten, der dagegen remonstrire, aus seinen Staaten verbannen werde. Die Mehrzahl der seit dem Kriege in Berlin gegründeten Industriezweige sind im Begriff einzugehen, sie wollen sich in die Provinz zurückziehen, wo das Leben billiger ist und dem Arbeiter weniger Anlaß zum Ausgeben geboten wird. Die Herabsetzung des Arbeitslohnes, das ist das einzige Rettungsmittel. Herr Finanzminister Camphausen hat die Frage in seinem letzten Finanzbericht eingehend behandelt, in welchem er in so

rührender Weise die Ausfuhr jener „schönen Goldmünzen" des neuen Reiches beklagte, welche alle in die Taschen von Frankreich und England wandern. „Deutschland, sagte Herr Camphausen, muß unbedingt billiger produziren, wenn es nicht mehr vom Auslande abhängig sein will; wir müssen sparsamer und arbeitsamer werden, aber vor allen Dingen ist es nöthig, die Lohnfrage zu regeln. Wir werden vom Arbeiter mehr Arbeit verlangen und ihm weniger geben."

Welch' schönes Thema für die sozialistischen Deklamationen! Wie werden diese im Reichstage gesprochenen Worte mit Erfolg in den öffentlichen Versammlungen während des Winters ausgebeutet werden! Da die Arbeitseinstellungen nur möglich sind, wenn die Nachfrage das Angebot übersteigt, so wird Berlin wahrscheinlich auf's Neue, wie 1872, eine bedeutende Arbeiterauswanderung erleben.

Die deutschen Schifffahrtsgesellschaften werden sich dazu Glück wünschen, denn auch sie haben eine der schwersten Krisen durchzumachen. Dem „Lloyd" ist eine Konkurrenzlinie erstanden und er hat seine Passagepreise von Hamburg und Bremen nach Amerika auf 30 Thaler herabsetzen müssen. Seine Aktien, die im Jahre 1872 auf 169 Thaler standen, sind gegenwärtig auf 60 Thaler gesunken. Die Aktien des baltischen Lloyd sind schwerer getroffen worden, sie stehen auf 17 Thaler. Die Paquetboote, die von Deutschland kommen, finden keine Fracht, während die ankommenden voll Waaren gepfropft sind.

Als ich die neue Börse verließ, wollte ich sehen wo die alte stand. Ich habe mich in einem Labyrinth von kleinen, engen und dunklen Straßen verlaufen und endlich hinter dem Dom die Ueberbleibsel eines bescheidenen Gebäudes gefunden, eine alte und häßliche Steinverpuppung, aus welcher, ihre Vampyrflügel im Sonnenschein der Milliarden ausbreitend, die gegenwärtige Börse schlüpfte. In dieser armen, gegenwärtig verödeten Straße, bewohnte der Banquier Piebsch, ein intimer Freund des Ministers

Rolher, eine Wohnung, die heute kein Schuster inne haben möchte. Durch die Scheiben des Erdgeschosses gewahrte man undeutlich den alten Mendelssohn, Gründer des Bankhauses, über sein Hauptbuch gebeugt, ernst und in sich gekehrt, wie ein das alte Testament lesender Patriarch. Der Name des Hrn. Bleichröder, gegenwärtig der erste Berliner Banquier, war fast unbekannt. Das Börsenspiel lag noch in den Windeln. Man kannte die sonderbar klingenden Verbindungen, wie: Minerva-Verein, Pluto-Bergwerks-Gesellschaft, Borussia-Bergwerks-Gesellschaft, Fortuna-Aktien-Baugesellschaft u. s. w., u. s. w., noch nicht. Man kannte auch noch nicht jene Gesellschaften für Ankauf von Grundeigenthum, das gar nicht existirt, für Durchbruch von Straßen, die bereits durchbrochen sind, für Ausbeutung von Asphaltminen in den Sandsteppen der Mark Brandenburg. Ja, das war eine glückliche Zeit, deren die Greise mit Rührung gedenken, während sie auf die leere Tasche klopfen. Berlin war damals eine Stadt ohne besondere Ansprüche, die von der akademischen Jugend geliebt war, weil sie dort billiger als in Jena und Tübingen lebten. Man sah wenig Soldaten auf den Straßen, aber viele muntere und fröhliche Gesichter, auf welchen die Zufriedenheit und nicht die Börsenschwankungen zu lesen waren. Das Volk zog singend dahin; der Kommunismus, der Sozialismus waren für die Massen böhmische Dörfer, und Haß und Neid erglänzten nicht in den Blicken des Proletariers. Noch war er nicht darauf beschränkt, in den Kellern zusammenzukauern wie ein Thier mit seinen Jungen; als Familienvater diente er nicht als Kanonenfutter und seine Töchter nicht der Wollust.

Nach dem goldenen Regen ist Danaë jung und schön geblieben, ihr prächtiger Leib thront noch heute auf den Gemälden Titian's; nach dem Milliarden-Regen hat sich Dorothea erschöpft, sie ist gealtert und ärmer als zur Zeit, da sie in leinenem Kleide und Holzschuhen Eicheln sammeln ging unter den Bäumen, wo Hermann sie erwartete.

XIII.

## Die Universität.

Die Berliner Universität ist die letzterschienene am Horizont des wissenschaftlichen Deutschlands; sie ist, wie das Museum und das Opernhaus, eine Schöpfung neueren Datums. Friedrich Wilhelm, ihr Gründer, sah ein, daß durch sie Soldaten zu haben sein könnten und dekretirte ihre Gründung, wie man die Erstellung einer Kaserne dekretirt. Im Jahre 1810, mitten in der Erniedrigung und dem Jammer des Vaterlandes eröffnet, übte sie sofort einen politischen und moralischen Einfluß aus. Die französischen Bajonnette entmuthigten die Männer nicht, die sich die Aufgabe gestellt hatten Deutschland zu retten, indem sie an die Jugend appellirten. Das Professoren-Katheder wurde zur Tribüne. Der Philosoph Fichte legte in seinen „Reden an die deutsche Nation" die feurigen Gesänge Körner's aus.

Alle diese Philosophen, diese Gelehrten rüttelten die Jugend auf, drängten sie zu Thaten, flößten Enthusiasmus in die Herzen, predigten den Befreiungskreuzzug. Sie erzogen im Tempel der Wissenschaft jene verwegenen Freiwilligen, die, sich in die ersten Reihen der Bataillone stellend, die alten Soldaten durch ihr Beispiel mit fortrissen. Es liegt etwas Großartiges und Erhabenes in der Begeisterung der deutschen Jugend im Jahre 1813. Das Wort einiger Professoren schuf eine disziplinirtere und

entschlossenere Armee, als jene, welche von den Exerzierplätzen herkam.

Die Berliner Universität hat ihren Charakter nationaler und kriegerischer Erziehung beibehalten. Dort werden die moralischen Eroberungen vorbereitet, welche den materiellen Eroberungen vorangehen oder ihnen folgen sollen. Die Vorlesungen über Geschichte und Philosophie verkünden die Ueberlegenheit Deutschlands, unterhalten in den Herzen eine patriotische Regung und schlagen die großen Saiten an. Man lenkt vor allen Dingen das Interesse der Jugend auf das öffentliche Leben, man unterrichtet sie in ihren Pflichten gegen den Staat. In diesem Heiligthume des Studiums und der Wissenschaft steht der Staat auf dem Altar und man lernt, wenn nicht ihn anbeten, so doch ihn ehren. Er ist ein Heiligenbild, und der Staatskultus macht dem Gottesdienste offenkundig Konkurrenz. Um den Götzen geschaart, unter den berühmtesten Oberpriestern, erblickt man die Herren Mommsen, Virchow, Büchner, Gneist, Dubois-Reymond, den gelehrten Hellenisten Curtius, den berühmten Egyptologen Lepsius, den Historiker Duncker, den Physiker Helmholtz.

Herr Mommsen ist seit dem Kriege der große Geschichtsfälscher zu Gunsten der preußischen Propaganda geworden. Er ist der frühere Mitarbeiter Napoleon's III. Er stand mit vielen seiner Landsleute auf der Zivilliste mit einem Gehalt von Fr. 10,000 verzeichnet. Wahrscheinlich aus Furcht, daß die in den Tuilerien vorhandenen kleinen Notizen veröffentlicht würden, ergriff er im Jahre 1870 die Initiative zu einer Petition, welche von König Wilhelm, der Paris belagerte, das sofortige und schonungslose Bombardement der Hauptstadt der allgemeinen Korruption, des „modernen Babylons", verlangte. Der Friede wurde geschlossen. Paris war stehen geblieben, Paris hatte noch Geld in seinen Kassen. Herr Mommsen konnte es nicht länger mit ansehen; neidisch auf Jene, welche mit Dotationen oder Pendulen heimgekehrt waren, wollte auch er seinen Theil von der

Kriegsentschädigung haben; nicht umsonst wollte er angesichts der Welt das Bombardement von Paris verlangt haben. Herr Mommsen nahm also seine schönste Feder und schrieb an einen französischen Gelehrten, dessen Namen wir anführen könnten, um ihn zu fragen, ob nicht die Akademie der Inschriften ihm seinen Gehalt von zehntausend Franken ferner zahlen möchte. Da die Antwort auf sich warten ließ, veröffentlichte Herr Mommsen einen langen Artikel, betitelt: Nach dem Kriege, in welchem er die deutschen und ausländischen Gelehrten zur Einigkeit und zum Vergessen des internationalen Hasses ermahnte. „Man soll den Franzosen verzeihen, rief er aus, denn sie wußten nicht was sie thaten, sie sind ein Volk von Cretins!"

Aber da Herr X. noch immer nicht antwortete, richtete Herr Mommsen einen neuen Angriff gegen Frankreich, und zwar in einer Flugschrift, welche bestimmt war zu „beweisen", daß „Elsaß und Lothringen vollständig deutsche Länder sind".

Herr Mommsen ist, wie Herr v. Moltke, dänischen Ursprungs. Er ist mager und galligen Charakters; sein Verkehr ist unangenehm und trocken; er spricht nicht, er beißt.

Herr Virchow, der „Trichinengelehrte" genannt, weil er früher die deutsche Wursterei in Allarm setzte, hat den Lehrstuhl für Physiologie inne. Wenn Herr Virchow, von dem man einige Arbeiten in's Französische übersetzt hat, die Existenz Gottes leugnet, so leugnet er auch die des Teufels. Es möchte fast scheinen, als wenn er persönliche Anstände gegen die Hölle hätte, denn um so recht deren Abgeschmacktheit zu beweisen, hält er über diese brennende Frage Vorträge „für beide Geschlechter". „Man muß, sagte er neulich, ein mecklenburgischer Pastor sein, um noch an den Fürsten der Finsterniß glauben zu können." Herr Virchow hat ebenfalls einen Zahn auf die stygmatisirte Louise Lateau. Auf dem in Breslau im Jahre 1874 versammelten Physiologenkongreß hat er diese Hellseherin für verrückt erklärt. Die Katholiken haben eine Subskription eröffnet, um dem Professor die

Reisekosten nach Bois-d'Haine zu zahlen, aber Herr Virchow hat sich nicht stören lassen wollen. Seinen Lehren nach gehört er zur demokratischen Partei. Die „Zöpfe" widersetzten sich lange seiner Aufnahme in die Berliner Akademie. Ehe die Wirkungen der Gnade ihn erreicht und bekehrt hatten, sprach er zu den Revolutionären von 1848: „Ich kenne eine Familie, deren Großvater an Hirnerweichung litt; der Sohn hat eine Hirnverhärtung; der Enkel hat gar kein Gehirn." Wilhelm I. hat seit jener Zeit den Beweis geliefert, daß er dessen doch ein wenig hat, denn er hat Alles vergessen — und Herr Virchow ebenfalls.

Neben dem gezähmten Demokraten bewegt sich die banale Persönlichkeit des Herrn Ludwig Büchner, Verfasser des Buches: „Kraft und Stoff". Herr Büchner hat sich an die Rockschöße von Vogt, Moleschott und Darwin angeklammert und, indem er auf die Schultern seiner Vorgänger stieg, hat er den besten Beweis für sein System, nach welchem der Mensch vom Affen abstammt, geliefert. Herr Büchner, der es ebenfalls auf Popularität abgesehen hat und die dichten Nebel der Unwissenheit zu zerstreuen sucht, hält Vorträge, welche speziell für Männer sind und zu welchen man wie in die geheimen Abtheilungen der anatomischen Museen geht.

Herr Rudolph Gneist, Professor des Rechts, Verfasser der „Geschichte der englischen Verfassung", hat, nachdem er im Jahre 1864 der erbittertste Gegner der preußischen Regierung gewesen, die Sonne von Sadowa so schön gefunden, daß er plötzlich niederkniete. Vor dieser wunderbaren Bekehrung wünschte Herr Gneist die Mühle von Sanssouci zurück, indem er auf die guten Zeiten hinwies, wo in Berlin noch Richter waren. Er klagte das preußische Beamtenthum des Servilismus und der Bestechlichkeit an. Heute ist Herr Gneist Abgeordneter und stimmt mit Enthusiasmus für die geheimen Fonds, welche für die „Reptilien", d. h. für die Zeitungen, welche die Politik des Kanzlers vertheidigen, bestimmt sind. Herr Gneist ist außerdem Stadtrath,

er steht an der Spitze der „Alten“ oder der „Brahminen“, und neulich hat er im großen Rathhaussaale sich Seitens des Führers der Partei der „Jungen“ oder des „Berges“ die Epithete „fossiler Mensch“ und „Mastodon“ zugezogen. Die Jungen vom Berge sind angehende Kommunarden.

Herr Dubois-Reymond hat den Haß Deutschlands gegen Frankreich zu seiner Spezialität gemacht. Er ist es, der seit zehn Jahren die Meute geleitet hat und heute beim Hallali den Vorsitz führt. Er beschimpfte Frankreich in seinem Glanze, jetzt tritt er auf seiner Leiche herum. Seine Schimpfereien haben ihn tüchtig vorwärts gebracht. Er besitzt aber auch eine große Unverschämtheit in der Ausdrucksweise, sein Wort gleicht einer Schleuder. Er wünschte, wie Nero, daß das französische Volk nur einen Kopf besäße, damit es Hrn. v. Bismarck leichter würde, ihn abzuschlagen. Seine eigenen Zuhörer haben ihn „den Franzosenfresser“ benannt.

Wenn Herr Dubois-Reymond oft keinen Unterschied zwischen einem Franzosen und einer Rothhaut macht, so gibt er doch zu, daß die Sprache Racine’s und Voltaire’s Eigenschaften hat, welche der Sprache Goethe’s und Schiller’s fehlen. Er hat im verflossenen Jahre einen sehr beredten Vortrag gehalten, um die Gründung einer Akademie der deutschen Sprache zu verlangen, welche, wie die französische Akademie, die Aufgabe hätte, die Stylregeln zu bestimmen, über die Klarheit der Ausdrücke zu wachen und alle jene Fremdwörter zu entfernen, welche wie Schlacken sich ausnehmen. „Die dem literarischen Verdienste angethane Ehre, in die Akademie aufgenommen zu werden, sagte er, wird einen edlen Wettstreit unter den Schriftstellern erwecken, und nach und nach wird auf die strafbare Gleichgültigkeit gegen die Form, die barbarische Verachtung, die wir für Jeden, der gut zu schreiben sich bemüht, hegen, das Streben nach Verbesserung und das Gefühl der Würde unserer Sprache folgen.“

Die von Hrn. Dubois-Reymond geträumte Akademie soll noch gegründet werden, inzwischen sind seine Rathschläge betreffend

Sprachreinigung mit patriotischem Eifer befolgt worden. Alle französischen Wörter, welche im Deutschen bei den militärischen Kommando's oder zur Bezeichnung von zum Kriege gehörigen Gegenständen gebraucht werden, als wie: Marsch, Kanone, Redoute, Artillerie, Füselier, Etappe, sind in den neuesten Publikationen durch das wirkliche deutsche Wort ersetzt worden. Herr Stephan, Generalpostdirektor, hat ebenfalls aus seinem Verwaltungszweige alle Fremdwörter ausgeschlossen. Es ist gegenwärtig verboten, die Briefe als „Postrestant" zu bezeichnen, es muß heißen: „Postlagernd", ebenso wird nicht mehr „Rekommandirt", sondern „Eingeschrieben" gesagt.

Man hat keinen Begriff davon, wie viel französische Ausdrücke in Deutschland gäng und gäbe sind. Das erste Stockwerk eines Hauses heißt: die Bel-Etage; das Erdgeschoß: Parterre; ein Geldgeschenk: Douceur. Man sagt „Delikatessen"-Handlung, ein „solider" Mann, das ist „fatal" u. s. w.*) Den französischen Kolonien verdankt Deutschland diese sonderbaren Zusammenstellungen. Moabit, nordöstlich von Berlin, ist ein von Proskribirten, die die Aufhebung des Edikts von Nantes vertrieben hatte, erbautes Dorf. Anfangs dieses Jahrhunderts bildeten sie noch einen Fünftel der Berliner Bevölkerung. Sie haben in der Hauptstadt ihre Kirche, ihre Schulen und ihr Gymnasium beibehalten und sprechen eine Art von Französisch, durchflochten mit Germanismen und Redeweisen aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Die meisten führen veraltete Namen, wie: L'Oeillet de Mars, l'Arronge, l'Allinge, l'Heureux.

Hr. Dubois-Reymond ist selber Nachkomme einer alten französischen Familie, die zuerst im preußischen Fürstenthum Neuenburg niedergelassen war. Hr. Michelet, Universitätsprofessor, der

*) Bereits in den Nibelungen findet man aventiure, cheminate, chovertiure (Decke), mord (Tod) u. s. w. Die Hohenstauffen hatten provençalische Dichter an ihren Hof berufen und die Minnesänger hatten von ihnen die Langue d'oc erlernt.

im vergangenen Jahre sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte, ist ebenfalls französischer Abkunft. Er ist der letzte Vertreter des Hegelianismus in Deutschland. Ancillon, einst Professor an der Berliner Akademie, war der Sohn eines Pastors aus Metz; er wurde erster Rath für den öffentlichen Unterricht, erster Rath für die auswärtigen Angelegenheiten und übte im Kabinet einen hervorragenden Einfluß aus. Hr. v. Savigny war Professor des Rechts und versah von 1842 bis 1848 die Stelle eines Justizministers. Der Dichter Chamisso, der Romanschreiber Fouqué, der Baron von Reumont, Clemens Brentano, das Haupt der romantischen Schule, der Graf Brassier de St. Simon, Graf Renard, der erste unter den deutschen Sportmännern, und eine Anzahl anderer literarischer und politischer Berühmtheiten, stammen aus Frankreich. Aber undankbare Söhne einer undankbaren Mutter, gedenken sie nur noch des milden Himmels Frankreichs um ihn zu verfluchen. Sie hegen gegen uns den Haß des Neophyten und des Sektirers. Als Wilhelm I. in Berlin mit dem Purpur und der Krone Barbarossa's eintraf, wollte die französisch-deutsche Kolonie ihm in einer speziellen Adresse ihre Ergebenheit und Treue aussprechen. Die preußischen Zeitungen gaben aber unsern frühern Landsleuten zu verstehen, daß dieser übermäßige Eifer überflüssig wäre.

Eine Hauptstadt, wie Berlin, wo sich der Student wie ein Sandkorn im Meere verliert, ist nicht der Ort, um das Leben und Treiben der akademischen Republik zu studiren, sich mit ihren noch so eigenthümlichen und merkwürdigen Sitten vertraut zu machen und ihrer Geschichte nachzuforschen. Die Berliner Studenten haben nie mit ihren Gläsern anstoßend jenen Vers, der in Leipzig, Jena, Tübingen, Heidelberg und München wiederhallt, gesungen:

Stoßt an, Landesfürst lebe!
Hurrah hoch!
Er versprach zu schützen das alte Recht,
Drum wollen wir ihn auch lieben recht.
Frei ist der Bursch!

Alle Jahre feiern die Berliner Studenten ihren „Kriegscommers“ *) zur Erinnerung an ihre im letzten Kriege gefallenen Commilitonen. Hr. v. Moltke hat bisher nie versäumt, diesen kriegerischen Versammlungen beizuwohnen, wo die deutsche Jugend sich in Toasten auf den Kaiser, den Kronprinzen und Hrn. v. Bismarck heiser schreit. Im vergangenen Jahre hat der Feldmarschall, entgegen dem von ihm gewöhnlich beobachteten Schweigen, dem Studenten, der auf sein Wohl getrunken hatte, geantwortet: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für das Vivat, das Sie mir gebracht haben, sowie für den Antheil an dem Erfolge der deutschen Waffen, den sie mir zuzuschreiben die Güte haben. Es ist leicht, einen Feldzug zu unternehmen, wenn man auf den Sieg hoffen darf. Diesen Sieg verdankt Deutschland seiner tapfern Armee, seiner patriotisch gesinnten und ergebenen Jugend, deren Vertreter ich vor mir sehe, jener Jugend, die in blutigen Kämpfen Mannesmuth bewiesen, die ihre Kraft in heißem Ringen gestählt hat. Sie, meine Herren, haben eine lange Carriere vor sich, das Vaterland rechnet auf ihren Beistand, sei es, daß es noch Kämpfe zu bestehen, sei es, daß es der errungenen Güter sich freuen und sie durch Friedensarbeiten zu befestigen habe. Ich trinke auf das Wohl der deutschen Jugend: sie ist die Hoffnung, die Zuversicht und der Stolz des Landes.“

Früher war die Berliner Universität berühmt. Das Leben war dort wohlfeil, die Wohnungen zahlreich und billig, so daß die Studenten von allen Seiten herbeiströmten. Seitdem aber die „Hauptstadt der Intelligenz“ zur Hauptstadt des Krieges und

---

*) Man bezeichnet damit die akademischen Gelage, welche in gewissen Bierwirthschaften bei geschlossenen Thüren bei allen feierlichen Gelegenheiten stattfinden. Man trinkt Bier, daß man davon drei Tage berauscht ist, raucht wie Schmiedessen, ißt Rauchfleisch, singt Lieder, welche mehr Licenz als Patriotismus athmen und in den Reden, die gehalten werden, versäumt man nicht, den Erbfeind niederzuhauen. Dieß ist in dürren Worten ein Studentencommers.

der Milliarden wurde, sind die Musensöhne nach den grünen Bergen Thüringens und zu den Wäldern der Pfalz gezogen, dort sprudeln die Quellen der Wissenschaft noch frisch und rein, die Bezeichnung „Studiosus" ist ein Ehrentitel und der Student ist nicht allein frei, sondern ein König. *)

*) Die Berliner Universität zählt 178 Professoren, deren Gehalt zwischen 1500 bis 10,000 Franken schwankt. Der Studienplan begreift 335 Vorlesungen, wovon 44 auf Philosophie, Philologie oder Literatur, 83 auf Naturwissenschaften, 37 auf Theologie, 61 auf Recht und 110 auf Medizin fallen. Die Zahl der Studenten beträgt etwa tausend, vor dem Kriege waren es ihrer 1500.

## XIV.

## Die Schulen.

Wir sind unglücklicher Weise in Frankreich gewohnt, uns an Redensarten zu halten. Eine wohlklingende, gut gedrehte Phrase ist sicher, überall wiederholt zu werden; sie wird zum Lehrsatz und ein Jeder bedient sich dieses falschen Geldstückes, als wenn es ächt wäre. Daher war es genügend, daß eines Tages uns ein Doktrinär sagte: „Unsere wahren Besieger sind die preußischen Schullehrer", um dem einstimmig beizupflichten und zwar mit demselben Verständniß der Sache, wie sie ein Blinder von den Farben hat.

Wir gingen weiter und klagten unser Unterrichtssystem an und sind dazu gelangt uns einzureden, daß ein Schulsystem nach preußischem Muster allein im Stande sei, die Nation zu regeneriren.

Diejenigen, welche so sprechen, sind allerdings damit zu entschuldigen, daß sie nie eine Schule am Ufer der Spree besucht haben. Ein Deutscher, Hr. Karl Vogt, den eine solche Unkenntniß der Sache ärgerte, hat jedoch versucht, uns darüber aufzuklären und hat uns im vorigen Jahre nachstehendes Bild von dem öffentlichen Unterricht in Preußen entworfen:

„Wie, man behauptet, daß es der Schullehrer war, der bei Sadowa, und der Professor, der bei Sedan zum Siege verhalf! Geht man der Sache auf den Grund, so wird man bald wahr-

nehmen, daß die Schulen Preußens sehr weit davon entfernt sind, ich will nicht behaupten, jene von Sachsen oder Würtemberg, wohl aber die von Baden und Hessen, zu erreichen. Alle diese Länder sind dem „Staate der Intelligenz" durch ihre Primarschulen, ihre Gymnasien, ihre Realschulen, ihre technischen Lehranstalten und ihre Universitäten überlegen. Preußen ist in ganz Deutschland das Land, das die meisten des Lesens und Schreibens unkundigen Bewohner hat. Die preußischen protestantischen Seminarien sind, in Folge ihrer halb pietistischen und halb militärischen Disziplin, wahre Muster von Verdummungsanstalten. Der Vorrath an Kenntnissen, den der junge Preuße zur Wanderung durch das Leben erhält, ist, mit dem des jungen Sachsen verglichen, fast Null. Was die Universitäten betrifft, so hat Leipzig Berlin um Vieles überflügelt, München gibt der Kaiserstadt nichts nach und Göttingen, früher die Nebenbuhlerin Münchens, leidet, seitdem es unter der Pickelhaube ist, an unheilbarer Schwindsucht."

Dieses wenig schmeichelhafte Bild beweist auf's Neue, daß man nie besser als durch seine eigenen Leute bloßgestellt wird. Es hat jedoch das Verdienst wahr zu sein. Was die preußische Schule den übrigen deutschen Schulen notorisch unterordnet, ist der Mangel an Schullehrern. Vergeblich verdoppelt der Minister seine Anstrengungen, die Jugend wendet sich vom Lehrerberuf und vom Predigeramte ab. Was ist die Folge davon? Man ist gezwungen, Schullehrer sozusagen per Dampf auszubilden, wie man bei uns die Baccalaureaten fabrizirt, man gibt ihnen einen oberflächlichen Anstrich, der sehr bald sich wieder ablöst. Man überträgt den Jugendunterricht Leuten, welche selbst kaum aus dem Jünglingsalter getreten sind.

Mit ihrem Haufen von Büchern, ihrem Zurschautragen von Systemen haben uns die Deutschen stets Sand in die Augen gestreut. Da wir sie Abhandlung auf Abhandlung häufen sehen, haben wir den Schluß gezogen, daß sie die ersten Erzieher der Welt seien, denn sie haben wenigstens ebensoviel über die Kunst,

Kinder zu erziehen, als über die Kunst, Menschen zu tödten, geschrieben.

Der deutsche Schulmeister ist vielleicht gelehrter als der französische; er kennt mehr Texte, mehr Quellen, doch sind seine Zöglinge durchschnittlich denen unserer Schulen nicht überlegen. Der junge Deutsche ist zwar fleißiger als der junge Franzose, und das ist erklärlich: er begreift weniger schnell. Er ist sehr eifrig an der Arbeit, keine Schwierigkeit ermüdet seine Geduld. Daher sieht man auch Schüler ohne den geringsten Bartflaum bereits wie gereifte Männer aussehen. Von zehn tragen acht Brillen. Mit dem zwölften Lebensjahre haben sie ihren Lebensplan gemacht und es ist selten, daß sie ihn nicht genau ausführen. Sie sagen sich: „Mit achtzehn Jahren werde ich das Gymnasium absolvirt haben, ich beziehe alsdann die Universität, wo ich drei Jahre zubringe; ich werde sie als Doktor der Medizin oder des Rechts verlassen und mich etabliren; mit fünfundzwanzig Jahren bin ich verheirathet und mit vierzig Großvater." Dieses Volk besitzt die wesentliche Eigenschaft Alles im Voraus zu berechnen und vorauszusehen.

Die Kinder sind Männer im Kleinen, sie besitzen nichts von unserer kindlichen, lärmenden, lebhaften Fröhlichkeit, sie sehen aus, als ob sie bereits durch die Schwere der Sorgen um die Zukunft niedergedrückt seien. Sie sprechen wie auf dem Theater und sind für die Welt ganz vorbereitet. Es liegt dieses wahrscheinlich an der Freiheit, die sie genießen. In Deutschland sind die Internate unbekannt. Die Eltern, welche ihre Kinder in die Stadt schicken, geben sie bei einer Familie in Pension oder miethen sie in einem Hause, das ihr Vertrauen besitzt, ein. Die Schulbehörde bekümmert sich weiter nicht um sie. Bei uns sind Formalitäten zu erfüllen, man bedarf eines Korrespondenten, der über den Schülern berichtet. Hier aber ist nichts dergleichen nöthig. Die jungen Leute lernen auf diese Weise frühzeitig das Leben kennen, und ich muß gestehen, daß sie selten das Vertrauen mißbrauchen,

das man in sie setzt. Sie sind gesittet; sie gestatten sich nur des Abends ein Vergnügen, indem sie in's Bierhaus und Sonntags spazieren gehen. Es ist dieß gerade keine Tugend: diese ruhigen Gewohnheiten liegen in der apathischen und schwerfälligen Natur des Deutschen.

Wenn diese Race ein leidenschaftlicheres, lebhafteres Temperament besäße, so wäre der Unterricht, wie er in den preußischen Primarschulen ertheilt wird, unmöglich. Die Dorfschullehrer z. B. zeigen den Schülern bei Beginn der Lehrstunde das Bild des Kaisers und fragen: „Wer ist dieß?"

Sie haben, sich verbeugend, zu antworten:

— Das ist Seine Majestät der Kaiser!

— Was sind wir ihm schuldig? fährt der Schullehrer in ernstem überzeugtem Tone fort.

— Wir sind ihm Gehorsam, Treue und Ehrfurcht schuldig; wir verdanken ihm alles, was wir besitzen.

Was würde wohl nach vierzehn Tagen solcher Uebung der „von Geburt witzige" Franzose thun?

Bisher war der Klerus der Regierung in der Anwendung ihres neuen Katechismus einigermaßen hinderlich; um ihn zu zwingen, sich von der Schule fern zu halten, hat der Reichstag im vorigen Jahre das Gesetz über die Schulinspektionen angenommen.

Der Staat, der nunmehr allein als Herr regiert, kann ja nach der Laune des Kaisers Sklaven oder Soldaten stellen.

Alles in der Regierung convergirt nach dem einzigen Ziel: blinde, unbedingte Unterwürfigkeit gegenüber der Gewalt. Man spricht selten von Gott, aus Furcht, er möchte dem Kaiser Eintrag thun. Wenn man dieses System näher betrachtet, gelangt man zu der Frage, ob der Patriotismus der Deutschen nicht etwa ein künstlich erzeugter sei, das Resultat einer exaltirten Einbildung, die von Jugend auf sorgsam unterhalten wird.

Das Kind kann kaum lallen, so lehrt man es schon die Namen der Sieger über das Ausland aussprechen; kaum hat es

das erste Höschen an, so wird ihm auch schon eine Militärmütze aufgestülpt. Wünscht es Spielzeug, so kauft man ihm einen Säbel oder eine Trompete. Patriotische Lieder beschließen den Klassenunterricht wie früher die Gebete, das deutsche Volk wird darin als ein heiliges Volk begrüßt, dem von der Vorsehung eine Mission auf Erden übertragen ist. Der Unterricht in der Geographie trägt dazu bei, diese Gefühle zu befestigen und zu entwickeln: die Lehrer, mit ihrem Zeigestab über die Karte fahrend, schließen in das deutsche Reich alle Länder ein, „soweit die deutsche Zunge klingt."

Die Geschichtsfälschung geht mit den geographischen Fälschungen Hand in Hand; Frankreich wird nur als der „Erbfeind" bezeichnet, alle Angriffe sollen nur von dort gekommen sein und an seinen Namen knüpft sich stets die Erscheinung des Revanchegespenstes.

Ich hatte noch keine Gelegenheit, eine Schule auf dem Lande zu besuchen, da muß es aber merkwürdig hergehen, wenn man den Berliner Zeitungen Glauben schenken darf. Sie meldeten jüngst, daß Hr. Falk, Minister des öffentlichen Unterrichts, angeordnet hatte, im Laufe des Winters „nationale Botanik", und im nächsten Frühling „biblische Botanik" mit Zugrundelegung der h. Schrift vorzunehmen. Die Berliner Zeitungen fügten mit Recht hinzu, das heiße den Gaul beim Schwanze aufzäumen und daß es unendlich logischer gewesen wäre, die deutsche Flora dann zu studiren, wenn man sie um sich herum in ihrer ganzen Schönheit und Frische glänzen sieht.

Seitdem die Ueberwachung der Schulen in die Hände von Staatsangestellten übergegangen ist, haben die Lehrer auch eine bestimmte Anzahl von Exemplaren einer „Liedersammlung" erhalten, um sie an die Kinder der ersten und zweiten Klassen zu vertheilen. Unter diesen Liedern des neuen Reiches sind einige die ich hier nicht anführen kann. Mehrere Verse endigen mit Refrains, wie: „Wein, Weib, Gesang, sie leben hoch!" Nummer 16 enthält folgende Strophe:

„Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer;
In ganz Europa ist, ihr Herren Zecher!
Kein solcher Wein, wie er.“ u. s. w.

Man wundere sich demnach nicht mehr über den einreißenden Materialismus bei jenem Volke, das wir früher als so idealistisch, so poetisch kannten. Mit solchen Liedern erweckt man die thierische Begierde und bereitet man die Jugend vor, „wie Gott in Frankreich zu leben“, um mich einer seit dem letzten Kriege sprüchwörtlich gewordenen Redensart zu bedienen.

Diese Skizze wäre gar zu unvollständig, wenn ich es unterließe, den Leser in einen „Kindergarten“ zu führen. Es gibt deren fünfunddreißig in Berlin, wovon sieben durch den „Berliner Frauenverein“, acht durch den Verein für Erziehung der Familie, vier durch Bezirksvereine und sechszehn durch Private erstellt worden sind.

Es handelt sich also nur um die Wahl. Wenn's gefällig, gehen wir in ein Volksviertel, nach der Sophienstraße Nr. 15. Wir müssen einen Wagen nehmen, da wir uns in dem Straßenlabyrinth der Vorstädte Berlin's verirren würden.

Von den Linden aus geht's links ab. Wir kommen an der Synagoge vorbei, das einzige gottesdienstliche Gebäude in der Kaiserstadt, das dieser Bezeichnung würdig ist, die zwiebelförmigen mit Goldstreifen gezierten Kuppeln nehmen sich unter diesem fahlen und bewölkten Himmel sonderbar aus. Wir fahren auf einer schlechten Holzbrücke über die Spree und in eine lange, schmutzig aussehende, schlecht gepflasterte, übelriechende Straße. Halbnackte Kinder waten haufenweise in dem angestauten Rinnsteinwasser. An den Fenstern hängen zerlumpte Kleidungsstücke, die an der Sonne trocknen. Durch die Kellerfenster sieht man die Gesichter bleicher, kränklicher Frauen, welche schwere Arbeiten verrichten; die Betten stehen dicht aneinander, kaum ist für einen Tisch und einen Stuhl Platz. Wir lesen an mehreren Thüren die mit Kreide ungeschickt geschriebene

Anzeige: „Hier sind Schlafstellen zu vermiethen.“ Es ist nämlich üblich, daß arme Familien, in der Absicht sich ihre Miethe zu erleichtern, einen Fremden bei sich über Nacht aufnehmen. Er schläft in dem Familienzimmer, dem einzigen in der Wohnung — eine unmoralische Sitte, die fast immer zu unerlaubtem geschlechtlichem Umgang führt.

Am Eingange anderer Keller lesen wir: Kaffee, Bier und französisches Billard! Männer, nur mit Beinkleid und Hemd bekleidet, sitzen in diesen Höhlen und trinken zusammen aus einem Glase ein weißes, wie verdorbener Apfelwein saures Bier.

Die Häuserreihe zieht sich sehr weit fort und dasselbe Schauspiel wiederholt sich einen ganzen Kilometer weit. Endlich hält der Wagen, wir sind vor einem großen gelben Hause angekommen, in dessen Hof eine Bierbrauerei sich befindet. Rechts steht angeschrieben: „Kindergarten“. Wir klopfen an.

Eine junge Dame öffnet uns und führt uns ohne Umstände ein. Der Unterricht hat begonnen; er dauert von neun Uhr bis Mittag und von eins bis vier Uhr Nachmittags.

Die kleinen Mädchen nnd Knaben sitzen im Halbkreise vor niedrigen Tischen, bunt durcheinander, in Stellungen, die einen Maler entzücken würden. Sie sehen wohlgenährt und reinlich aus, doch zeigt sich weder in ihren Bewegungen, noch in ihren Blicken französische Lebhaftigkeit und Uebermuth.

„Die Unterlehrerin vertritt mich heute,“ sagt uns unsere Begleiterin, „ich habe Halsschmerzen, entschuldigen Sie mich, wenn ich nicht selbst Ihnen die Schule zeigen und erklären kann.“

Wir erblicken ein junges Mädchen mit distinguirten Manieren, bescheiden und artig, etwa achtzehn bis zwanzig Jahre alt, das mitten im Schulzimmer mit einem Blumenstrauße in der Hand stand.

— Was halte ich hier? fragte sie ihre blondköpfigen Zuhörer?

— Einen Blumenstrauß! antworteten die Kinder im Chor.

Die Unterlehrerin nahm hierauf eine einzelne Blume und zeigte sie den kleinen Zöglingen mit der Frage:

— Kennt ihr diese Blume?

— Das ist eine Aster! .... eine Nelke! .... eine Tulpe! antworten dreißig kindlich-eifrige Lippen.

— Alles nicht richtig .... Antworte du, Johannes.

— Das ist eine Malve.

— Gut, es ist eine Malve. Seht sie recht an, denn ihr müßt sie wieder erkennen .... Nun wiederholt alle zusammen den Namen der Blume?

— Das ist eine Malve! riefen unisono die vierzig Zöglinge.

Der ganze Blumenstrauß wurde in dieser Weise durchgenommen, und da diese Uebungen nie länger als zehn Minuten dauern, stimmte die Unterlehrerin darauf ein Lied an.

Es war eine Freude, diese blühenden Kinder mit komischem Ernste den Flügelschlag der Vögel nachahmen zu sehen. Sie bewegten ihre nackten Aermchen, indem sie wiederholten: „Der Vogel fliegt — fliegt in die Höhe — und singt!" Nach der Fröbel'schen Methode ist der Gesang nicht nur eine gymnastische Uebung, denn nachdem der Vogel nachgeahmt worden, wurde der fechtende Soldat, das galoppirende Pferd, der Schuhmacher, der eine Sohle festnäht, nachgeahmt, was sowohl eine Gedächtnißübung, als ein Mittel das Gefühl auszubilden ist. Gewisse Lieder beruhen denn auch auf einem Denkspruch oder einem religiösen Gedanken, der in das Herz des Kindes dringt und dort als Tugendsaat aufkeimt.

Die Klasse theilte sich nachher in zwei Gruppen, die Größeren stellten sich auf die eine, die Kleineren auf die andere Seite. Ersteren gab man einen dünnen Stock, Letzteren verschiedenartig gefärbte Papierstreifen, welche sie zusammen flochten und schlangen, um ein geometrisches Muster hervorzubringen.

— Wie würdet ihr mit eurem Stock eine Fahne herstellen? fragte die Unterlehrerin.

— Indem wir ein Stück Seidenstoff mit dem Reichsadler hinzufügen.

— Schwenkt die Fahne.

Fünfzehn weiße Händchen hoben sich und schwenkten das Stöckchen mit Siegermiene.

— Womit schreibt man?

— Man nimmt eine Feder, so, antworteten Mädchen und Knaben, indem sie ihren Stock wie eine Feder bewegten.

— An wen schreibt man?

— An seinen Vater und an seine Mutter.

— Wann schreibt man an sie?

— Man schreibt an sie zu ihrem Geburtstage.

— Und wenn die Mutter abwesend ist, was schreibt man ihr?

— Bald zurückzukehren und etwas mitzubringen.

Die Kinder nehmen lebhaften Antheil an diesen Unterhaltungen, die ihr Verständniß ausbilden, ohne sie allzusehr zu ermüden. Sie dienen ebenfalls dazu, die so oft von den Müttern auf die Kinder übertragene mangelhafte Aussprache zu verbessern.

Die Unterlehrerin vertheilte drei neue Klötzchen, mit Hülfe welcher die Zöglinge ein Haus, aus Dach und Mauern bestehend, bildeten.

— Wo ist das Dach? fragte die Lehrerin.

— Hier.

— Was fehlt daran?

— Der Schornstein.

— Wozu dient der Schornstein?

— Um den Rauch abziehen zu lassen.

— Wer fegt den Schornstein? u. s. w., u. s. w.

Die Fragen und Antworten verbreiteten sich in derselben Reihenfolge vom Dach bis zum Keller.

Das nennt Fröbel den „Anschauungsunterricht". Man braucht nur der Neugierde des Kindes zu folgen, um ihm eine Menge von Dingen beizubringen, die es nicht kennt oder von welchen es eine falsche oder unvollständige Vorstellung hat; man gewöhnt es so

unmerklich an das Unterscheiden und das Nachdenken. Die Schulstatistik weist nach, daß Diejenigen, welche diese naturgemäße Methode, welche eigentlich nur der entwickelte mütterliche Unterricht ist, befolgt haben, mehr Geschick als die Andern an den Tag legten und viel leichter die allgemeinen Regeln lernten, nachdem sie die Dinge rationell studirt hatten.

Die Mittagszeit war herangerückt, die Lehrerin ließ ihre Zöglinge einen Kreis bilden und übergab Jedem den kleinen, Morgens mitgebrachten Korb oder Sack, in welchem sich ihre Speisevorräthe befanden. Die Kinder, Brüder und Schwestern, Nachbarn und Nachbarinnen, liefen in den Garten und verzehrten dort mit gutem Appetit ihr Butterbrod, ihre Kirschen und Wurstscheibchen.

Der Nachmittag wird im Freien zugebracht. Die Knaben bauen Mühlen, Brücken, steinerne Pyramiden oder treiben Gärtnerei; die kleinen Mädchen springen und spielen. Die Uebungen variiren in's Tausendfache; ein Kindergarten ist eine Welt im Kleinen.

Ich will hier nicht auf eine kritische Beleuchtung des Fröbel'schen Systems eintreten. Seine Erfolge sind zufriedenstellend, mehr zu erwähnen ist hier nicht nothwendig.

Die Kindergärten verbreiten sich täglich mehr, nicht allein in Deutschland, sondern auch in jenen beiden als praktisch anerkannten Ländern, England und Amerika. Auch in der Schweiz haben die erzielten Erfolge die Regierung veranlaßt, sich bei der Gründung solcher Kindergärten, welche eine so wichtige Stütze für die armen Familien ausmachen, zu betheiligen. In Paris hat man sich ebenfalls mit der Frage beschäftigt, und wenn auch die Kindergärten nicht zahlreich sind, so sind doch einige vorhanden. Einer unserer Fakultätsprofessoren, Herr Ch. Hippeau, welcher den Gegenstand geprüft hat, sagt mit Recht in einem seiner Werke, daß, wenn man unsere Lehrer und Lehrerinnen mit dem Fröbel'schen Verfahren vertraut machen wollte, würde man sie in

die Lage versetzen, „den Kindern ohne Mühe und Langeweile eine wirkliche Erziehung zu geben, und, was noch besser, sie daran zu gewöhnen zu beobachten, zu urtheilen, zu denken, nicht über die Worte oder die Ideen, sondern über Alles was sie umgibt, d. h. über die Wunder der Schöpfung und die Allmacht ihres göttlichen Schöpfers."

Beim Austritt aus dem Kindergarten geht das Kind in die Primarschule. Ist es das Kind eines armen Arbeiters, so geht es in die „Armenschule", ist es das Kind eines besser situirten Handwerkers, so geht es in die Volksschule.

Die Bürgerssöhne haben die Bürgerschule, die reichen Bürger dagegen und der Adel schicken ihre Kinder in die Gymnasien. Es gibt außerdem Realschulen, welche gewissermaßen unsern Ecoles d'enseignement secondaire spécial entsprechen.

Die Gymnasien sind nichts Anderes als unsere Lyceen, abgesehen von der Philosophie, die auf den Hochschulen gelehrt wird.

Der Unterricht, der in diesen verschiedenen Anstalten ertheilt wird, ist nicht besser und nicht schlechter als der in Frankreich ertheilte.

Jedoch müssen wir darauf aufmerksam machen, und dieß ist wichtig, daß die Deutschen frühzeitig sich befleißigen ihren Körper abzuhärten; die Turnkunst steht bei ihren Schulen mehr in Ehren, als bei uns, sie bildet einen Theil des Stundenplanes, und es bedarf eines ärztlichen Zeugnisses, um davon dispensirt zu werden. Die Turnhallen sind in bewundernswerther Weise mit Turngeräthen aller Art ausgerüstet. Man kann dort das Fechten, Springen, Ringen u. s. w. lernen.

Jahn, der Verbreiter der Turnkunst in Preußen, wird zu den Helden von 1813 gezählt. Die Turnvereine von ganz Deutschland haben vor zwei Jahren zur Einweihung seiner Bildsäule Deputationen nach Berlin geschickt.

Wenn Jahn in Begleitung seiner Zöglinge durch das seines Siegeswagens beraubte Brandenburger Thor zog, fragte er sie:

— Woran denkt Ihr?

Wenn sie sich dann unterstanden, falsch zu antworten, so gab er ihnen eine Ohrfeige mit den Worten:

— Ein anderes Mal denkt daran, daß Ihr Söhne der Besiegten seid und daß, sobald Ihr Männer geworden, es Eure Pflicht ist, den Siegeswagen, welchen der Räuber Napoleon von dem Brandenburger Thor genommen hat, in Paris wieder zu holen.

Der Rath Jahn's ist befolgt worden, und die Kinder Derer, welche den Siegeswagen nach Berlin zurückgebracht haben, sind in die Fußstapfen ihrer Väter getreten.

XV.

## Der große Generalstab.

Ein Gang durch die Militär-Anstalten und -Schulen der Hauptstadt böte Vortheile und Nutzen, doch dies würde uns zu weit führen, und wenn eine derartige Arbeit nicht in französischer Sprache erschienen ist, so ist sie doch in deutscher Sprache unter dem Titel „das militärische Berlin" nach offiziellen Quellen und Dokumenten vorhanden. Wir lassen also die Kriegsakademie, das Kadettenhaus, die Artillerieschule, die Modell-, Telegraphen- u. s. w. Schule bei Seite, um unsere Aufmerksamkeit auf den Mechanismus des Haupttriebwerkes, das alle Räder in Bewegung setzt, auf den großen Generalstab zu richten.

Das Haus oder vielmehr das „Palais" des großen Generalstabes liegt am Königsplatz, gegenüber der Siegessäule. Seine Architektur ist massiv und entspricht seiner Bestimmung.

Die rothen Ziegel, welche unter der Tünche hervorschauen, erscheinen hier und dort wie Blutflecken. Das „Palais" wurde mit dem Gelde der Kriegsentschädigung gebaut. Im Mittelpunkte dieser großen Werkstätte steht der alte Feldmarschall v. Moltke, der den Krieg wie ein chemisches Präparat herstellt; in den ihn umgebenden Büreaux münden alle Fäden der Armee; es geschieht kein Schritt, keine Patrone wird verschossen ohne seinen Befehl,

und auf dem Kontinent wird kein Kamaschenknopf angenäht, wovon er nicht sorgsam Notiz nimmt.

Drei Abtheilungen des großen Generalstabes sind mit dem Spezialstudium der ausländischen Armeen betraut: sie nehmen genaue und eingehende Kenntniß von deren Bewaffnung und Effektivbestand; sie wissen, wie viel Zeit sie nöthig haben, um auf die Beine gebracht und auf allen Punkten des Gebietes und der Grenze konzentrirt zu werden; sie registriren ihre Kanonen, und keine Haubitze wird in die Zeughäuser gebracht, die nicht sofort in das Hauptbuch dieses Auskunftsbüreaus eingetragen würde. Es ist eine beständige Kontrole. „Wir könnten, sagte mir der Offizier, der mich in das Heiligthum eingeführt hatte, Ihnen bis auf den Mann die Zahl der Soldaten, welche in diesem Augenblicke Frankreich unter den Waffen hat, angeben."

Jede Abtheilung hat ihren Chef. Die erste Sektion, unter dem Befehl des Oberstlieutenants v. Hilgers, beschäftigt sich hauptsächlich mit Oesterreich, Rußland, Schweden und Norwegen, Dänemark, der Türkei, Griechenland und Asien.

Der zweiten Abtheilung, deren Chef der Oberst v. Unger ist, ist Preußen, Deutschland, Italien und die Schweiz zugetheilt. Die dritte Abtheilung, unter Befehl des Oberstlieutenant Krauß, ist mit Frankreich, England, Belgien, den Niederlanden, Spanien, Portugal und Amerika betraut.

Es besteht auch unter der Leitung des Obersten v. Brandenstein eine Abtheilung, welche sich dem Studium der ausländischen Eisenbahnen vom Standpunkte der Strategie und des Truppen- und Materialtransportes widmet. Diese Abtheilung arbeitet auch die Tabellen für die Etappen in Feindesland aus, wobei sie die lokalen Hülfsquellen als Basis annimmt. „Wenn wir morgen Krieg mit Spanien bekämen oder wenn wir gezwungen wären in die Schweiz oder Belgien einzurücken, sagte mir der begleitende Offizier, so würden Sie uns mit derselben Sicherheit, derselben Präzision, wie im Jahre 1870 marschiren sehen. Wir wissen,

wie viel Quartiere in jedem Dorfe der iberischen Halbinsel, der Schweiz und Belgiens vorhanden sind und welche Kontributionen an Geld und Lebensmitteln wir dort erheben können."

Da fielen mir gewisse von schweizerischen und belgischen Zeitungen gemeldete Thatsachen ein. Noch im vergangenen Jahre berichteten jene Zeitungen, daß Deutsche das flache Land bereisten und sich über die Zahl der Häuser und den Viehstand der von ihnen besuchten Weiler und Dörfer erkundigten. Ebenso ließen sie sich diejenigen Leute bei Namen nennen, die für die reichsten im Orte gehalten wurden. Arbeiteten diese so neugierigen Deutschen etwa für die Abtheilung des großen Generalstabes? Man darf dieß wohl annehmen.

Die topographische Abtheilung besteht aus Topographen, Zeichnern, Graveuren u. s. w. Der Abtheilung für Statistik und Geographie ist ein photographisches Atelier unter Leitung des Majors Regely beigegeben worden. Bei Beginn des letzten Krieges machte die Photographie es möglich, jedem deutschen Offizier Reduktionen der französischen Generalstabskarte zu behändigen. In den Büreaux dieser Abtheilung werden die Pläne der in Europa seit den ältesten Zeiten bis jetzt gelieferten Schlachten aufbewahrt.

Eine der wichtigsten Abtheilungen ist die der Militärgeschichte unter Leitung des Obersten Wartensleben und der Oberaufsicht des Herrn v. Moltke. Diese Abtheilung hat „die Geschichte des dänischen Krieges" und „die Geschichte des Feldzuges in Böhmen" veröffentlicht und es ist bekannt, daß sie seit zwei Jahren an der großen Geschichte des Krieges von 1870 und 1871 arbeitet. Man war so freundlich, mir den Eintritt in dieses „Laboratorium" zu gestatten. Als ich durch das Vestibule ging, erkannte ich mit Schmerzen jene reichhaltige Bibliothek von Metz, welche unschätzbare Schätze enthält. Rechts bezeichnet eine eiserne Thür das Archivgewölbe; es reichen die Archive bis zum Kurfürsten Johann Sigismund hinauf. Befehle, Berichte, Anweisungen, Alles ist

sorgfältig aufgehoben worden: jene Dokumente bilden nicht weniger als fünfundzwanzigtausend große Foliobände, klassifizirt und in drei Zeitabschnitte getheilt: der siebenjährige Krieg, der Befreiungskrieg (1813) und der Krieg von 1870 und 1871. Die Feldzüge gegen Dänemark und Oesterreich haben ebenfalls eine beträchtliche Zahl von Akten und Dokumenten geliefert.

Die Büreaux, in welchen mühsam, aber gewissenhaft, das Buch des großen Generalstabes ausgearbeitet wird, sind voller Pläne, Karten, Berichte; die Tische sind mit französischen, englischen, russischen, amerikanischen und deutschen Zeitungen beladen. „Es stehen uns mehr als eine Million Dokumente zur Verfügung", sagte mir ein Sekretär, der mit einem Rothstifte gewisse Stellen aus der Vertheidigung des Marschalls Bazaine anstrich. An den Wänden hängen Haufen von Depeschen, und im hellsten Lichte hängen Reliefkarten, auf welchen mit schwarzer und rother Tinte die Bewegungen der Armeen angegeben sind.

Das Kapitel über die Vereinigung des 9. und 8. Korps vor Metz hat die Zusammenstellung und Durchsicht von 800 Aktenstücken erfordert. Und solch' eine kolossale Arbeit wird oft in zwanzig Linien zusammengefaßt. Herr v. Moltke, der zuletzt die Redaktion seiner Mitarbeiter durchsieht, ist für Alles, was unnütz oder zu wortreich ist, unerbittlich; er streicht, schneidet, verwirft zwanzig, dreißig Seiten auf ein Mal. Er hat die großen griechischen und lateinischen Geschichtsschreiber zum Vorbilde genommen.

Mein Führer, als er mir in einem langen Saale vier stillschweigend arbeitende Offiziere wies, machte mich auf vier enorme Foliobände, welche offen auf einem Tische lagen, aufmerksam.

— Das sind, sagte er, die Dokumente über die Kapitulation von Metz und den Prozeß Bazaine.

— Wird das Buch des Herrn v. Moltke ein Urtheil über den Ex-Marschall des Kaiserreiches bringen?

— Nein, das Werk beschränkt sich auf die nackte und ein-

fache Wiedergabe der Thatsachen; es ist keine kritische Arbeit, sondern ein Gemälde, und die Unparteilichkeit wird dem Buch dauernden Werth verleihen. Uebrigens bekenne ich offen, daß wir nicht genau wissen, was eigentlich Bazaine gewollt hat.

Die am Buche des Herrn v. Moltke beschäftigten Offiziere sind vierzehn an der Zahl: vier sind mit dem Zusammenstellen der Aktenstücke betreffend die Operationen vor Metz beschäftigt; zwei haben die Operationen im Norden zusammenzufassen; vier beschäftigen sich mit der Schlacht bei Sedan und der Belagerung von Paris; die vier letzten arbeiten den Bericht über die Märsche Werder's und Manteuffel's und die Kämpfe um die Festungen aus.

Herr v. Moltke hat zu seinem Werke noch zwei Geschichtsschreiber, Herrn Mommsen und Herrn Gneist, Prorektor der Berliner Universität, zugezogen. Man versichert, daß Hr. Gneist die ganze Vorrede zum „Buche des Hrn. v. Moltke" geschrieben habe.

Die „Geschichte der Belagerung der Festungen und Städte während des Feldzuges 1870—71" bildet ein selbstständiges Werk. Die Beschreibung jeder wichtigen Belagerung wird einen besonderen Band bilden. Die „Belagerung von Straßburg" ist erschienen. Binnen Kurzem wird die „Belagerung von Metz" und die „Belagerung von Paris" zu haben sein. Es ist die Kollektivarbeit der Stabs-Ingenieure und ergänzt sozusagen das große Werk des Hrn. v. Moltke. Der auf die Belagerung von Paris bezügliche Band soll, wie mir gesagt worden, mehrere merkwürdige Enthüllungen über bisher noch unbekannte Thatsachen bringen.

XVI.

## Herr von Moltke.

Der Feldmarschall ist auf seinen Besitzungen und es werden uns daher ohne Schwierigkeiten die von ihm bewohnten Zimmer gezeigt. Die Haupttreppe ist aus Marmor und so breit, daß eine Armee darüberhin marschiren könnte, doch zieht Hr. v. Moltke die kleine Wendeltreppe, welche auf die Moltkestraße ausgeht, vor. Von dieser Seite geht er ein oder aus. Der Portier führt uns durch den Speisesaal, der patriarchalisch einfach möblirt ist: vier Stühle, mehr nicht! Wir gelangen in das Musikzimmer, in welchem an den Wänden entlang rothseidene Divans sich ziehen; den Boden decken dichte Wollenteppiche. Auf den weißlackirten Thüren sieht man die Embleme der Musik. Das Ameublement ist in dem ältlichen, in Deutschland aber noch modernen Pompadourstyl. Ein Flügel aus einer weißem Holzart, der wie aus einem Achatblock geschnitten zu sein scheint, steht offen da, als wenn die Frau vom Hause ihn soeben verlassen hätte. Aber leider sind sechs Jahre vorüber, seitdem sie nicht mehr ist, die junge, reizende Mary Burt, die sich für den alten Kriegsmann begeistert hatte, wie Bettina, das sechszehnjährige Kind, es für Goethe, den Sechszigjährigen, gethan hatte.

Hier sind wir in der Höhle des Löwen: das Arbeitszimmer des Herrn v. Moltke, ein großes, von drei hohen Fenstern beleuchtetes Zimmer, schaut auf den Königsplatz und die Sieges-

säule. Der Platz ist sandig und die mit kleinen vergoldeten Kanonen besetzte Säule sieht wie ein Zigarrenständer aus. Der Tisch, um welchen der Generalstab zu Berathungen zusammentritt, ist mit Karten, Büchern, Flugschriften und Zeitungen überladen. Ein Granatsplitter mit der Inschrift: „Königsgrätz, 3. Juli 1866“, liegt als Briefbeschwerer auf dem „Militärwochenblatt“. Die Wände sind mit bizarren Fresken, deren einzelne Motive den letzten Ereignissen entnommen sind, geschmückt. Teutonische Krieger schreiten siegreich über Turkos und Zuaven fort; Waffenherolde setzen die Trompeten an, um den Sieg Deutschlands nach allen vier Weltgegenden zu verkünden. Herr v. Moltke ist auf diesen Bildern in verschiedenen kriegerischen Kostümen dargestellt; er kann sich genau einen Begriff machen, wie er zu Zeiten der alten Germanen, des dreißigjährigen Krieges und Friedrich's II. ausgesehen hätte; der Maler hat in ihm den Militärgenius Preußens dargestellt.

Das Schlafzimmer des Marschalls ist daneben und von klösterlicher Einfachheit; eine eiserne Bettstelle und ein kleiner Tisch mit dem Bilde der Frau v. Moltke bilden die ganze Ausstattung.

Dieser Mangel an Comfort — ich sage nicht Luxus — verräth die Grundsätze strenger Sparsamkeit, die stets Herrn v. Moltke als Richtschnur dienten. Man hat mir darüber eine charakteristische Anekdote erzählt. Es war nach der Kapitulation von Paris, als Herr v. Moltke eines Morgens in Colmar eintraf. Da er einige Tage dort zuzubringen glaubte, so ließ er sich ein Quartierbillet geben, und die hohe Ehre, den Feldmarschall zu beherbergen, wird der Madame R. zu Theil, der aber nichts daran gelegen war, den unversöhnlichsten Feind Frankreichs im Hause zu haben, und ihn in's Hotel schickte.

Herr v. Moltke verlangt eine Wohnung im ersten Stock, aus Salon, Arbeitszimmer und Schlafzimmer bestehend. Er gibt Diners und seine Gäste trinken viel Champagner.

Am Ende des dritten Tages glaubt der Hotelbesitzer Herrn v. Moltke bemerken zu müssen, daß sein Quartierbillet mit diesem Tage ablaufe.

— Schön, antwortete er.

Als der Abend gekommen, verlangte er ein kleines Zimmer im zweiten Stock, speiste für drei Franken und trank nur noch gewöhnlichen Wein.

Herr v. Moltke ist dänischer Abkunft. Frühzeitig verwaist und ohne Vermögen wurde er auf Staatskosten in der Kadettenschule zu Kopenhagen erzogen. Von angenehmem Aeußern — ein hübscher junger Mensch mit rosigen Wangen — wurde er unter die Pagen des Königs von Dänemark aufgenommen. Doch er hatte wenig Geschmack am Hofleben und seine Biographen erzählen, daß er bis zu seiner Verehelichung das schöne Geschlecht verachtete. Er war damals noch nicht der große Schweigsame, wie wir ihn heute kennen, doch war er ein junger, ernster Mann von puritanisch strengen Sitten, Feind von Mondscheinschwärmereien und Abendständchen, dem Studium ganz und gar ergeben. Er wußte Plutarch, Cäsar und Tacitus auswendig. War ihm der Anblick eines Frauenzimmers gleichgültig, so machte dagegen der Anblick einer Kanone sein Auge erglänzen und die Berührung mit einem Degen verursachte in ihm ein freudiges Erbeben. Waffen hatten für ihn eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Er verlangte seinen Pagenrock gegen die Soldatenuniform tauschen zu dürfen und ward ein hübscher Lieutenant mit aufgeweckten Manieren und martialischem Aussehen. „Ich sah wie ein Mädchen aus, rief er, endlich bin ich ein Mann.“ Der Ehrgeiz wuchs mit seinem Avancement. Da die inoffensive, friedliche Armee Dänemarks ihm kein schnelles Avancement in Aussicht stellte, so verließ Moltke, der Siebenmeilenstiefeln an seinen Füßen fühlte, Kopenhagen und kam nach Berlin, wo er von 1823 bis 1826 die Kriegsakademie besuchte. Im Jahre 1828 wurde er der topographischen Sektion des großen Generalstabes beigegeben und

sieben Jahre später, da er schon einen großen Ruf erlangt hatte, wurde er nach Konstantinopel berufen, um die türkische Armee zu reorganisiren. Nach der Schlacht von Nezib verließ er den Sultan, der seinen Rath nicht befolgt und die Schlacht verloren hatte.

Die Briefe, welche er aus dem Orient an seine Schwester, die an einen Engländer, Hrn. Burt, verheirathet und in Holstein niedergelassen war, richtete, werden als Meisterstücke der Stylistik angesehen. Die Beschreibungen sind einfach, aber ergreifend. Man las diese Briefe in der Familie vor und Miß Mary, die jüngste Tochter erster Ehe des Hrn. Burt, gingen diese Erzählungen aus der Ferne zu Herzen; sie durchlas diese Briefe im Geheimen und träumte bald nur noch von dem kühnen Offizier, den, wie einen Romanhelden, sein Roß im Galopp durch Wüsten und Schlachten trug. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1839 hielt sich Herr v. Moltke einige Zeit bei seiner Schwester auf, und Miß Mary, damals sechszehn Jahre alt, machte die Eroberung des ernsten Kriegers. Sie reisten zusammen nach Italien, wo Hr. v. Moltke zum Adjutanten des in Rom residirenden Prinzen Heinrich ernannt worden war. Er verblieb zwei Jahre im Kirchenstaate und nahm den Plan der päpstlichen Hauptstadt und der römischen Campagna auf. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er zum Oberstlieutenant befördert und kurz darauf an die Spitze des großen Generalstabs gestellt.

Ich habe Herrn v. Moltke zweimal gesehen. Er ist lang gewachsen, mager und ein wenig nach vorn gebeugt, doch seine Gestalt richtet sich auf, wenn er zu Pferde sitzt. Sein sorgfältig rasirtes Gesicht ist von tausend kleinen Falten durchfurcht, die sich wie die Schraffirung eines Holzschnittes durchkreuzen. Sein Profil erinnert ein wenig an Cäsar. Die stark hervortretende Nase verräth Willenskraft, Ausdauer und Muth. Mit solcher Nase kann man es weit bringen. Seine Lippen sind schmal und von einem tief melancholischen Zug umzogen. Das Kinn ist kräftig.

Die Augen, schwarz und glänzend, geben diesem etwas trockenen Kopfe, der aus einer alten Buchsbaumwurzel geschnitten zu sein scheint, ein eigenthümliches Gepräge, das ihn unter Tausenden heraus erkennen läßt. Der Hals, mager wie der eines Geiers, wird in einem schwarzen Kragen gehalten, um welchen sich das Band des eisernen Kreuzes legt. Es ist dieß der einzige Orden, den Herr v. Moltke auf seiner Uniform mit rothem Kragen und silbernen Knöpfen trägt. Er kann Zivilkleidung, welche ihn wie einen Schulmeister im Sonntagsstaat erscheinen läßt, nicht leiden. Ihm ist seine Uniform, wie der Schildkröte ihre Schale, unentbehrlich.

Jedesmal wenn Herr v. Moltke durch das Brandenburger Thor geht, wirbeln die Trommeln und die Wache tritt unter's Gewehr. Dann öffnen sich die Fenster, die Spaziergänger drängen sich herbei und der alte Feldmarschall geht die Linden entlang zwischen einer doppelten Reihe von „Feinden Frankreichs", welche ihm zujubeln. Man sagt, er sei über seine Popularität selbst ganz verwundert und schreibe die Siege lediglich der guten Mannszucht der Soldaten und der Fähigkeit ihrer Führer zu.

Dieser, an die Blutscenen des Schlachtfeldes gewöhnte Mann wäre bald dem Schmerze über den Tod seiner Gattin erlegen. Seine Untergebenen loben seinen stets gleichmüthigen und sanften Charakter. Einmal aber hat er doch beweisen wollen, daß diese Sanftmuth vielleicht nur der die eiserne Hand deckende Handschuh sei: er gab auf seinem Gute einem seiner Knechte eine famose Ohrfeige, als er ihn im Stalle mit brennender Pfeife überraschte.

Als großer Arbeiter steht auch Herr v. Moltke früh auf. Er bringt neun Stunden am Arbeitstisch zu, ohne etwas Anderes, als ein Glas Bordeaux und ein Biscuit zu sich zu nehmen. Er speist um zwei Uhr und ißt um acht Uhr zu Nacht, ausgenommen während der Parlamentssitzungen. Kein Abgeordneter erscheint so regelmäßig in den Sitzungen des Reichstages als er,

wo er mit gespannter Aufmerksamkeit zuhört, sich aber selten in Redekämpfe einläßt. Seine Kollegen haben ihm den Beinamen „der Schweigsame“ gegeben. Diese Stimme, von der man glauben sollte, daß sie geschaffen sei die Schlachtfelder zu beherrschen, ist übrigens dumpf und gebrochen. Ein Denker dieses Schlages ist selten ein Redner. Seine Rede ist kurz, einfach, schmucklos; seine Sätze gleichsam Aphorismen.

Der Uebersichtsplan des Parlaments führt Hrn. v. Moltke unter den Altkonservativen auf. Da diese Partei aber nur noch der Schatten von dem ist, was sie früher war, so scheint der Feldmarschall sich jetzt dem nationalliberalen Lager zu nähern. Er haßt die Sozialdemokraten aus vollem Herzen und ist den Katholiken nicht viel mehr zugethan. Wenn er von Ersteren spricht, so wiederholt er oft den Schlußreim eines 1848er Liedes: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.“

Im Februar 1874 beehrte Hr. v. Moltke das im Berliner Rathhause abgehaltene Dankmeeting zu Ehren der englischen Protestanten, welche in St. James- und Exeter-Hall der deutschen Religionspolitik günstige Beschlüsse gefaßt hatten, mit seiner Gegenwart. Er wurde enthusiastisch empfangen, sprach aber nicht.

Herr v. Moltke ist weniger ein genialer Feldherr, als ein bewunderswerther Organisator. Er ist klug wie die Schlange und vorsichtig wie der Hirsch. Er hat dieses zweite Gesicht, das man Vorsicht nennt, und versteht es, wie ein alter Jagdhund, zu wittern. Er witterte den österreichischen Krieg drei Jahre vor der Schlacht bei Sadowa und den mit Frankreich fünf Jahre vor Reichshofen. Seine Operationen sind rationelle, mathematische Operationen. Er behandelt den Krieg nicht als Kunst, sondern als eine Industrie, auf welche er ein Patent genommen hat. Er betrachtet sich als Werkführer der Firma: Wilhelm, Bismarck u. Comp. Die Kanonen und Panzerschiffe sind die Maschinen, die Soldaten das Arbeiterpersonal des Geschäftes. Eroberung und Kriegsentschädigung sind die erzeugten Produkte; unter seiner

geschickten Leitung war der Geschäftsgewinn bedeutend und die Aktien der Hohenzollern sind um das Zehnfache ihres Werthes gestiegen.

Man hat Herrn v. Moltke nie einen kühnen Streich ausführen, einer plötzlichen Inspiration folgen sehen. Seine Pläne sind im Voraus gemacht. Der Plan des letzten Feldzuges, der seit 1866 fertig war, ist in allen Punkten befolgt worden. Am Vorabend der Schlacht bei Wörth sagte Herr v. Moltke einem fremden Diplomaten im Tone eines im Comptoir beschäftigten Industriellen: „Bei uns geht Alles glatt, Sie hören kein Geräusch und merken fast nichts.“ Die preußischen Militärs gestehen ein, daß der Mobilmachungsbefehl erst erlassen wurde, als bereits die Mobilisation eine vollendete Thatsache war.

„Vor allen Dingen“, antwortete im vorigen Jahre Herr v. Moltke einem italienischen Offizier, der sich mit ihm über seine wunderbaren Erfolge unterhielt, „muß man volles Vertrauen zu seinen Truppen haben, ebenso wie es nicht minder nöthig ist, daß diese ihren Führern vertrauen. Die Fehler des Feindes spielen bei unsern schnellen Siegen ebenfalls eine große Rolle. Wir waren sicher, daß jedes unserer Armeekorps sich vierundzwanzig Stunden halten würde und in dieser Zeit läßt sich Alles wieder gut machen, namentlich mit disziplinirten Truppen wie die unsrigen.“

An Schlachttagen hat die Ruhe des Hrn. v. Moltke etwas Olympisches. Bei Königsgrätz sah man ihn ruhig bis an die Tirailleurketten reiten. Man hat, aber mit Unrecht, erzählt, daß er bei Gravelotte an der Spitze der pommer'schen Husaren einen Angriff gemacht hätte; Hr. v. Moltke hat nie aktiv in den Kampf eingegriffen.

Als er Paris nach der Uebergabe sah, soll er, sich zum Prinzen Friedrich Karl wendend, gesagt haben: „Ohne eine starke Regierung ist dieses Volk verloren.“

Beim Tode Napoleon's III. erhielt Herr v. Moltke aus Monaco folgende Zuschrift: „Sie, einer der Hauptmotoren der

brutalen Gewalt, bereiten Sie sich vor, bald vor dem großen Meister der moralischen Kraft zu erscheinen, zu dessen Richterstuhl der Kaiser Napoleon Ihnen vorangegangen ist."

Diese anonyme Drohung hat der alte Krieger, der keinen Spaß versteht, sehr schlecht aufgenommen. Sie hat seinem Haß gegen die lateinischen Racen neue Nahrung geboten. Einige Zeit später befand sich Hr. v. Moltke in einem Salon inmitten einer Umgebung von Offizieren; er sprach kein Wort und schien in Gedanken versunken zu sein. Als man ihn fragte, worüber er nachdenke, antwortete er: „Ich fragte mich, woher die armen Franzosen die schreckliche Summe Geldes hernehmen werden, welche wir ihnen nach einer zweiten Niederlage abverlangen werden." Der stets gut unterrichtete Berliner Korrespondent der «Gazette de France» erwähnt diese Worte in einem seiner Briefe und fügt hinzu: „Diese stolze Impertinenz kann bei dem Feldmarschall nicht befremden, der von uns nur in einem herben von Haß und Bitterkeit erfüllten Tone spricht. Es scheint, daß französische Truppen (vielleicht waren es Baiern) in seiner Jugendzeit den bescheidenen Wohnsitz seines Vaters in Mecklenburg geplündert haben und da rühren die Gesinnungen, die er gegen uns hegt, her."

Nach seinem Tagewerke, wenn die Sonne sinkt, geht Herr v. Moltke, die Hände auf dem Rücken, nachdenkend über den Königsplatz, an der Siegessäule vorüber, in den Thiergarten ganz allein in den einsamsten Alleen spazieren. Was mag er in dieser so poetisch melancholischen Stunde denken? Erweckt etwa der Wechselgesang der Vögel in den Büschen in ihm zarte Erinnerungen oder erblickt er im blutigrothen Sonnenuntergang eine Hindeutung auf zukünftige blutige Schlachten?

Vor dem Kriege bewohnte Hr. v. Moltke ein ganz bescheidenes Haus, die Nr. 66 der Behrenstraße. Im Juli 1870 sah man ihn allabendlich, weiße Handschuhe anziehend, nach dem königlichen Palais gehen, wo er mit dem Souverän zu konferiren hatte.

Sein unbeweglich kalter Ausdruck gab ihm das Ansehen einer lebenden Bildsäule, nichts von seinem Innern spiegelte sich in seinen steinernen Zügen ab, während die lebhaftesten Sorgen auf dem beweglichen Gesicht des Herrn v. Bismarck zu lesen waren.

Wenn der berühmte Stratege auch noch nicht wie der Fürstkanzler einen besonderen Hund abgerichtet hat, um auf die zudringlichen Reporter loszugehen, so hat er doch eine Art, die Leute zu empfangen, die ihn nicht kompromittirt, jenen aber das Wiederkommen verleidet.

Im Jahre 1870 antwortete er allen Korrespondenten amerikanischer, englischer und russischer Zeitungen, welche ihn vor seinem Aufbruch nach dem Rhein mit Besuchen bestürmten, unabänderlich: „Sie fragen mich wie die Dinge stehen? Nicht schlecht: mein Weizen hat vom Regen gelitten, aber was meine Kartoffeln betrifft, so waren sie noch nie so schön.“

Ebenso wie Hr. v. Bismarck, besitzt der Feldmarschall große Ländereien in Schlesien. Schloß und Dorf, die ihm gehören, liegen zwischen den Städten Schweidnitz und Reichenbach.

Die Gegend ist fruchtbar und schön; silberne Bäche schlängeln sich durch schöne Wiesen, auf denen Heerden von Kühen und Pferden weiden; hier und dort wogen Getreidefelder wie flüssiges Gold, die Obstbäume sind zahlreich und kräftig und unter den Eichenwäldern, welche in der Ferne ihre Dome wölben, möchte man sich an die Grenzen der Franche Comté versetzt wähnen.

Eine Allee hundertjähriger Linden führt zum Schloß, an dessen Hofthor zwei Gladiatoren mit gezückter Lanze und vorgestrecktem Schilde auf Marmorsockeln stehen. Am Perron, auf breiten Unterlagen, ersetzen zwei französische Kanonen, welche Kaiser Wilhelm nach dem Kriege Herrn v. Moltke verehrte, die Wachthunde.

Das Schloß trägt nicht das standesherrliche Gepräge der Schlösser Süddeutschlands; es ist ein großer Bau mit ange=

strichenen Mauern und grünen Fensterläden, das dem Wohnhause eines reich gewordenen Bauern gleicht.

Getreu seiner alten Gewohnheit ist der Feldmarschall in seinem Hause Morgens der Erste auf den Beinen. Regelmäßig um fünf Uhr verläßt er die kleine eiserne Bettstatt, die ungefähr das ganze Ameublement seines Schlafzimmers ausmacht. Er wärmt auf Spiritus seinen am Vorabend präparirten Kaffee und geht hinaus um die Morgenluft zu genießen.

Wenn man ihn mit nachdenklicher Miene, in langem Ueberrock, einen weichen Filzhut auf dem Kopfe, in den Alleen des Parkes wandeln sieht, möchte man ihn für einen lutherischen Geistlichen, der sich auf seine Sonntagspredigt vorbereitet, halten.

Um sieben Uhr beginnt Hr. v. Moltke seine Generalinspektion: er geht in den Viehstall, in die Scheune, in die Mühle, in die Säge, in die Brennerei, von da in die Baumschule und den Garten, dessen Kohl oft schon, wie seine Soldaten auf dem Schlachtfelde, in den Gartenbauausstellungen Auszeichnungen erhielt. Im Vorbeigehen richtet der Feldmarschall junge Bäumchen, die sich biegen, wieder auf, er öffnet sein Messer, um einen abgestorbenen oder widerspenstigen Zweig abzuschneiden und unterhält sich lange mit seinem Gärtner.

Um zehn Uhr geht er in sein im zweiten Stock gelegenes Arbeitszimmer, wo auf einem Tische ein frugales Frühstück: eine Tasse Bouillon oder ein Glas Wein und ein Butterbrod seiner wartet. Frühstückend durchfliegt er die soeben eingetroffenen Zeitungen, liest er seine Briefschaften durch und setzt sich dann an die Arbeit.

Gewöhnlich widmet er die Morgenstunden redaktionellen Arbeiten; dann entwirft seine Feder jene so gelehrt erdachten Kriegspläne, die nach Babelsberg zum Kaiser oder nach Varzin zu Hrn. v. Bismarck gesandt werden.

Einen Tag jedoch arbeitet Herr v. Moltke nicht — am Sonntage. Aus Ueberzeugung religiös, geht der alte Schlachten=

fürst an der Spitze seiner Leute in die Kirche und füllt den Rest des Tages mit erbaulicher Lektüre aus. Mittags zieht sich der Feldmarschall in sein Schlafzimmer zurück, um bis zur Essenszeit, um zwei Uhr, zu schlummern.

Nach Tisch raucht er eine Cigarre und geht wieder in's Arbeitszimmer, um seine Korrespondenz zu besorgen. Wenn Gäste im Schlosse sind, so erwarten sie ihn im Schatten des Parkes, wo er sich ihnen anschließt. Man spaziert zu Fuß, fährt manchmal zu den Nachbarn und kehrt erst Abends um acht Uhr zum Thee zurück.

Herr v. Moltke begibt sich regelmäßig um zehn Uhr zu Bett. An schönen Sommerabenden ergeht er sich in einem kleinen, einsamen Spaziergange, den er dazu benützt, die Arbeit des künftigen Tages vorzubereiten.

Oft auch führen ihn seine Schritte bei sinkender Nacht zu dem Mausoleum, das er zur Erinnerung an seine im Jahre 1868 in der Weihnachtsnacht gestorbene Gattin hat erbauen lassen. Es ist ein Marmormonument auf einem Hügel am äußersten Ende des Parks, wo eine Cypressenwand es verdeckt. Unter dem Christusbilde, das den Grabstein ziert, sind die wenigen Worte zu lesen:

„Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes."

Er hat mit eigener Hand den Plan zu diesem Grabmal gezeichnet, dessen Schlüssel er stets bei sich hat. Sobald er auf seinem Gute Kreisau angekommen, ist sein erster Gedanke, dort zu beten, selbst ehe er noch das Schloß betreten hat.

Frau v. Moltke war eine sehr intelligente und sehr liebenswürdige Frau. Am Arme ihres Gatten, der wie ihr Vater aussah, lachte und scherzte sie wie ein übermüthiges Kind, und dem alten Kriegsmann schwanden bei so vieler Liebenswürdigkeit und Jugend die ernsten Falten. Die beiden Ehegatten liebten sich innig; die Tauben der Venus hatten sich im Helme des Mars eingenistet.

## XVII.

## Das Parlament.

Die Reichstagsabgeordneten tagen in einem in der früheren Porzellanmanufaktur provisorisch errichteten Saale, der ihnen öfter die Hinfälligkeit alles Irdischen in's Gedächtniß rufen sollte. Den französischen Milliarden wurden die nöthigen Summen für Erstellung eines der Zukunft des neuen Reiches würdigen Baues entnommen, doch ist man noch nicht darüber einig, wo er stehen soll. Herr v. Bismarck möchte ihn in der Nähe der Siegessäule sehen, während die Abgeordneten diese kriegerische Nähe fürchten. Dieß die Sachlage.

Als ich in die alte Baracke in der Leipzigerstraße eintrat, näherte sich mir der Kastellan, der seine Pfeife vor dem Hause rauchte und sagte: „Ist Ihnen der kolorirte Plan des Saales mit den Namen aller Abgeordneten gefällig, mein Herr?"

— Ja wohl, antwortete ich.

An meiner Aussprache erkannte er den Fremden und begann sofort zu hüsteln, als wenn er Jemanden damit aufmerksam machen wollte. Eine kleine, weiße Hand schob den Vorhang der Portiersloge zurück und ein junges Mädchen ward sichtbar.

— Einen Plan, sagte der Kastellan, einen Plan für den Herrn und einige Photographien, fügte er schnell und kaum verständlich hinzu.

Ich folgte der jungen Deutschen in die Loge, die wie ein Heiligthum mit Büsten des Kaisers, des Hrn. v. Bismarck und Moltke's geziert war.

Nach Verabreichung eines Uebersichtsplanes vom Sitzungssaale öffnete das junge Mädchen eine Mappe voll Photographien.

— Hier, sagte sie, ist das neueste Porträt des Herrn v. Bismarck. Der Kanzler genießt sitzend in Begleitung seines Hundes die frische Luft im Garten des Herrn Dr. Diruf in Kissingen. Sehen Sie hinter der Hecke jene zwei dreieckigen Hüte? — es sind die Jesuiten, welche Herrn v. Bismarck belauschen, bis sie Kullmann auf ihn loslassen können.... Jener Pistolenschuß hat ihm doch eine sehr unangenehme Erschütterung verursacht. Seit jener Zeit ist er fieberhaft aufgeregt, unruhig, mißtrauisch, und kommt selbst hieher nicht mehr, ohne einen Revolver in der Tasche zu haben. Allemal wenn meine Mutter ihm beim Anziehen seines Ueberziehers hilft, zittert sie, daß der Revolver etwa von selbst losgehen könnte.

— Was kostet Hr. v. Bismarck, sein Hund und die beiden Jesuiten?

— Vier Silbergroschen.

— Hier sind sie.*)

— Dieser hier, fährt sie fort, indem sie mir das Porträt eines negerähnlichen Menschen mit dicken Lippen und wolligem Haar vorlegt, ist der „kleine Bismarck", der Abgeordnete Herr Lasker. Dies ist Herr Mallinckrodt, der im vergangenen Jahre starb. Er war ein Jesuit, aber wenn er sprach, war Alles mäuschenstill. Hier ist Herr Windthorst, der Neffe des berühmten

*) An den Schaufenstern unter den Linden hängt eine andere Photographie, Herrn v. Bismarck in seinem Arbeitszimmer darstellend. Der Jupiter der deutschen Politik hält seinen dicken Kopf in der Hand, wie weiland die deutschen Kaiser den Reichsapfel hielten. Ein unförmlich großer Hund, das preußische Volk darstellend, liegt zu seinen Füßen.

Ultramontanenführers, der aber liberal ist. Die „Tribüne" meldete gestern, daß seine Wähler ihm einen Korb feiner Weine geschickt hätten, weil er so warm das Reich gegen Rom vertheidigt hat.

So zogen so ziemlich alle Abgeordnete wie in einer Wunderlaterne an mir vorüber, so daß ich hoffen durfte, von der Zuhörertribüne herab bekannte Gesichter zu erblicken.

Der Sitzungssaal des Reichstages bietet nichts Besonderes. Die Sitze zertheilen sich wie ein breiter Fächer, dessen sieben Theile von den sieben politischen Fraktionen des Reiches eingenommen werden: die Nationalliberalen oder die Marionetten des Herrn v. Bismarck; die Fortschrittspartei, die wenig zahlreich die demokratische Organisation des Reiches verlangt; die Conservativen, die, weder kalt noch warm, unbestimmt zwischen zwei Richtungen schwanken; die Sozialisten, die Katholiken, die Elsäßer und die Polen; endlich die „Wilden", d. h. jene Abgeordnete, welche zu keiner Partei gehören, die Neutralen oder Schweizer im Reichstage.*)

---

*) Die Abgeordneten zum Reichstage werden durch allgemeine Wahlen bestimmt, doch einige diesem System angehängte Beschränkungen ergeben nicht mehr als einen Wähler auf fünf Einwohner. Das deutsche Reich mit seinen 41,010,150 Einwohnern hat nicht mehr als 8,260,000 Wähler. An den Wahlen im Monat Januar 1874 betheiligten sich 5,259,155 Wähler. Wenn man aber die verloren gegangenen Stimmen abrechnet, so haben in Wirklichkeit die 397 Abgeordneten nur 3,594,792 Stimmen erhalten, wovon 1,616,440 auf die Nationalliberalen und 1,764,272 auf das Centrum oder die Katholiken kamen. Die 104 katholischen Abgeordneten erhielten 100,000 Stimmen mehr als die 155 nationalliberalen. Die Verfolgung hat überall den Glauben neubelebt, und die Stimmabgabe von 90 Prozent der katholischen Wähler gestaltete sich zu einem Proteste. Die 49 fortschrittlichen Abgeordneten haben 479,151 Stimmen zusammengebracht; die 22 Conservativen 375,117; die 14 Polen 199,273; die 9 Sozialisten 339,738; die 6 antideutschen Abgeordneten aus dem Elsaß und Schleswig 78,519; die 4 hannover'schen Partiku-

Die Plätze der Mitglieder des Bundesrathes lehnen sich an das Büreau des Präsidenten und an die Rednerbühne, welche vorspringend den Stiel des Fächers bildet.

Die parlamentarischen Kämpfe sind ein von den Berlinern sehr besuchtes Schauspiel. Man sieht Verlobte ihre Braut hinführen und ihr auf der Tribüne die ganze Eintheilung erklären. Sie wohnen halbe Tage lang den monotonsten Verhandlungen bei. Auch kommt es vor, daß sie den Ernst des Ortes vergessen und sich zärtlich umschlingen, wie wenn sie im Mondscheine durch die Alleen des Thiergartens schlenderten.

Heute ist großer Andrang, kaum kann man sich rühren. Leute, die bereits seit dem frühen Morgen dort sind, essen, ohne sich zu geniren, ihren Mittagsimbiß, den sie im Sacktuch mit sich gebracht haben. Die gewöhnlich leere Hoftribüne wimmelt von Uniformen und schwarzen Röcken. Zwei Damen, deren Toilette kaum mit den tugendhaften Grundsätzen des königlichen Pietismus harmonirt, spreizen sich, bunt wie Papageien, in dieser geschäftigen, glänzenden Gesellschaft.

Auf der Journalistentribüne ist Alles auf seinem Posten. Die Habichtsnasen und die lockigen Mähnen verkünden den Ruhm Israels. Die Mehrzahl der Berliner Journalisten und Zeitungs-

---

laristen 127,402 und der einzige Abgeordnete der Volkspartei 23,903 Stimmen.

Der Reichstag zählt unter seinen Mitgliedern 100 Gutsbesitzer, 21 Richter, 37 Advokaten, 3 Prokuratoren, 24 Kaufleute, 8 Direktoren von Finanzinstituten, 22 katholische Priester, inbegriffen 2 Bischöfe, 1 Feldmarschall, 3 Generale, 2 Obersten, 1 Rittmeister, 1 Korvettenkapitän, 4 Prinzen, 7 Minister, 12 Kammerherren, 22 höhere Staatsbeamte, 7 Landräthe, 2 Regierungsassessoren, 2 Bürgermeister, 17 Universitätsprofessoren, 12 Stadträthe, 15 Schriftsteller, wovon 6 Journalisten, 3 Buchhändler, 3 Aerzte, 2 Gymnasialprofessoren, 1 Archivar, 1 Civilingenieur, 5 Bierbrauer oder Wirthe, 1 Maler, 1 Dreher, 1 Schreiner und 1 Cigarrenfabrikanten. Von 55 Abgeordneten ist der Beruf unbekannt.

korrespondenten gehören dem alttestamentlichen Volke an. Mitten in diesem servilen Haufen stehen zwei verlorne Posten, zwei französische Journalisten, die wacker ihre Pflicht thun, die Herren J. Gardet und de Coutouly. Herr Gardet, mit welchem ich die angenehmsten und nützlichsten Stunden meines Berliner Aufenthaltes verbrachte, ist vielleicht der einzige Franzose, der eine gründliche Kenntniß von Menschen und Dingen im deutschen Reiche hat. Ihm verdanke ich zahlreiche interessante Aufschlüsse und die Mittheilung von Aktenstücken, aus denen ich reichlich geschöpft habe. Herr Gardet ist Korrespondent mehrerer Zeitungen; er hat in seinem « Correspondant » sehr bemerkenswerthe Arbeiten über die deutsche Politik geliefert. Er ist ein lebhafter, munterer Journalist, voller witziger Einfälle und Bemerkungen, denen eine tiefe Beobachtungsgabe zu Grunde liegt. Die französische Presse kann sich geehrt fühlen, in Berlin, in Feindeslager, durch einen Mann von solchem Talente und solchem Charakter vertreten zu sein.

Hr. de Coutouly, Korrespondent des « Temps », ist gleichfalls eine sympathische, loyale Erscheinung. Geborner Schriftsteller, stets geistreich und elegant, kann man auf ihn das Wort Boileau's anwenden: « Pour les âmes bien nées, la gloire n'attend pas le nombre des années. »

Seine Briefe werden in Deutschland viel gelesen und man hat mir die Offenheit und den Takt, mit welchem sie geschrieben, gerühmt. Herr de Coutouly soll an einer Geschichte der deutschen Literatur der Neuzeit arbeiten. Das wird eine wahre Fundgrube von Enthüllungen werden!

Die Last der Jahre und das Feuer einer späten Heirath waren nöthig, um Hrn. Simson, den langjährigen Präsidenten des Reichstags, zu veranlassen, Herrn v. Forkenbeck den Präsidentenstuhl einzuräumen.

Herr von Forkenbeck, früher Notar und Bürgermeister, gehört der Sekte der Altkatholiken an und besitzt, wie sein Vorgänger, ganz die nöthige Amtsmiene. Er ist freundlich und wohlwollend,

er handhabt seine Glocke mit einer gewissen Coquetterie, als ob er mit einem Fächer spiele.

Er hatte bereits 1866 einmal den Präsidentenstuhl inne. Sehr bewandert in militärischen Fragen, leitet er, gleich einem Feldherrn, die Reichstagsdebatten.

Es ist eilf Uhr. Die Sitzung soll um eilf und ein Viertel eröffnet werden. Herr von Forkenbeck ist bereits auf seinem Posten, und macht sich da gehörig breit.

Die Glocke läutet zum ersten Male, die Bänke fangen an sich zu füllen. Graf Bethusy-Huc, dessen Familie aus Frankreich stammt, tritt mit dem Grafen Ballestrem und dem Herzog v. Ratibor ein. Herr Bethusy-Huc ist einer der Führer der Konservativen. Der Graf Ballestrem, ein früherer Kavallerieoffizier und einer der Veteranen des letzten Feldzuges, hat mit bemerkenswerther Kraft das Landsturmgesetz bekämpft: „Sie schaffen", hat er in seiner Rede gesagt, „eine zweite Reserve; Sie verlängern die zehnjährige Dienstzeit; wo wollen Sie die Offiziere hernehmen, um diese neue Armee zu befehligen?" Worauf ihm Herr Bethusy-Huc spitz antwortete: „Wir werden sie unter den Männern wie Sie aussuchen, Sie werden unser Anführer und werden uns sicher zum Siege führen."

Der Herzog von Ratibor ist katholisch, und zwar geläutert katholisch. Er gehört zur schismatischen Diözese des Bischofs Reinkens und erkennt nur Hrn. v. Bismarck als Papst an. Die Adressen, welche die Altkatholiken von Zeit zu Zeit dem König überreichen lassen, um ihn ihrer Ergebenheit zu versichern und jedwelche Solidarität mit Rom zurückzuweisen, sind eine Spezialität des edlen Herzogs. Diese kirchenfeindliche Gesinnung hat den Herzog v. Ratibor jedoch nicht gehindert, den Ceremonien des römischen Kultus am Weihnachtstage sehr fromm beizuwohnen. Ein kleiner Mann mit häßlichem Profil und äußerst mager, schlängelt sich wie ein Wiesel durch die Gruppen und beginnt ein Gespräch mit einem sechs Fuß hohen Mann mit schneeweißem Prophetenbarte. Der Riese

ist Herr Schulze-Delitzsch, der Führer der Cooperativbewegung, der Zwerg Herr Lasker. Herr Lasker ist nach Hrn. v. Bismarck der populärste Mann des Reiches. Er ist in Breslau geboren, von wo, nachdem er auf der Universität seiner Vaterstadt studirt, er nach Berlin übersiedelte und an der insurrektionellen Bewegung des Jahres 1848 Theil nahm. Der von ihm befehligte Haufe wurde durch eine Feuerspritze zersprengt. Diese Kaltwasserdouche kühlte die revolutionären Ideen des jungen Mannes ab. Pudelnaß kehrte Herr Lasker heim und tröstete sich über sein Mißgeschick durch Reisen nach Frankreich, Belgien, Holland und England. In's Land der Pickelhauben und Feuerspritzen zurückgekehrt, veröffentlichte Herr Lasker ein Werk, um das politische System Englands zu preisen.

Die Fortschrittspartei begrüßte ihn als einen Stern erster Größe und erhob ihn in den wolkenreichen Himmel des Reichstags. Nach Sadowa verlangte Herr Lasker, daß man die Vergangenheit des Herrn v. Bismarck vergessen möge. Seit jener Zeit rührt seine intime Verbindung mit dem Kanzler her. Langsam vollzog er seine Wendung: er verließ das Fegfeuer der Demokratie um zum Liberalismus überzugehen. Herr Lasker ist gegenwärtig der glänzendste Trabant des Herr v. Bismarck. Dem stets schlagfertigen Redner fällt die Aufgabe zu, die Reichsfeinde zu zerstreuen, wie einst die Berliner Feuerspritzen sein eigenes Korps zersprengt hatten. Der kaiserliche Kanzler beklagt sich selbst manchmal, daß der Redefluß des Herrn Lasker das Feuer nicht nur dämpfe, sondern sogar häufig Ueberschwemmungen anrichte. In aller Eile wirft alsdann Hr. v. Bismarck Dämme auf, staut den Redefluß ein und paradirt mit seiner Mäßigung. Natürlich ist dieß ein abgekartetes Spiel! Wie die beiden Augurn können Hr. v. Bismarck und Hr. Lasker sich nicht mehr ansehen, ohne zu lachen. Hr. Lasker ist's, der im Jahre 1872 erklärte, daß wenn der deutsche Sozialismus je auf den Straßen sich zeigte, die Bürger Berlin's ihn mit Knitteln todtschlagen würden. Ebenfalls ist er es, der im Parlament

die Korruption gewisser hoher Staatsbeamten aufdeckte. Jeden Morgen steht er um fünf Uhr auf und arbeitet zehn Stunden täglich, daher ist er in allen Fragen, die zur Berathung kommen, gründlich bewandert und tritt nie in die Arena, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu sein.

Herr Ludwig Bamberger, der berühmte Banquier, welcher wie der Kukuk seine goldenen Eier in die Pariser Börse legte, unterhielt sich mit dem Finanzminister Herrn Camphausen. Herr Bamberger ist Doktor der Rechte, womit aber nicht gesagt sein soll, daß er immer den rechten Weg einschlägt. Auf Umwegen gelangte er in's Parlament.

Im Jahre 1848 war er ebenfalls ein Herkules der Insurrektion und wollte den Augiasstall reinigen; die Schweiz war das Loch, durch welches er entschlüpfte.

Er lebte als Revolutionär zur Disposition in London und Brüssel und setzte sich eines Tages in Paris fest.

Im Jahre 1867 machte er pater peccavi, schwur, daß er nur nach Paris gegangen sei, um das Kaiserthum auszuplündern, und kehrte nach Mainz, seiner Vaterstadt, zurück, in der einen Hand eine geweihte Kerze, in der andern eine Reisetasche. Die Kerze pflanzte er vor das ehrwürdige Bild des Hrn. v. Bismarck und beschrieb das Leben dieses neuen deutschen politischen Kalenderheiligen. So viel war gar nicht nöthig, um seine Kandidatur für die 1871er Wahlen zu sichern. Herr Bamberger ist der Vogel von Falkenstein in Finanzsachen. Man bezeichnet ihn als den Nachfolger des Herrn Camphausen.

Herr v. Moltke geht langsam an seinen Platz, hier und dort einen Händedruck austauschend. Einige Exaltirte haben es ihm aber nicht verzeihen können, daß er in einer seiner Reden gesagt hat: „Wir haben uns Respekt verschafft, aber dafür Sympathie eingebüßt." Herr Delbrück, der wahre Typus eines preußischen Bureaukraten, kahlköpfig, schlecht gewachsen und schäbig gekleidet,

bietet dem Feldmarschall eine Prise an, der seine Nase wie eine Doppelpistole bis an die Mündung vollpfropft.

Der Saal füllt sich rasch. Ganz im Hintergrunde, auf den letzten Bänken, bewegen sich einige Galgengesichter, es sind die Sozialdemokraten mit langen Bärten und verbummeltem Aussehen. Das Publikum richtet sofort seine Augengläser auf den Schuster Vahlteich, auf den Cigarrenmacher Reimer und auf Liebknecht, den wilden Redaktor des in Leipzig erscheinenden „Volksstaat". Most, Hasenclever und Bebel sitzen hinter Schloß und Riegel.

Most wurde im vergangenen Sommer in der Rheinprovinz verhaftet und gefesselt zwischen zwei Gendarmen in's Gefängniß bei Plötzensee abgeführt, wo er den Brief-Couvertmachern zugesellt worden ist, gerade wie der hochwürdige Erzbischof im Gefängnißregister zu Köln zu den Stuhlflechtern geschrieben wurde. Herr Liebknecht hat vor einem Monat sehr lebhaft zu Gunsten seines Kollegen und Freundes gesprochen. Seine von ihm eingebrachte Motion bezweckte die Freilassung der eingekerkerten Abgeordneten während der Legislatur-Periode.

„Welches Verbrechen wirft man uns, den Sozialdemokraten, denn eigentlich vor?" rief er aus. „Man klagt uns des Hochverraths an. Aber weiß man denn noch, seitdem Fürsten von Gottes Gnaden vom Thron gestoßen worden, seitdem die Bundesverfassung des deutschen Volkes zerrissen ist, was eigentlich Hochverrath ist? Bebel ist verurtheilt worden, weil er daran erinnert hatte, daß Wilhelm I. und seine Proklamation vom 27. Juli 1870 den Deutschen Einheit und Freiheit nach Besiegung des Feindes versprochen hat. Die Einheit! Ja, die haben wir, d. h. die Einheit der Kasernen und des Kerkers, und was die wahre Freiheit anbetrifft, so erwarten wir sie und werden sie noch lange erwarten: es ist eben die alte Taktik der Fürsten, in der Bedrängniß Versprechungen zu machen, die sie nie halten."

„Hasenclever", fügte Liebknecht hinzu, „ist wegen Beleidigung des Fürsten Bismarck verurtheilt worden. Obgleich der Fürst sich

selbst schmeichelt, der am meisten gehaßte Mensch auf der Erde zu sein, so straft er Jene, welche seine Meinung theilen, sehr strenge."

Man zeigt mir, in der Nähe der Sitze des Bundesrathes, die paar elsaß-lothringischen Abgeordneten, welche zur Session gekommen sind. Hier ist Herr Abbé Simonis, Almosner des Klosters Niederbronn — ein feiner, intelligenter Kopf. Bei Berathung des Büdgets für Elsaß-Lothringen ist Herr Simonis auf ebenso interessante als lehrreiche Details eingegangen. „Eine elsaß-lothringische Schuld", sagt er, „wird uns unabweislich zu neuen Steuern führen, deren wir schon mehr als erträglich haben. Wollen Sie die Lasten eines Landes vergrößern, dessen Lage und Bedürfnisse Sie nur aus den von Ihnen gelesenen Journalen und Flugschriften kennen? Damit eine Steuer gerecht sei, ist es nöthig, daß diejenigen, die sie zu tragen haben, sie auch angenommen haben. Nur den Elsäßern allein steht das Recht zu, ihr Büdget zu berathen. Beginnen Sie damit, die Zahl der Bediensteten und Beamten, die Sie fürstlich bezahlen, zu vermindern. Unter französischer Herrschaft waren die fünf Unterpräfekten im Büdget mit 75,000 Franken aufgeführt, unter preußischer Herrschaft sind die Präsidentschaften von Kolmar und Straßburg mit 700,000 Franken bedacht. Die Pferde unserer zwanzig Kreisdirektoren kosten allein so viel als seiner Zeit die fünf französischen Präfekten kosteten. Die Strafgefangenen, welche früher 63 Franken per Kopf kosteten, kosten gegenwärtig 180 Franken. Im Jahre 1870 waren sechszehn Gemeinden mit Schulden behaftet, heute sind es ihrer achtzig. Man will den Einwohnern von Metz ein deutsches Theater aufoktroyren und man verlangt von ihnen 40,000 Franken für ein Geschenk, das sie nicht begehren. Das hat Herr Regierungskommissär Herzog Ihnen zu sagen vergessen. Doch bin ich Herrn Herzog sehr dankbar, daß er von Franken und nicht von Thalern gesprochen hat, was als Beweis dienen mag, daß ich nicht im Unrecht war, als ich in

der vergangenen Woche behauptet hatte, die Franken seien die eigentliche Münze von Elsaß-Lothringen."

Herr Winterer, Pfarrer in Mühlhausen, sitzt hinter dem leeren Sitz des hochwürdigen Herrn Röß. Er ist ein groß angelegter Redner, dessen patriotischer Geist sich hoch erhebt. Er hat im Reichstage Reden gehalten, die der Geschichte angehören. Er hat namentlich die elsäßischen Schulen vertheidigt: „Es ist unerhört," rief er im vorigen Jahre aus, „daß das Schulsystem eines Volkes in so brutaler Weise wie in Elsaß-Lothringen über den Haufen geworfen worden ist. Die Diktatur hat die Schule in ihre Hände gebracht und hat sie der Familie, der Gemeinde, der Kirche entrissen. Die Diktatur hat sich sämmtlicher Schulen ohne Ausnahme bemächtigt, von der Kleinkinderschule bis zur Schule für Erwachsene. Die elsäßischen Lehrer sind fortgezogen und ein Schwarm fremder, in Deutschland und in der Schweiz geworbener Lehrer hat sich im Elsaß niedergelassen. Keiner konnte weder ein Befähigungs- noch Moralitätszeugniß beibringen! Stallknechte, Holzhacker, Eisenbahnbeamte nennen sich Lehrer und ertheilen Unterricht in unsern Schulen! Ich habe Knaben von 15 Jahren gewissen Schulen vorstehen sehen und Frauen, welche Schulen für Erwachsene leiteten. Einer jener Lehrer ist vom Gericht wegen Vergehen gegen die Sittlichkeit verurtheilt worden; ein anderer ist, überhäuft von Schulden, durchgebrannt. Man drängt katholischen Gemeinden protestantische Schulmeister auf. Ein abtrünniger Priester ist sogar zum Lehrer der Geschichte an eine Mädchenschule berufen worden und hat auf dem Civilwege eine seiner Schülerinnen geheirathet.

„Die französische Sprache ist überall ausgeschlossen; der Unterricht ist ein heidnischer Unterricht, da die Religion zur Zielscheibe der größten Spöttereien gemacht worden ist. In Mühlhausen wurde ein kleines katholisches Mädchen, welches eine gemischte Schule besuchte, von ihrem Lehrer aufgefordert, die Geschichte des Ketzers Johannes Huß laut vorzulesen und mußte

die beleidigendsten Bemerkungen über ihre Religion mit anhören. Das arme Kind weinte bitterlich. Dieß, meine Herren, sind die Thatsachen, welche unter einem solchen Regime geschehen. Wie darf man da noch von Gemeindefreiheit sprechen? Wie viel Schulen, die seit zwanzig Jahren Licht verbreiteten, sind geschlossen worden! die Rechte von anderthalb Millionen Elsäßern sind mit Füßen getreten worden von Männern, die weiter keine Sorge haben, als vor Herrn v. Bismarck zu kriechen. Zur Zeit der großen Revolution wurden unsere Rechte mehr geachtet."

Man erinnert sich der brutalen Antwort, welche Hr. v. Bismarck gab. Als er die Tribüne verließ, sagte der zornsprühende Kanzler zum Abgeordneten Duncker: „Wenn wir in der Kommission für Elsaß-Lothringen Leute wie Hrn. Winterer hätten, noch ehe das Jahr um wäre, hätten wir Krieg mit Frankreich."

Die Uhr schlägt ein Viertel. Eine letzte Welle von Abgeordneten dringt in den Saal und Hr. v. Forkenbeck spricht mit lauter, majestätischer Stimme die herkömmliche Formel: die Sitzung ist eröffnet" aus.

Werfen wir, während die Tagesordnung verlesen wird, einen Blick auf die Bänke der Opposition. Das Heer der „Reichsfeinde" ist vollzählig, seine Führer sind auf ihrem Posten, man sieht es ihnen an, daß es in der Sitzung heiß hergehen wird. Die Redeschlacht hat seit einigen Tagen begonnen und wird heute noch nicht ausgefochten werden. Herr Reichensperger, der als erster Redner eingeschrieben ist, berâth sich mit Hrn. Windthorst; Baron v. Schorlemer-Alst unterhält sich mit Hrn. Gerlach, einem Greise, dessen ehrwürdiges Haupt von weißen Haaren umwallt ist. Hr. Gerlach ist Protestant; noch im vorigen Jahre Präsident des Appellationsgerichtes in Magdeburg, hat er seine Entlassung genommen, um nicht gegen den katholischen Klerus einschreiten zu müssen. Herr Schorlemer-Alst ist ein früherer Kavallerie-Offizier, was übrigens aus seinen Bewegungen ersichtlich ist, er schlägt links und rechts um sich herum und seine Reden

sind wie Angriffe schwerer Kavallerie gegen Herrn v. Bismarck gerichtet. Er vergleicht die national-liberalen Abgeordneten mit den Dienern Tiber's. Gelegentlich der Berathung über das Maigesetz, sprach er den berühmt gewordenen Satz aus: „Wenn Christus gekreuzigt wird, so ist sicherlich Judas Ischarioth nicht weit davon und klingelt mit seinem vollen Beutel," eine Anspielung auf die Beamtenwelt, den Schacher der Minister und Angestellten und die Kasse der geheimen Fonds.

Als Herr Reichensperger den Fuß auf die Treppe zur Rednerbühne setzte, ging ein leichtes Murmeln durch den Saal, alle Blicke richten sich auf die Thür im Hintergrunde, deren Portière Hr. v. Bismarck soeben öffnet. Er kommt steif und stolz, wie ein Riese, heran. Man gäbe ihm wohl eine Größe von sechs Fuß. Die Natur hat ihn aus einem allen Stürmen trotzenden Block gemeißelt. Für diesen Koloß ist die wüthende Welle nur ein sanftes Kosen. Seine breite Stirne, kahl wie eine schroffe Felswand, scheint die Stürme herauszufordern, seine Augenbrauen sind stets gespannte Bogen, denn mit den scharfen Pfeilen seiner Blicke durchbohrt er den Gegner, der ihm zu nahe kommt. Man muß diese allmächtigen Augenbrauen sehen cuncta supercilio moventis. Das Auge ist das eines Tigers, die Nüstern sind weit, um von ferne den Feind oder die Beute wittern zu können, und schrecklich ist die mit rothen Borsten besetzte Lippe.

Während Hr. v. Bismarck sich auf die Bank des Bundesrathes setzt, formulirt Herr Reichensperger, mühsam und schwerfällig, Bemerkungen über die Wahlstatistik. „Sie ist der Barometer der öffentlichen Meinung", sagt er. „Die Statistik der letzten Wahlen ist bejammernswerth. Bei den letzten städtischen Wahlen Berlin's haben nur 14% der Bevölkerung gestimmt. Auf 40,411 eingeschriebene Wähler haben 4850 ihre Stimmkarten erhoben. Dank der Gleichgültigkeit der Konservativen haben die Radikalen gesiegt." Herr v. Bismarck putzt sich die Nägel.

Zur Sache! zur Sache! rufen mehrere Stimmen. Aber Herr Reichensperger, ruhig wie der Gerechte, fährt fort ohne sich daran zu kehren. Heiterkeit ergreift den Saal und der Präsident ersucht den Redner anzufangen oder aufzuhören. Herr Reichensperger verlangt alsdann, daß man sich in den offiziellen Statistiken nicht mehr der Bezeichnungen „Klerikaler und Ultramontaner" bedienen möge, um damit katholische Abgeordnete zu bezeichnen.

„Es ist unrecht, sagt er, gute und treue deutsche Unterthanen als Reichsfeinde hinzustellen, weil sie katholischen Abgeordneten ihre Stimme geben." Hierauf begibt sich Hr. Reichensperger ohne weiteren Applaus wieder auf seinen Platz. Er ist ein sehr gelehrter Rechtsgelehrter, ein logischer und kalter Mann, aber kein Redner.

Herr Jörg, bairischer Abgeordneter, folgt auf Hrn. Reichensperger. Herr Jörg steigt nicht zur Tribüne hinauf, sondern er setzt mit einem Satze hinauf. Er ist ein dicker, vierschrötiger Mann mit großen Händen und starker Stimme, ein wahrer Bauer vom Donaustrande. Er beginnt mit dumpfer Stimme, doch nach und nach wird er lebhaft, er schlägt aus wie ein störrisches Maulthier und führt endlich seinen Stoß aus. Herr Jörg wünscht Aufklärungen über die diplomatische Kommission, welche die Bundesstaaten bei der kaiserlichen Kanzlei in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten vertritt.

„Welche Bedeutung hat diese Kommission, von welcher das Publikum nie etwas erfährt? Man behauptet, sie habe sich nur einmal wegen einer auf Japan bezüglichen Sache versammelt. Es haben jedoch genügend triftige Gründe vorgelegen, um sie zu berufen. Hat nicht zwischen Berlin und Versailles ein Notenwechsel wegen der Erlasse der französischen Bischöfe stattgefunden? Die ganze Diplomatie wurde von dem „Strahl kalten Wassers", den Hr. v. Bismarck gegen Versailles losließ, getroffen.

„Der Ausdruck „Strahl kalten Wassers", ist nicht von mir,

sagt Herr Jörg, er stammt vom Kanzler. Gleichzeitig als die Franzosen diese Douche erhielten, wurde sämmtlichen europäischen Kabinetten mitgetheilt, daß, wenn „Deutschland die Möglichkeit nicht sähe, mit seinen westlichen Nachbarn in Frieden leben zu können, es nicht den Zeitpunkt abwarten würde, wo dessen Rüstungen beendigt seien, sondern den günstigen Augenblick zum Ergreifen der Initiative wählen würde."

Herr v. Bismarck hebt den Kopf und fährt fort seine Nägel zu reinigen.

Herr Jörg spricht weiter: „In derselben Woche, in welcher ein verrückter Jüngling (Geschrei von links: Er war nicht verrückt!) ein Attentat in Kissingen ausführte, das alle denkenden Deutschen in Schrecken versetzte (im Centrum: Sehr wahr!), in derselben Woche tauchte die Idee einer Intervention in Spanien auf. Ich sage „Intervention", denn nach Allem, was ich in der offiziösen Berliner Presse gelesen, handelte es sich um eine förmliche Intervention. Später haben die offiziösen Blätter ihren Ton herabgestimmt und begnügten sich damit, von „diplomatischer Anerkennung" der revolutionären Diktatur eines Mannes zu sprechen, dessen Namen ich nicht nennen werde. (Gemurmel rechts, und im Centrum: Sehr gut!) Bei Gelegenheit dieser Thatsache — Intervention oder Anerkennung, nennen Sie es, wie Sie wollen — habe ich Art. 8 Kap. III der kaiserlichen Verfassung studirt. Was hat die diplomatische Kommission gethan? Ihre Pflicht wäre es gewesen, die Beweggründe zu dieser Intervention zu erwägen, die Prozeßakten des Hauptmanns Schmidt zu verlangen und sich den kriegerischen Absichten des Herrn v. Bismarck zu widersetzen. Aber nein, man muß den Ultramontanismus überall, wo man ihm begegnet, bekämpfen. Die Karlisten sind ultramontan, also müssen wir sie bekämpfen.

„Die diplomatische Kommission hätte sich auch genau über die Meinung der andern Mächte und namentlich Rußlands (Heiterkeit) informiren sollen. Sie lachen, ich weiß nicht worüber. Es

gibt keinen Menschen, der nicht wüßte, daß der politische Schwerpunkt Europa's gegenwärtig in St. Petersburg liegt. (Gemurmel und Verneinungen.) Die letzten Ereignisse hatten zur Folge, die politische Suprematie Rußlands zu befestigen. (Oho! Heiterkeit.) Lassen Sie mich endigen, nachher mögen Sie lachen. Man wird künftig in Europa keinen Kanonenschuß mehr abfeuern können ohne die Erlaubniß Rußlands. Hätte die diplomatische Kommission regelmäßig funktionirt, so hätte der Kanzler die Desavouirung Seitens Rußlands vermieden und hätte nicht Fiasko gemacht. Das persönliche Regiment ist immer gefährlich und je größer das Genie eines Mannes ist, um so tiefer eingreifend, um so irreparabler sind seine Fehler und Irrthümer."

Herr Jörg glaubt, daß es Zeit sei, daß Deutschland den Weg friedlicher Politik einschlage, und daß das beste Sicherheitsventil für das Land die Thätigkeit der diplomatischen Kommission in allen ernsten Fragen sei. Diese Kommission ist aus Vertretern Preußens, Baierns, Würtembergs und der übrigen kleinen Staaten, welche an der auswärtigen Politik Deutschlands ein Interesse haben, zusammengesetzt.

Wie von einer Sprungfeder aufgeschnellt erhebt sich Herr v. Bismarck, und ohne das Wort zu verlangen oder seinen Platz zu verlassen, wendet er sich gegen die Versammlung: er wird sprechen, und die Nationalliberalen begrüßen ihn mit Applaus.

Ich richte mein Opernglas auf ihn, aber sofort fühle ich eine Hand auf meiner Schulter und werde zurückgezogen. „Es ist verboten, den Kanzler durch Operngucker zu fixiren", sagt mir eine Schnapsstimme. Ich wollte eben erklären, daß die Röhren meines Opernglases durchaus nicht geladen seien, aber mein Nachbar raunte mir in's Ohr: „Die Polizei". Die Verhaftungen von zu redseligen Franzosen hatten mich vorsichtig gemacht: ich steckte meine Zunge und meinen Operngucker ein.

Herr v. Bismarck ist übrigens vor mir und fesselt meine ganze Aufmerksamkeit. Seine Beredtsamkeit, mit der er seinen

Gegenstand wie ein Schmied das Eisen auf dem Ambos hämmert, sprüht ganze Funkengarben. Erst ist seine Sprache verlegen, er findet schwer das passende Wort, aber nach und nach erhitzt er sich, der Vulkan flammt auf und speit Felsblöcke. Und doch ist dieser Mann kein Redner im wahren Sinn des Worts. Er ist nicht ein Adler, der in siegreichem Fluge in der Höhe schwebt, er ist auch nicht ein Löwe, der brüllend die Mähne schüttelt und den Boden mit dem Schweife schlägt. In dieser ehernen Brust liegt keine Begeisterung, nur Willenskraft: aber eine Willenskraft, die Berge versetzt. Der in seinem Versteck umstellte Eber, wie er einen Ausfall macht und die Hunde aufschlitzt, das ist das beste Bild des Hrn. v. Bismarck als Redner.

Alles ist brutal an ihm, Haltung, Bewegung, Ausdruck. Man glaubt einen deutschen Postknecht, in den Stiefeln Ludwig's XIV. und mit seiner Peitsche, wie er als absoluter Herrscher in's Parlament ging, vor sich zu haben. Er weiß seinen Zorn zu bemeistern und wirft Drohungen und Schmähungen, Schmeicheleien und Wortspiele durcheinander.

Herr v. Bismarck fällt über die Ultramontanen her, denen er alles Uebel zuschreibt und sie solidarisch verantwortlich für das Kissinger Attentat macht. Seine heftigen Ausfälle, seine drohenden Bewegungen veranlassen einen jener Stürme, wie er sie gern hat. Die Protestationen und das Gezische aus dem Centrum vermischen sich mit den Beifallsbezeugungen der Rechten und der Linken. Es ist eine unbeschreibliche Scene. In zwei Lager getheilt, fordern sich die Abgeordneten gegenseitig heraus und schmähen einander. Der Präsident schwingt vergeblich seine Klingel.

Den Kampf überblickend, in Schweiß gebadet, mit flammenden Augen steht Hr. v. Bismarck da und um seine Lippen spielt ein stolzes Lächeln voll Impertinenz und Verachtung. Man fühlt es so recht heraus, daß alle diese Köpfe für ihn nur Spielzeug oder Kugeln sind, mit denen er spielt und die er nach Belieben zerschmettert.

Das Erscheinen des Hrn. Windthorst auf der Rednerbühne bringt endlich Ruhe in's Haus. Herr Windthorst war lange Zeit hindurch nur der Widerschein des Hrn. Mallinckrodt. Seitdem aber dieser helle Stern in Finsterniß versank, glänzt vor Allen Herr Windthorst. Die Stimme des Herrn Mallinckrodt war eine der beredtesten, die je in Deutschland erklungen. Er war der Redner ohne Furcht und Tadel, der wie ein ritterlicher Kreuzfahrer für die Ehre seiner Fahne und seines Gottes stritt. Seine Gegner lauschten seinen Worten stets mit Achtung und Bewunderung. Seine Entgegnungen waren fein, gut erdacht und witzig; die des Hrn. Windthorst dagegen sind etwas schwerfälliger. In Hrn. Mallinckrodt steckte etwas vom Marquis de Boissy, in Hrn. Windthorst etwas von Danton.

„Ihr Gesetz über den Unterricht durch die Geistlichkeit, sagte dieser eines Tages zu Hrn. v. Bismarck, ist ein Vergiftungsversuch gegen die Kirche."

Im verflossenen Jahre verhaftete die Polizei in Hannover mehrere frühere Unterthanen des Königs Georg, die vor ihrem Hause weißen und gelben, die Farben des depossedirten Souveräns darstellenden Sand gestreut hatten. Indem er konstatirte, daß die Zahl der Verhaftungen stets zunähme, fügte Hr. Windthorst hinzu: „Es wird die Zeit kommen, daß wer nicht im Gefängniß war, nicht mehr in anständigen Häusern Zutritt haben wird."

Hr. v. Bismarck sprach vor einigen Monaten, als von dem Unterricht der Geistlichkeit im Elsaß und anderswo die Rede war: „Diese Leute haben alles Interesse daran, ich will nicht sagen, das Volk zu verdummen, wohl aber zu verhüten, daß es zu aufgeklärt werde." Darauf antwortete ihm Hr. Windthorst spitz: „Wir, die wir in der Weise erzogen worden sind, sind wir denn wirklich gar so dumme Leute?"

Niemand ist weniger imposant, als Herr Windthorst, der einstige Minister des Königs Georg. Er ist klein, blinzelt mit den Augen und ist wie ein Sakristan gekleidet. Sobald er aber den

Mund öffnet, geht die Transformation vor sich; seine Sätze sind klar und vibrirend, die Beredtsamkeit ergießt sich tobend wie ein Wildbach, wie denn auch ihre Quellen auf den höchsten Höhen des Geistes und des Gefühls entspringen.

Herr Windthorst hält Hrn. v. Bismarck vor, nicht auf die Fragen des Hrn. Jörg geantwortet zu haben. „Sie haben sich aufgeregt, weiter nichts.“ „Uebrigens, fährt Hr. Windthorst fort, will ich der Sache nicht auf den Grund gehen, was aber davon bekannt ist, rechtfertigt zur Genüge die Interpellation des Herrn Jörg. Unsere Pflicht ist es nicht, die Schleppe des Herrn zu tragen, sondern für Recht und Wahrheit zu kämpfen. Die Methode des „Kaltwasserstrahles“ und die in der spanischen Frage befolgte Methode ist nichts Anderes als eine Intervention, ohne Zweifel eine moralische Intervention, die aber zur materiellen Intervention hätte führen können. Ich weiß sehr wohl, daß diese Politik auf einer Idee beruht, und ebenso weiß ich, daß diese Idee die Zerstörung aller Bande bezweckt, die Europa an den heiligen Stuhl knüpfen. Ich glaube daher, daß die in der diplomatischen Kommission vertretenen Regierungen gut thun werden, ein wachsames Auge zu haben, da ich die innerste Ueberzeugung hege, daß wir auf diesem Wege einem unvermeidlichen Kriege entgegengehen.“

— Mit wem? Mit wem? wird von allen Seiten gerufen.

Herr Windthorst, ruhig wie Jupiter, der soeben seine Blitze unter die Menschen geschleudert, antwortet einfach: „Herr Abgeordneter Jörg hat es zur Genüge angedeutet. Es ist die Pflicht der Abgeordneten, im Interesse ihrer Mandatare die Regierung über ihre auswärtige Politik zu interpelliren, wenn diese Politik jeden Augenblick das Land in einen neuen Krieg verwickeln kann; denn das Land hat ein mächtiges Interesse an der Erhaltung des Friedens. (Zustimmung.) Die von uns gemachten Bemerkungen geschehen im Interesse des Friedens. Wir haben jetzt eine Manier angenommen uns in die Angelegenheiten Anderer zu mischen, die von der österreichischen Presse streng verurtheilt

und die eines Tages eine Coalition gegen uns zu Stande bringen wird. (Bewegung.) Gerade diese Coalition möchte ich vermieden sehen, da ich den Frieden des Vaterlandes wünsche. Und darum werde ich nie ermüden, mit aller Kraft zu wiederholen: Diese waghalsige Politik führt uns zum Kriege!

Zur Kullmann=Affaire übergehend, weist Herr Windthorst mit Entrüstung die Solidarität zurück, welche Herr v. Bismarck zwischen dem Verbrecher und der Katholikenpartei aufgestellt hat. „Die Handlung Kullmann's ist schändlich, aber das Gebahren der offiziösen Presse ist noch schändlicher gewesen. (Applaus im Centrum.) Man hat es übrigens noch nie erlebt, daß der Ankläger zuerst den Angeklagten verhört hätte. In Kissingen ist Kullmann sofort dem Verhör Desjenigen, den er zu tödten beabsichtigte, unterstellt worden, und ich habe stets sagen hören, daß Verbrecher Entschuldigungen suchen. Herr Mallinckrodt und ich haben zum Oeftern — und selbst aus St. Petersburg — Todesdrohungen erhalten. Haben wir darum eine ganze Partei angeklagt? Wenn religiöse Kämpfe in dieses akute Stadium gerathen, so darf man sich nicht wundern, wenn Unglückliche sich verleiten lassen, zu schlagen."

Der Zwischenfall wird unter einem Lärm wie in einem revolutionären Klub, wo ein verkappter Jesuit das Wort zu usurpiren sucht, erledigt. Glücklicherweise geht man zur beruhigenden Berathung des Büdgets des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten über. Es wird angenommen. Es befinden sich jedoch darin gewisse Posten, die seit vier Jahren vom Centrum und der Fortschrittspartei angegriffen werden. Es handelt sich um die geheimen Fonds, auch „Reptilienfonds" genannt. Die nationalliberale Partei hat nie den Muth gehabt, ein Wort des Tadels und der Entrüstung gegen diesen Ideenschacher, diese Ausbeutung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Staatsinteressen auszusprechen.

Die Abgeordneten dieser Partei, welche behauptet das neue Deutschland zu vertreten, haben, wie bekannt, ihre Unabhängigkeit

dem religiösen Hasse geopfert. Diese Strohmänner haben, gehorsam dem Winke, den ihnen Hr. v. Bismarck von seinem Bett aus ertheilte, den siebenjährigen Militärdienst angenommen und für das Landsturmgesetz gestimmt. Morgen, wenn es dem Meister gefällt, stimmen sie enthusiastisch für den Krieg. Sie sind dem Kanzler verfallene arme Seelen, die jeden Morgen, wenn sie ihren Platz im Parlament einnehmen, nachstehendes Gebet sprechen:

„Unser Vater Bismarck, der du bist in Varzin, geheiliget werde dein Name, dein Geist komme über uns in dieser Sitzung und dein heiliger Wille geschehe im Abgeordnetenhause wie im Reichstage. Gib uns heute deine täglichen Instruktionen und verzeih' uns unsre Reden, wie wir sie dem Abgeordnetenhause verzeihen, und führe uns nicht in Versuchung, deine Gesetzesvorlagen abändern oder ihnen widerstehen zu wollen. Wohl aber erlöse uns von dem Gedanken an jeden wahren Fortschritt. Amen."

## XVIII.

# Die Presse.

Seitdem Berlin in „Ruhm“ macht, werden die Zeitungen auf offener Straße verkauft. Unsere „Kioske“ aber sind noch unbekannt und der elendeste Papierhändler würde es unter seiner Würde halten, eine Zeitung in seinem Schaufenster auszuhängen. Nur bei Kleinhändlern sieht man den „Kladderadatsch“ oder den „Ulk“ zwischen einem dürren Häring und einer Wichsschachtel liegen. Das Blatt zieht den Blick auf sich, aber allemal ist's der Häring, dem der Berliner den Vorzug gibt.

Wenn die Büreaux und Werkstätten geschlossen werden, stellen sich zerlumpte Männer und Frauen an den Eingang der Kaisergalerie und vor die besuchtesten Restaurationen. Die Männer tragen an einem Tragbande eine Art Tisch vor sich und die Weiber einen einfachen Korb: es sind die Zeitungsverkäufer und Verkäuferinnen. Sie lauern auf den Käufer, wie hungrige Hunde einen Knochen zu erwischen suchen. Sobald sie einen Käufer wittern, stürzen sie Alle auf ihn los und streiten sich unter Püffen um die Ehre, ihm die „Nationalzeitung“ oder die „Germania“ zu verkaufen.

Niemals habe ich dreimal hintereinander denselben Preis für eine Zeitung gezahlt. Uebersteigt die Nachfrage das Angebot,

so steigt die Waare um zwei, drei und vier Silbergroschen. An ganz stillen Tagen tritt Baisse ein.

Die Preßfreiheit, welche England seit seiner Revolution im Jahre 1688 und Frankreich seit 1789 besitzt, besteht in Deutschland erst seit 1848. Im Jahre 1846 kam noch in Preußen eine Zeitung auf 34,000 Einwohner. Gegenwärtig zählt man im neuen Reiche 1608 periodische Zeitschriften. Berlin ist in dieser Zahl mit 265 Zeitungen und Revuen vertreten, wovon 31 politischen, 37 juristischen, 23 religiösen, 19 medizinischen, 15 chemischen und mathematischen, 12 erheiternden, 6 militärischen, 4 musikalischen und 3 literarischen Inhaltes sind. Die Industrie ist durch 29 Zeitschriften, die Philologie und Pädagogik durch 23 Zeitschriften und Revüen vertreten; der Handel hat 17, der Ackerbau 14, Baukunst und Eisenbahnwesen 11 Zeitschriften aufzuweisen. Geschichte und Geographie werden in 6 periodisch erscheinenden Spezialblättern behandelt. Die Metzgerei hat auch ihr Organ: die „Allgemeine deutsche Schlächter-Zeitung". Ebenso gibt es eine „Neue allgemeine deutsche Friseur-Zeitung" und die „Allgemeine deutsche Heiraths-Zeitung" *), die ein Nachahmer des Herrn de Foy, welcher in Frankreich eine ähnliche Zeitung gründete, redigirt. Diese Zeitung ist mit Vignetten geziert. Die erste stellt einen Familienvater im Schlafrock vor, wie er, im Lehnstuhl sitzend, seinen „Fräulein Töchtern" die Angebote und Nachfragen der Heirathszeitung vorliest. Die zweite Vignette zeigt uns einen jungen Offizier, die Stütze des Vaterlandes und die Hoffnung einer reichen Erbin, wie er im Kabinet des Zeitungsredaktors einen versiegelten Brief abgibt. Ein fröhlicher Hochzeitsschmaus, bei welchem wir gedachten Offizier neben einer schüchtern erröthenden Braut wiedererkennen, bildet den Gegenstand der dritten Vignette. Die Hoch-

---

*) Seit Einführung der Zivilehe verlangen etwa nur noch 16 Prozent der Ehepaare den Segen der Kirche und nur 12 Prozent von den Kindern werden getauft.

zeitsgäste, um eine reichlich besetzte Tafel stehend, stoßen mit schäumenden Champagnergläsern auf die Gesundheit der Neuvermählten an. Da läuft Einem das Wasser im Munde zusammen. Unter diesen zarten Bildern stehen Verse erotischen Inhalts, worin die glücklichen Zufälle einer Schaukelpartie oder eine Begegnung auf den kleinen einsamen Wegen des Thiergartens besungen werden. Der Poesie folgt die Prosa auf dem Fuße. Die „Heirathszeitung" veröffentlicht Regierungserlasse und Gesetze, welche auf Verehelichte Bezug haben, ferner Besprechungen von Gerichtsfällen, Büchern medizinischen Inhalts u. s. w. Das Feuilleton, das vor mir liegt, behandelt die Biographien einiger schwer zu erobernder Frauen.

Der Autor dieser Arbeit, Herr Gustav Liebert, beginnt bei Helena und Brunhilde. Seine Aufgabe dürfte, je mehr er sich dem Zeitalter der Milliarden nähert, schwerer werden.

Im Jahre 1874 ist das Preßgesetz revidirt worden. Der Stempel ist abgeschafft, die vorläufige Beschlagnahme aber beibehalten worden. Die Polizei wendet sie an, daß es eine wahre Freude ist Journalist zu sein! Ein konservativer Abgeordneter erwiderte der Fortschrittspartei, welche im Jahre 1851 die Preßfreiheit verlangte: „Ja, Ihr sollt sie haben — aber mit einem Galgen vor jedem Redaktionsbüreau!" Der Galgen ist heute der Polizeibeamte, der vor der Thüre der Oppositionsjournale sein ständiges Quartier aufgeschlagen hat und die Delinquenten im Vorbeigehen mit wohlgelegter Schlinge fängt. Die „Germania" ist siebenzehn Mal in seine Hände gefallen. Ihr Redaktor ist sozusagen zu permanentem Aufgeknüpftsein verurtheilt. Ihr Gerant entging dem Lasso und floh in's Land der Freiheit, nach Amerika. Herr Cremer, Redaktionssekretär, ist bis jetzt der Strangulation, nicht aber den Bußen entgangen. Einmal wegen Beleidigung des Kaisers angeklagt, vertheidigte sich Herr Cremer vor den Richtern folgendermaßen: „Wenn Sie mich verurtheilen, gleichen Sie den Persern, welche erst einen Unterthanen belohnten, weil er den

König vor dem Sturze in einen Abgrund bewahrt hatte, ihn aber alsdann zum Tode verurtheilten, weil er es gewagt, die Person des Königs zu berühren."

Man fand die Vertheidigung genial und sprach Hrn. Cremer frei. Doch einmal ist nicht immer.

Hr. v. Bismarck ist gegenüber den Journalisten, welche sich erkühnen, Flecken an seiner Sonne zu entdecken, außerordentlich reizbar. Nach dem Kissinger Attentat hat es Preßprozesse hageldicht abgesetzt. Die „Thorner Zeitung" hatte deren sechs, der „Volksstaat", das Organ der Sozialdemokraten, zehn. Der Redaktor des „Posener Couriers", Herr Zychlinski, wurde zu einem Monat Gefängniß verurtheilt, wegen Veröffentlichung eines Scherzes, betitelt: „Begegnung Bismarcks mit dem Teufel". Herr Suing, Redaktor des katholischen „Westphälischen Merkurs", sitzt seit sechs Monaten in der Festung Wesel. Hr. Winkler, Hauptredaktor des genannten Blattes, ist in offener Audienz verhaftet und durch einen Gensdarmen abgeführt worden. Vierundzwanzig Stunden später weckte man ihn in seinem Gefängniß, um ihm den Verhaftsbefehl vorzulesen; alsdann lud man ihn ein, sich seiner sämmtlichen Kleider „ohne Ausnahme" zu entledigen und zwar in Gegenwart von drei oder vier Personen. Der „Westphälische Merkur", dem ich diese Einzelheiten entnehme, erzählt, daß man sogar die Stiefelabsätze des Gefangenen durchsucht habe. Schließlich wurde im vergangenen Monat der Chefredaktor der „Fuldaer Zeitung" an den Schatten gesetzt.

Die verantwortlichen Geranten sind unter dieser Willkürherrschaft so selten geworden, daß man oft auf der vierten Seite der Zeitungen Anzeigen wie folgende liest: „Man sucht einen Holzhacker oder einen Packträger als verantwortlichen Geranten einer politischen Zeitung."

Am 1. Juli 1873 erschien der Dienstmann Nr. 107, Namens Fraas, vor dem Untersuchungsrichter unter Anklage des Preßvergehens. Er vertheidigte sich ziemlich gut, er sagte: „Seien Sie

überzeugt, meine Herren, daß, sobald mir das Blatt nicht mehr zusagt, ich ihm mein Vertrauen und meine Unterschrift entziehen werde."

Schließlich haben die Dienstmänner wohl das Recht, Journalisten zu werden, wenn es so viele Journalisten gibt, die Dienstmänner werden. Diejenigen, welche sich zur Disposition der Privaten stellen und sich per Stunde, Monat oder Jahr bezahlen lassen, bilden sogar das Gros der Bande. Jene Dienstmänner des Gedankens, jene Handlanger der Regierung sind wie Soldaten in Regimenter eingetheilt: Sie haben ihren Generalstab, ihre Chefs, ihre Kavallerie, ihre Feld- und Belagerungsartillerie, ihre Spione, ihre Marketenderinnen und ihre Lazarethe; sie werden ohne Zweifel einst auch ihr Invalidenhaus besitzen. Ihr Hauptquartier ist im Hause selbst des Herrn v. Bismarck, im Palais des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Dieses Hauptquartier wird „das Büreau der öffentlichen Meinung" genannt. Man könnte es ebensogut das Preß-Serail nennen, denn die Presse, von Eunuchen bewacht, ist die Sklavin eines wilden Groß-Veziers.

Das „Preßbüreau" wurde im Jahre des Heils 1849 gegründet, um die stillen Absichten Peußens vorzubereiten. Zu jener Zeit führte diese Armee von Bettlern und Lumpen, welche Dr. Ryno Quehl unter seinem Befehl vereinigt hatte, um 15 bis 20 Thaler monatlich den Federkrieg gegen die Feinde der Monarchie. Dieser Condottiereberuf ist mit der Zeit besser geworden, es sind einige darunter, die in wenigen Monaten große Summen verdienen.

Im Jahre 1851, als das Haus Hohenzollern sich, nachdem es dem Sturze nahe gewesen, wieder befestigt hatte, benützte Dr. Ryno Quehl die Gelegenheit, um mittelst confidentieller Circulare, die er an die Zeitungsredaktionen von ganz Deutschland sandte, seine Waare zu empfehlen. Er offerirte ihnen unentgeldlich Nachrichten und Informationen aus erster Hand zu liefern. „Ich bin, sagte er, in häufigem Verkehr mit den Leuten

des Ministeriums." Viele Zeitungen ließen sich verleiten, diese Quellen zu benutzen, ohne zu ahnen, daß das Getränk ein ministerielles Präparat war. Die Flüssigkeit war von schöner Farbe und nicht allzubitter von Geschmack. Die Abonnenten gewöhnten sich an dieses betäubende Fabrikat, dessen schlimme Folgen erst thatsächlich in den Jahren 1866 und 1870 zu Tage traten.

Um im Lager der partikularistischen Opposition selbst derselben die Spitze zu bieten, errichtete das „Büreau der öffentlichen Meinung" eine Filiale in Frankfurt a. M. Es war ebenfalls die Rede davon, ein Preßbüreau im preußischen Gesandtschaftshotel zu London zu errichten. Man schickte einen geheimen Agenten nach den Vereinigten Staaten, mit dem Auftrage, alle deutschen Zeitungen der neuen Welt zu gewinnen. Zu jener Zeit verfügte Hr. Dr. Ryno Quehl nur über eine Summe von hunderttausend Thalern. Im Jahre 1866 wurde das Vermögen des Königs von Hannover und des Kurfürsten von Hessen mit Beschlag belegt und dessen Ertrag der gutgesinnten Presse zugewandt. Herr Dr. Ryno Quehl zog sich nach Pommern zurück und zwei Männer traten an seine Stelle: Herr Aegidi, Legationsrath, und Herr Hahn. Ersterer, schmiegsam wie eine Katze, sich geschickt in alle Lagen findend, mit allen geheimen Fäden der Hampelmänner die er um sich hatte, vertraut, quartirte sich in das Büreau ein, das direkt unter dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten stand. Dem zweiten wurde das vom Ministerium des Innern abhängige Büreau zu Theil. In den Händen dieser beiden Männer laufen die unsichtbaren Fäden zusammen, welche die Presse mit der Regierung verbinden.

Jeden Morgen erscheinen in dem einen oder andern Büreau die Lohnjournalisten, um die Parole und den Weihrauch, der in den Zeitungen zu Ehren des Kanzlers duften soll, entgegen zu nehmen.

Herr Aegidi und Herr Hahn sind die großen politischen Schönfärber des Reiches. Alle Nachrichten, welche ihnen von Ost

oder West zugehen, werden von ihnen mit preußisch Blau behandelt, und wären sie gelb oder dunkelroth, wenn sie aus ihrer Küche kommen, sind sie vom schönsten Blau.

Auf diese Weise wird die Wahrheit gefälscht, der Blick des Publikums getrübt, sein Urtheil alterirt und eine künstliche Atmosphäre rund herum geschaffen, welche die Reife der Projekte und Pläne des Kanzlers befördert.

Das Preßbüreau wirkt auf die öffentliche Meinung unbedingt so ein wie Herr v. Rothschild auf die Börse einwirken kann. Die Herren Aegidi und Hahn lassen je nach Belieben diese oder jene Meinung steigen oder fallen. Gegenwärtig sind die Aktien der Schweiz im Steigen und die Belgiens im Sinken begriffen. Man drückt den Kurs herunter, jedesmal wenn die Aktien Frankreichs sich wieder heben. Durch geschickte Manöver verändert man die politischen Strömungen Deutschlands und Europas. Dieses Büreau ist eine wahre Aeolushöhle. Die Artikelschreiber, welche warmen oder kalten Wind wehen lassen, füllen dort ihre Schläuche, und das Volk nimmt das Alles für baare Münze.

Neulich machte ein Abgeordneter Herrn v. Bismarck darauf aufmerksam, daß die vom Postbüreau beschäftigten Journalisten lauter verdächtige und schlechtbeleumdete Individuen seien.

— Ich weiß es, antwortete der Kanzler, es sind eben Sauhirten.

Er ist es auch, der ihnen, um darzuthun, wie sehr er ihr elendes Handwerck verachtet, den Spitznamen „Reptilien", unter welchem sie jetzt bezeichnet werden, beigelegt hat.

Die Reptilien! Wie passend diese Bezeichnung ist! Sie kriechen im Bondy-Walde*) des deutschen Journalismus herum, sie lauern Einem auf und beißen ehe man sich's versieht, sie

*) Ein Wald in der Umgebung von Paris, wo häufig Schlangen angetroffen werden. Anm. d. Uebers.

schleichen geräuschlos in die bestverwahrten Redaktionen, speien ihr Gift in's Schreibzeug und ziehen sich auf Umwegen zurück. „Der Charakter des Reptils, sagte Herr Baron v. Schorlemer-Alst vor einigen Monaten vor versammelter Kammer, ist, daß man es nicht sofort als das, was es wirklich ist, erkennt. Ein Zeitungs-Inhaber, welcher einen Redaktor engagirt, nährt meist ein Reptil an seiner Brust.“

„Es wäre an der Zeit, fügte der ehrenwerthe Abgeordnete hinzu, daß wir diesen moralischen Aussatz, welcher uns in den Augen des Auslandes entehrt, beseitigten. Es ist neulich ein Gesetz gegen die Rebläuse ausgearbeitet worden. Ja, meine Herren, wir haben ein Gesetz gegen die Phyllorera erlassen, aber es ist auch Sache der öffentlichen Wohlfahrt eines gegen die Preßreptilien zu schaffen, denn der Schaden, welchen diese der öffentlichen Meinung zufügen, indem sie Herz und Sinn des Volkes vergiften, ist ganz bedeutend. Die Denunciation, die Einschüchterung, die Lüge haben sich zur Höhe von Staatsinstitutionen erhoben. Sie sind offiziell organisirt und, was das Traurigste dabei ist, das Volk muß solche Denunciationen, solche Lügen bezahlen. Die Katholiken müssen die empfangenen Schläge bezahlen! Man hat den süddeutschen Zeitungen ihre heftige Sprache vorgeworfen; doch diese Sprache hat noch nie jene der „Reptilienpresse“ überboten. Ich schließe davon selbst die „Provinzial-Korrespondenz nicht aus. Die Ausfälle, die wüthenden Ausdrücke dieses Blattes, welches das Organ der Regierung ist, sind unwürdig, und seine Haltung entspricht der eines offiziellen Blattes nicht. Die Redaktion der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ enthält dit vollständigste Reptilienmenagerie des Reiches.“

Man muß sie nur zischen hören! Bewundernswerth ist die Nachsicht der Regierung für sie. Die Zeitungen, an welchen „Reptilien“ wirken, erfreuen sich vollständiger Straflosigkeit; sie dürfen Alles sagen, Alles thun, sie werden nie in Anklagezustand versetzt, noch nie sind sie vor Gericht gezogen worden......,

während die Oppositionsblätter durch Urtheile und Bußen zu Grunde gerichtet werden.

Die „Reptilien" zerfallen in drei Klassen: die halb-offiziösen, die offiziösen und die hochoffiziösen. Die zur hohen Stellung von „Hochoffiziösen" gelangten literarischen Castraten leben auf großem Fuße in Berlin, werden an der Börse gehätschelt und schämen sich ihrer Verstümmelung nicht. Die „hochoffiziösen" Korrespondenzen der „Kölnischen Zeitung" sind an dem davorstehenden +Zeichen erkenntlich; die der „Magdeburgischen Zeitung" sind mit einem Fragezeichen, wie mit einem Federbusch geziert, und die der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg führen ein ~~~, wodurch recht gut das widerwärtige, kriechende Thier dargestellt wird.

Das Preßbüreau liefert den Provinzialzeitungen, welche nicht die Mittel haben, oder zu unbedeutend sind um einen speziellen Korrespondenten in Berlin zu haben, direkt und unentgeltlich Korrespondenzen und Telegramme. Die Herren Aegidi und Hahn versehen die Redaktoren dieser Zeitungen ebenfalls mit Eisenbahnfreibillets, damit es ihnen möglich sei, jede Woche, wenn sie es für nöthig halten, sich im Büreau der „öffentlichen Meinung" mündlich zu besprechen und die stärkende Luft der Hauptstadt einzuathmen.

Im Jahre 1873 kam Dr. Robolski, einer der Vorkämpfer gegen die ultramontane Hydra, auf die Idee, in Berlin eine „hochoffiziöse" Zeitung drucken zu lassen, deren Titelstelle und Annoncenseite unbedruckt blieben. Dieses Blatt wurde ballenweise in die kleineren Bezirksstädte der Provinz, wo eine Druckerei, aber keine Zeitung bestand, spedirt. Dort bekam das Blatt einen Titel, wurde mit Lokal-Annoncen versehen und an den nichts ahnenden Abonnenten geschickt. Dieses Verfahren bot jedoch einige Schwierigkeit und man entsagte ihm.

Die wöchentlich erscheinende Provinzialkorrespondenz ist jetzt das einzige vollständig im Büreau redigirte Blatt. Sie erscheint in französischer Sprache als «Correspondance de Berlin», in

italienischer als «Correspondenza germano-italiana», und in englischer als «North Germany Correspondance»*) Die französische Ausgabe ist seit ihrer Gründung (1866) einem Franzosen, Hrn. Aubert, früherem Redaktor der „Débats" und der „Europe" in Frankfurt a. M. übertragen worden. Hr. Aubert hat sich nach den Ereignissen von 1870 als Preuße naturalisiren lassen. Die gehässigen, giftigen, polemischen Artikel, welche hin und wieder im „gelben Blatte" (dieß ist die Farbe der «Correspondance de Berlin») erscheinen, sind von diesem Ueberläufer, der sich erbärmlich Herrn v. Bismarck zur Verfügung gestellt hat. Hr. Aubert hat als Redaktionssekretär Hrn. Van Muydan neben sich, einen Mann von Talent, der die französische Uebersetzung der Bismarck'schen Reden herausgegeben hat.

Napoleon I. pflegte zu sagen, daß „vier feindliche Zeitungen mehr Schaden anrichten als hunterttausend Mann im Felde." Hr. v. Bismarck theilt diese Anschauungsweise vollständig. Die Provinzialblätter, welche sich weigerten, sich der Regierung zu verkaufen, mußten sofort ein neues Journal erstehen sehen, das ihnen starke Konkurrenz machte. In München hat Hr. v. Bismarck die Dienstleistungen der „Süddeutschen Presse"**) mit 24,000 Thalern erkauft.

Das Preßbüreau führt eine Feder, deren Stiel in Berlin und deren Spitze überall ist. Diese Spitze dringt in die Hauptzeitungen Wien's und Ungarn's: Die „Neue freie Presse", der „Ungarische Lloyd", das „Pesther Journal", das „Neue Pesther Journal" u. s. w. Im Jahre 1870 schickte Hr. v. Bismarck den Dr. Paul Waldstein nach Pesth, um die „deutschen Interessen zu wahren".

---

*) Die in Straßburg erscheinende „Elsässische Korrespondenz" ist ebenfalls Regierungsfabrikat.

**) S. „Die deutschen Zeitschriften" von H. Wuttke. Die „Süddeutsche Presse" wurde den Gastwirthen, Brauern, Schulmeistern u. s. w. unentgeltlich zugeschickt.

Es fand sich selbst ein Ungar, Graf Behlen, der mit preußischem Gelde ein «Mémorial diplomatique», das abwechselnd in Wien und in Pesth erschien, herausgab. In Rußland sind die deutschen Zeitungen zahlreicher, als die russischen. Die „St. Petersburger Zeitung", im Besitze Preußens, erscheint auch in deutscher Ausgabe. Außer dieser Zeitung gibt es noch drei deutsche Zeitungen in der Czarenstadt. Die deutschen Blätter, welche in den andern Städten, wie Riga, Reval, Warschau u. s. w. erscheinen, überschreiten die Zahl dreißig. Alle stehen mehr oder weniger offen zu Hrn. Aegidi im Verhältniß. Und in Amerika! Im Jahre 1797 bestand nur eine einzige deutsche Zeitung, „der Adler", in den Vereinigten Staaten. Im vergangenen Jahre zählte man deren 462, wovon die meisten englisch und deutsch gedruckt sind. Selbst Kanada ist von sechs preußischen Blättern inficirt.

In Australien wird die Politik des Herrn v. Bismarck von fünf Zeitungen unterstützt, in China von einer Zeitung, welche in Hong-Kong erscheint, in Afrika von der „Deutschen Zeitung", die in der Kapstadt gedruckt wird.

Welch' ungeheures Spinngewebe, das die Welt umfaßt, diese Presse, deren Zentralpunkt in Berlin ist! Da wundere man sich noch über den auf die öffentliche Meinung, namentlich in Deutschland, ausgeübten Einfluß, wenn ihm eine solche Organisation zu Grunde liegt.

Im Jahre 1866 wollte das preußische Volk sicherlich keinen Krieg. Was that das Preßbüreau um die Geister aufzuregen und das Feuer zu schüren? Es verbreitete das Gerücht, daß „Oesterreich sich preußisch Schlesiens zu bemächtigen trachte". Man sprach von den Rüstungen Oesterreichs ungefähr in denselben Ausdrücken, in welchen man gegenwärtig „die Rüstungen Frankreichs" bespricht. Am 24. Mai scherzten die Organe der österreichischen Regierung noch über „die Gespenster, welche in der Einbildung" der Berliner Journalisten existirten. Aber Herr v. Bismarck gab ein neues Zeichen, und die Offiziösen zeigten

unter verstärktem Spektakel an, daß Sachsen sich vorbereite, „auf Berlin loszugehen". Die erwartete Explosion fand statt und Herr v. Bismarck benutzte den „psychologischen Moment", um seine Kriegserklärung vom Stapel zu lassen.

Indessen zeigte die preußische Armee wenig Enthusiasmus sich mit früheren Waffenbrüdern zu schlagen. Es mußte dieser Lauheit abgeholfen, der eingeschläferte Patriotismus geweckt werden. Als die auf Böhmen dirigirten Truppen in Dresden eintrafen, sandte das Büreau der öffentlichen Meinung einen Ballen von Nummern der „Breslauer Zeitung", welche eine Proklamation des Generals Benedek, voller Drohungen und Schmähungen gegen die preußische Armee, enthielt.*) Die äußerste Entrüstung griff um sich. Um diesen edlen Zorn nicht erkalten zu lassen, lasen die Kompagniechefs ihren Mannschaften die Proklamation vor.

Diese Proklamation war unächt. Sie war im Preßbüreau verfaßt worden.

Etwas Aehnliches geschah im Jahre 1870. Das Emser Telegramm vom 13. Juli, das den deutschen Zeitungen übermittelt wurde, war folgendermaßen abgefaßt: „Der König hat sich entschieden geweigert den französischen Gesandten zu empfangen, und ihm durch einen seiner Adjutanten die Antwort zugehen lassen, daß er ihm nichts mehr zu sagen habe." Die preußischen Blätter begleiteten diese Depesche mit einer unverschämten Zeichnung, auf welcher man Wilhelm I. erblickte, wie er Hrn. Benedetti barsch den Rücken kehrt. In Wahrheit aber wurde im Gegentheil dem französischen Gesandten die Versicherung gegeben, daß man ihn, sobald Depeschen eingehen sollten, rufen lassen würde.

Die besoldete Presse hatte die Aufgabe, jedes Uebereinkommen unmöglich zu machen.

Der Krieg brach aus. Im Süden war wenig Begeisterung

*) Man kann dieses merkwürdige Aktenstück im „Historischen Almanach" von Schultheß vom Jahre 1866 auf Seite 205 nachlesen.

vorhanden. Es war daher eine Anspornung dringend nöthig.*) Sofort nach der Affaire bei Saarbrücken veröffentlichte die offiziöse Presse schreckliche Einzelheiten über die „Einäscherung und Plünderung" dieser Stadt durch die Turkos und Zuaven, jene „den Wüsteneien Afrika's entnommenen wilden Bestien". Einige Granaten hatten das Dach des Bahnhofgebäudes kaum beschädigt. Die Süddeutschen zitterten für ihren Herd, für das Leben ihrer Frauen und ihrer Kinder. Die Furcht, mehr als die Liebe zum Vaterlande, warf sie in die Arme Preußens, das vorging um sie zu schützen.

Seit dem Kriege von 1870 hat die offiziöse Presse ein genau vorgeschriebenes Programm befolgt: einerseits, die öffentliche Meinung gegen den Katholizismus und den Papst aufzuhetzen, anderseits den Haß gegen die „Besiegten" auf derselben Höhe zu erhalten. Der gegen Rom unternommene „Kulturkampf" ist, im Grunde genommen, nur die Fortsetzung des Kampfes

---

*) Man war der süddeutschen Armee so wenig sicher, daß ein höherer Offizier am 14. Juli 1870 sich äußerte: „Wir stellen die süddeutschen Kontingente in's erste Glied und falls sie nicht ihre Schuldigkeit thun ....." Eine bedeutsame Bewegung ergänzte seine Gedanken. Wenn Frankreich Süddeutschland fünf Tage nach der Kriegserklärung besetzt hätte, so hätte es vollständig die Verbindung mit dem Norden gehemmt. „Vorausgesetzt, ein Korps von 20,000 Mann hätte, ebenfalls den Rhein überschreitend, sich auf Würtemberg geworfen und Stuttgart besetzt, so wäre der moralische Eindruck auf die Süddeutschen ein ungeheurer gewesen, sagt Hr. v. Wickede in seiner Geschichte des Krieges, die in der Kölnischen Zeitung erschien. Die Würtemberger fürchteten gerade die furia francese und sie faßten erst Muth, als sie Frankreich unschlüssig und zaudernd sahen. Wenn Frankreich unverzüglich sich der badischen und pfälzischen Eisenbahnen, welche die Basis der strategischen Bewegungen der Deutschen wurden, bemächtigt und sie vernichtet hätte, so war weder von Wörth, noch von Gravelotte, noch von Sedan die Rede. Der Krieg hätte eine andre Gestalt angenommen; aber die Vorsehung hatte Napoleon III. und seine Generale mit Blindheit geschlagen."

gegen Frankreich. „Der Papst, sagte noch vor wenigen Tagen die „National-Zeitung“, kann nur über Frankreich hinweg erreicht werden.

An der Spitze der Zeitungen, welche die Aufgabe haben, die Geister fortwährend wach zu erhalten, Tag und Nacht die Sturmglocke zu läuten, steht die „Norddeutsche allgemeine Zeitung“. Sie ist die Bannerträgerin jener Prozession, die alle Morgen das Preßbureau unter Absingung der Litanei des Hrn. v. Bismarck: „Erlöse uns vom Papste! Erlöse uns von Frankreich!“ verläßt.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ ist die streitbare Zeitung des Hrn. v. Bismarck. In der „Zeitung“ muß man seine politischen Anschauungen als Privatmann und in der „Provinzial-Korrespondenz“ die als Reichskanzler suchen. Der Ton, den die „Zeitung“ anschlägt, ist beträchtlich höher als jener der „Korrespondenz“. Oft jedoch sind die beiden Organe in ihrer Fluth von Schimpfereien und trivialen Ausdrücken einig. Am 13. Juli 1870 schrieb die „Nordd. Allg. Ztg.“ den berühmt gewordenen Satz: „Wenn der Krieg ausbricht, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er bis auf's Messer geführt werden muß.“ Der Chefredaktor dieser Zeitung ist ein Hr. Pinter. Er hat lange Zeit in Paris gelebt und spricht sehr gut französisch. Seiner Prosa entquillt giftiger Haß gegen Frankreich und den Katholizismus. Hr. Pinter ist Hrn. Braß, dem frühern Vertrauten des Hrn. v. Bismarck, im Amte gefolgt. Hr. Braß hat einen verrückten Roman, „Die Geheimnisse von Berlin“, geschrieben. Er hat sich von der Zeitung mit zweimalhunderttausend Thalern zurückgezogen; es beweist dieses, daß man reich werden kann, auch wenn man «pour la roi de Prusse» arbeitet.

Hr. Braß, als er, ziemlich gesättigt, die vergoldete Krippe der „Nordd. Allg. Zeitung“ verließ, gründete die „Post“, von der wegen eines jüngst erschienenen Artikels soviel die Rede war. Die „Post“ gilt als Organ der liberalen Konservativen, d. h. der

Konservativen, welche der Kanzler an seinen Wagen gespannt hat. Zu den Aktionären dieses Blattes gehörte auch Hr. Friedenthal, Handelsminister, Hr. Abgeordneter Bethusy-Huc und Hr. Strousberg, der berühmte Unternehmer. Die „Post“ sagt, was man nicht gern durch die „Nordd. Allg. Zeitg.“ gesagt wissen möchte, ebenso wie dieses Blatt das bringt, was die „Prov.-Koresp.“ nicht sagen darf. Diese drei Zeitungen bilden eine Art offizielles Grütli. Hr. Braß, obgleich er seinen Rücktritt angezeigt hat, fährt nichtsdestoweniger fort der geheime Leiter der „Post“ zu sein und sich vom Kanzler inspiriren zu lassen. Hr. Braß ist ein früherer sozialdemokratischer Agitator, über den die Gnade kam und dessen sich Herr von Bismarck als Vermittler während des politischen Konfliktes von 1860 bis 1866 bediente. Liebknecht, einer der Reinen des deutschen Sozialismus, hat mit Hrn. Braß an der „Nordd. Allg. Ztg.“ gearbeitet, sich aber bald mit Aufsehen erregender Entschiedenheit von diesem „falschen Bruder“ losgesagt.

Ferner finden wir in der Hierarchie der offiziösen Presse, welche vom Preßbureau abhängig ist, die „National-Zeitung“, das Blatt der Heul-Derwische.

Der Dr. Zabel, Chef der Sekte fanatischer Journalisten, welche unter seinem Auspizium schreibt, kann Frankreich nicht erwähnen, ohne die sonderbarsten Verdrehungen und Grimassen zu machen. Die Berliner, welchen solches Zeug gefällt, spenden diesen Seiltänzerkunststücken reichlichen Beifall.

Die „Nat.-Ztg.“ besitzt gegenwärtig eine Abonnentenzahl, größer als die aller ihrer Schwestern. Während der Belagerung von Paris wurde das Blatt ungeduldig über die Langsamkeit der deutschen Kanoniere und predigte die gründliche Zerstörung der „verfluchten Stadt“. Dieses vor Galle ganz gelbe Blatt ist das Organ der nationalliberalen Partei. Es wurde im Jahre 1848 von einer Aktiengesellschaft gegründet, an welcher die Prinzen des königlichen Hauses betheiligt waren. Sein politischer Korrespondent in Paris ist Hr. Beckmann, welcher der Erste gewesen

sein soll, der Deutschland auf die von Frankreich jüngst gemachten Pferdeankäufe aufmerksam gemacht hat.

Im Jahre 1872 berichtete „Avenir national" über eine zwischen Hrn. v. Arnim und Hrn. Thiers stattgehabte Zusammenkunft. „Der Erfinder dieser Geschichte, schrieb der politische Korrespondent der „Nat.-Ztg." ist ein blödsinniger Esel." Herr Beckmann mußte, wenn er der Autor dieser ächt preußischen Prosa ist, es ganz genau wissen, denn er war einer der Vertrauten des Hrn. v. Arnim, und wurde von ihm in verschiedenen Angelegenheiten verwendet, wie u. A. in der des „Echo du Parlement" wie aus den Prozeßverhandlungen ersichtlich ist.

Hr. v. Bülow, Militär-Attaché bei der deutschen Gesandschaft in Paris, ist, wie man sagt, zugleich Mitarbeiter der „National-Zeitg." Er schickt diesem Franzosenfresser-Blatt vierteljährlich einen Bericht über die militärische Lage Frankreichs. Im Jahre 1874, nach den großen Herbstmanövern, schrieb Hr. v. Bülow: „Die Reorganisation der französischen Armee ist wie ein auf Sand gebautes Haus, das zusammenbrechen wird, wenn man es am wenigsten erwartet. Die Entmuthigung in den Cadres ist allgemein." Im vergangenen Monat veröffentlichte Hr. v. Bülow eine neue Arbeit in der „Nat.-Ztg.", aber dieses Mal die Sache anders betrachtend, stieß er in die Allarmtrompete: „Frankreich bedroht Deutschland, rief er aus, die Zahl der Bataillone ist bei den Infanterie-Regimentern von drei auf vier gebracht worden. Es ist dies eine extra im Hinblick auf den nahen Krieg, der jedenfalls noch vor zwei Jahren ausbrechen wird, eilig eingeführte Maßregel."

Neben dem Bulldogg ist der Kläffer und zwar die „Börsen-Zeitung", die unverschämt, zänkisch, anti-österreichisch und vor Allem anti-französisch ist. Für sie war Frankreich nie etwas anders als eine Nation von Seiltänzern und Barbieren. Die Artikel der „Börsen-Ztg." überschreiten kaum den Raum von 30 bis 40 Zeilen, aber es sind beißende kurze Sätze, Krallenhiebe und gehässiges Gebrüll.

Unter den hervorragenden national-liberalen Organen befand sich noch im vorigen Jahre die 1740 von den Buchhändlern Haude und Spener gegründete „Spener'sche-Zeitung". Sie ist mit der „Nat.-Ztg.", deren Widerhall sie übrigens nur war, verschmolzen worden.

Die dem Herrn v. Bismarck feindlich gesinnten Altconservativen, zu denen der General v. Manteuffel und Hr. v. Arnim gehören, haben als Organ die „Kreuzzeitung", also genannt wegen des eisernen Kreuzes der Landwehr von 1813, welches sie auf ihrem Titel mit der Devise: „Mit Gott für König und Vaterland!" trägt. Die „Kreuz-Ztg." vertrat bei ihrer Gründung im Jahre 1848 die feudale Umgebung des Königs. Einer ihrer Redaktoren, Hr. Fontane, hat zahlreiche Werke über Frankreich geschrieben und wurde bei Domrémy von einem Haufen Bauern gefangen genommen, als er die Kapelle der Johanna d'Arc besichtigte. Herr Fontane hegt keinen Groll wegen seiner Gefangenschaft. „Nachdem ich drei Wochen in einem französischen Militärgefängniß zugebracht und tagtäglich mit allerlei Leuten verkehrt, sagt er in dem von ihm veröffentlichten Buche, möchte ich meinen Lesern die empfangenen Eindrücke schildern. Meine erste Pflicht ist zu erklären, daß dieser Eindruck ein ganz angenehmer ist. Es gibt kein Volk, daß nach zufällig begegneten Repräsentanten so schnell sich Sympathie erwirbt, als das französische Volk. Im Allgemeinen findet man unter fünf, sieben oder zehn Individuen, je nach dem Lande, Einen mit unausstehlichem Charakter. Ich habe in Besançon mit achtzig Gefangenen, welche wenigstens zwei- oder dreimal durch andere ersetzt wurden, im Ganzen also mit mehr als zweihundert gelebt, aber ich kann mich über keinen einzigen Fall schlechten Benehmens gegen mich beklagen. Alle, ohne Ausnahme, waren höflich, zuvorkommend, rücksichtsvoll, dankbar für die geringste Gefälligkeit, ohne Haß, ohne Neid. In dieser Beziehung thäten wir gut, von ihnen zu lernen. Ich habe bei diesen Leuten ein unerschöpfliches Wohlwollen, gute Laune und

Geist vorgefunden. Ihr Patriotismus war tief und aufrichtig; dennoch zeigten sie nicht, wie wir, den sogenannten „Nationalhaß". Ich habe bemerkt, daß ihre Kenntnisse den unsrigen nichts nachgeben und ich glaube, daß wir uns in dieser Beziehung viele Illusionen über unsere Ueberlegenheit machen. Wir bilden uns ein, das Monopol des öffentlichen Unterrichtes in Europa zu besitzen; es gibt bei uns Professoren, welche an der Hand der Statistik beweisen, daß außerhalb der deutschen Grenze man nicht mehr lesen und schreiben kann. Meine persönlichen Beobachtungen haben mich zu andern Bemerkungen geführt, und ich habe gefunden, daß die Bevölkerung der übrigen zivilisirten Länder, wie England, Dänemark, Frankreich nicht schlechter als die unsrige liest, wohl aber viel besser schreibt."

Dieses Urtheil ist um so werthvoller, als es aus dem Munde eines Feindes kommt. Berliner Journalisten wie Hr. Th. Fontane sind selten. Einzig unter seinen Kollgen hat er es gewagt, die Besiegten gegen fremde und selbst gegen französische Verläumdungen in Schutz zu nehmen.

Die „Kreuz-Ztg." ist gut redigirt. Sie bringt viel Hofnachrichten; sie ist die erste Zeitung, in welche der Kaiser blickt. Am 22. März, Geburtstag Sr. Majestät, bringt die Zeitung alljährlich an der Spitze ihres Blattes ein Gedicht an den Landesherrn.

In derselben Nummer vom 22. März, in welcher sie einen Hymnus zu Ehren Wilhelms I. brachte, nahm die „Kreuz-Ztg." Hrn. v. Bismarck tüchtig vor. Sie erging sich in Klagen über die neuen Kultusgesetze und weinte wie Jeremias auf den Trümmern des christlichen Glaubens in Deutschland.

Die Katholiken besitzen nur ein einziges Organ in Berlin, die nach dem Kriege gegründete „Germania". Dieses muthige, mit großem Geschick redigirte Blatt, dessen Eifer durch mehrere päpstliche Breven belohnt worden, zählt gegenwärtig über zwanzigtausend Abonnenten. Der Chefredaktor ist Hr. Majunke, Mit-

glied des Reichstages, ein junger Mann mit sanfter, offener Physiognomie. Beim Lesen seiner Artikel glaubt man einen Fanatiker vor sich zu haben; wenn man ihn aber in seinem schwarzen Rock und Cylinder sieht, so denkt man an den Hauslehrer eines vornehmen Hauses. Hr. Majunke hat seine theologischen Studien in Rheinpreußen gemacht, sein Professor war Hr. Reinkens, heute altkatholischer Bischof von Bismarcks Gnaden. Der Chefredaktor der „Germania" hat schon mit zwei oder drei Jahren Gefängniß das Recht, die Wahrheit zu sagen, bezahlen müssen. Im vergangenen Jahre war er in einer engen Zelle am Molkenmarkte eingesperrt, in einem Gefängniß, das speziell für Diebe, Vagabunden und liederliche Dirnen bestimmt ist. Gegenwärtig sitzt er in Plötzensee, einige Kilometer von Berlin. Während seiner Gefangenschaft hat Hr. Majunke eine sehr interessante Flugschrift über Louise Lateau, welche er in Bois d'Haine besucht hat, geschrieben. Hr. Majunke ist von dem Wunder überzeugt. Die belgische Stygmatisirte hat ihm die schrecklichsten Weissagungen über die Hrn. v. Bismarck speziell und dem deutschen Reich im Allgemeinen vorbehaltenen Schicksale gemacht. Hr. Cremer, der soeben zum Mitglied des Abgeordnetenhauses gewählt worden, spielt bei der „Germania" die Rolle eines Generalvikars. Er amtirt und exorcisirt in Abwesenheit des Hrn. Majunke. Unter seiner rothen Mähne sieht Hr. Cremer, obschon im Grunde die gutmüthigste Seele, immer äußerst aufgeregt aus. Es mag ihm oft träumen, daß Gott ihn in einen Bär verwandle und ihm die Gnade zu Theil werden lasse, Hrn. v. Bismarck in den einsamen Waldungen von Varzin zerreißen zu dürfen. Hr. Cremer hat im vorigen Jahre Spanien bereist; er genoß die Gastfreundschaft des Don Karlos und hat sämmtliche auf die Verurtheilung des Hauptmanns Schmidt bezüglichen Aktenstücke nach Berlin mitgebracht. Es geht daraus hervor, daß dieser frühere preußische Militär nicht allein die Rolle eines Spions spielte, sondern auch wenn nöthig sich aktiv am Kampfe betheiligte. Hr. Cremer hat seine Arbeiten über Spanien in einem Band unter dem Titel:

„Im Karlistenlager" vereinigt. Von den Pyrenäen kommend, hat sich Hr. Cremer nach Brüssel begeben, wo er eine Unterhaltung mit dem Ex-Marschall Bazaine hatte, den er in einem Aufsehen erregenden Feuilleton zu rehabilitiren versucht hat.

Die „Vossische Zeitung" vertritt den rechten Flügel der Fortschrittspartei, welche sich der Regierung nähert. Dieses Blatt hat Hr. v. Bismarck nur in Preßfragen bekämpft. Es ist vom Abgeordneten Löwe inspirirt, der aber außer seinem Namen nichts löwenartiges an sich hat.

Hr. Löwe ist im Jahre 1848 Parlamentsmitglied in Frankfurt gewesen und führte den Vorsitz über die nach Stuttgart versprengten Mitglieder dieses Parlamentes. In contumaciam zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, flüchtete sich Herr Löwe in die Schweiz, lebte zwei Jahre in Zürich und ging über England nach Amerika, wo er als Arzt praktizirte. Nach der Amnestie vom 11. Jan. 1861 kam er über's Meer zurück und ließ sich zum Abgeordneten der Stadt Berlin wählen.

Der Ton der „Tante Voß" ist humoristisch. Sie bringt Sonntags eine gut redigirte literarische Beilage. Was aber das Lesen dieses Blattes besonders interessant macht, sind die Anzeigen, welche dessen tägliche Beilagen von zehn bis sechszehn Seiten füllen.

Die Anzeige ist seit fünf Jahren vollständig in die deutschen Sitten übergegangen. Sie spielt bei allen großen Ereignissen des Lebens eine Rolle. Wird ein Kind geboren, flugs zeigt man es durch die Zeitung Freunden und entfernten Verwandten an. Findet eine Verlobung statt, so wäre es allem Anstande zuwider, keine „Verlobungsanzeige" zu erlassen. Nahet der Geburtstag eines Freundes in der Provinz, so sendet man ihm durch die Zeitung, welche er zu Hause oder in der Wirthschaft liest „Tausend Glückwünsche" zu. Man muß aber auch erwähnen, daß die Anzeige in den größten Blättern allen Vermögensverhältnissen zugänglich geblieben ist. Der Preis der Zeile variirt von zwei bis vier Silbergroschen. Diese so malerisch ausgefüllten Spalten sind ein

treuer Spiegel des täglichen Lebens. Die Neigungen und Leidenschaften, der Glanz und das Elend der Hauptstadt zeigen sich darin getreu wie in einem Spiegel. Folgende textuell reproduzirte Anzeigen mögen als Beispiel dienen:

— Ein höchst interessanter, junger Kavalier, in momentaner Verlegenheit, sucht Hülfe bei einer reichen vornehmen Dame.

— Ein junges hübsches Mädchen, welches im Geschäft ist, befindet sich gegenwärtig in drückender Geldverlegenheit und bittet einen ältern Herrn um ein Darlehn von 25 Thlr.

— Ein junger selbstständiger Kaufmann bittet eine reiche Dame unter Diskretion um ein kleines Darlehn.

— Eine sehr anständige, gebildete, junge Dame bittet einen edeldenkenden Kunstfreund um ein Darlehn von 50—100 Thlr., das in drei Monaten zurückgezahlt wird.

— Ein junger gebildeter Mann, Kaufmann, 35 Jahre alt, wünscht die Bekanntschaft eines jungen, gebildeten, bescheidenen Mädchens, um die Abende zusammen zu verbringen.

— Ein Herr erbietet sich, ein junges Mädchen von guter Figur im Alter von 16—18 Jahren auf seine Kosten unter Gewährung des Unterhaltes für die Bühne ausbilden zu lassen.

— Eine junge, alleinstehende Dame von Stande bittet einen Kavalier, ihr hochherzig mit Rath und That zur Seite zu stehen.

— Eine Wittwe, 29 Jahre alt, wünscht die Bekanntschaft eines achtbaren, nicht zu jungen Herrn, der ihr mit Rath und That zur Seite steht.

— Sollte einem gut situirten ältern Herrn daran gelegen sein, die Bekanntschaft einer Dame, anfangs Dreißiger, zu machen, um alsdann die Wohnung mit ihr zu theilen, so erbittet man Adresse.

— Eine anständige, gebildete Wittwe, guter Familie, wünscht die dauernde Bekanntschaft eines ältern reichen Herrn, dem es Vergnügen bereitet, einer alleinstehenden Dame zur Seite zu stehen.

— Eine Dame bittet einen wohlhabenden Herrn sich ihrer anzunehmen. Freudlos, verlassen und mittellos, gelingt es ihr bisher nicht, eine Existenz zu finden.

Soviel was Prostitution und Bettelei betrifft. Es sind noch andere Inserate vorhanden, die ich nicht, selbst in's Lateinische, übersetzen möchte.*) Die ärgsten erscheinen vorzugsweise in der „Tante Voß", jener alten Klatschbase, die auch nicht allzu prüde ist. Dank dieser substanziellen und täglichen Lektüre bildet die Berliner Jugend Geist und Herz schnell aus und macht sich im zarten Alter schon mit dem praktischen Leben vertraut.

Welcher Moralitätsthermometer sind für ein Volk diese Anzeigen, wo es sich ungeschminkt, ohne künstliche Zusätze, im Morgennegligé zeigt. Eine einzige Nummer der „Vossischen Zeitung" belehrt uns mehr, als ein Jahr Aufenthalt in Berlin und läßt sofort nach Ankunft den Grad moralischer und physischer Fäulniß, in welchen das so „tugendhafte" Preußen seit dem Milliardenregen gesunken ist, erkennen.**)

Manchmal sind diese Anzeigen aber auch nützlich. Ein mir befreundeter Engländer kam im vergangenen Sommer nach Berlin, wo er gänzlich unbekannt war. Als eingefleischter Musiker wollte er mit aller Gewalt ein Quartett arrangiren. Ich rieth ihm eine Anzeige zu erlassen. Drei Tage später lud er mich zu seiner ersten musikalischen Soirée ein. Mehr als zehn junge Dilettanten hatten sich gemeldet.

Der Winter kam; es fiel ihm ein einen Ball zu geben. Er lud in einer Annonce „die achtbaren Personen seiner Nachbarschaft" dazu ein. Um neun Uhr bot sein Salon den freundlichen An=

---

*) „Le Latin, dans les mots, brave l'honnêteté."
Boileau, Art poét. chant II.

**) Die Geheimmittel und die Adressen der Spezialärzte füllen meist zwei bis drei Seiten aus. Vor Ankunft in Berlin werden in den Waggons fliegende Blätter vertheilt, die nur Reklamen dieser Art enthalten.

blick junger Damen in Balltoilette, die in Begleitung von Vater, Mutter, Brüdern, Vettern und sonstigen Verwandten sich eingestellt hatten. Man war en famille erschienen. Unter den Tänzerinnen waren Frauen von Notaren, Richtern und Geheimräthen.

Die „Tribüne", welche in ihrem Feuilleton die schlüpfrigsten Romane von Feydeau veröffentlicht, das „Tagblatt", die „Montagszeitung" u. s. w. sind Polizeiorgane. Sie leben von Denunziationen, Verbrechen, Skandalen und Nachrichten aus der Demi-Monde. Auch sie hacken Priester und Franzosen zu Wurstfleisch und verstehen es, das Gericht mittelst pikanter Sauce ihrem Publikum mundgerecht zu machen. In einem sehr saftig gehaltenen Artikel verlangte das „Tagblatt" energische Maßregeln gegen die französischen Bonnen und Gouvernanten in Deutschland. Dieses Blatt bezeichnete jene Personen (meist aus der französischen Schweiz) als „Emissäre der ausgewiesenen Jesuiten, deren Thätigkeit sie bei der deutschen Jugend fortsetzten." Diese „Berliner kleine Presse", welcher man den Zunamen „Revolverpresse" beigelegt hat, ist die gefährlichste und widerwärtigste.

Hr. Wuttke, Universitätsprofessor in Leipzig, hat sie uns in einem wacker geschriebenen Buche vorgeführt. Der Inhaber eines solchen Blattes sagte einst: „Ich will offen sein, ich bin einmal die Hure von Berlin, geben Sie Geld, wenn Sie wollen, daß so und so geschrieben werde." Der Direktor eines andern Blattes antwortete einem Kaufmann: „Was wollen Sie? Ein Redaktionsbüreau ist ein Gewölbe, wo Publizität verkauft wird." *) Bei

---

*) Wie sehr Herr Wuttke Recht hat, wenn er von der Korruption der deutschen Presse spricht, beweist folgender uns persönlich betreffender kleiner Vorfall. Bekanntlich hat Herr Paul Lindau in der „Gegenwart" eine ebenso falsche als gehässige Kritik des vorliegenden Werkes veröffentlicht. Dieselbe schließt mit den Worten: „Mancher Leser könnte sich vielleicht verleiten lassen, sich das Buch, wenigstens als Kuriosum, anzuschaffen. Davor möchten wir dringlich warnen."

Nun kommt aber der Verleger desselben Blattes, das unser Werk

diesen Zeitungen ist man so weit gekommen, jedwede Mittheilung abzuweisen, welche nicht mit einer Anweisung auf Sicht begleitet ist. Herr Wuttke erwähnt Schauspieler und Künstler, welche bis zu 200 Thalern bezahlen mußten, damit man die „begonnene Geschichte“ nicht fortsetze. Endlich als im vergangenen Monat April die Parole gegen Frankreich erlassen war, rief ein Journalist, der soeben ein „Schlammbad“ im Preßbüreau genommen, in einer Bierwirthschaft aus, indem er sich zu seinen Kollegen setzte: „Was man uns heute doch wieder für dummes Zeug schreiben läßt! Aber ich scheere mich den Teufel darum, die paar Zeilen werden mit fünf Thalern bezahlt.“

Die „Volkszeitung“ vertritt die Fortschrittspartei und gehört dem Abgeordneten Duncker. Sie hatte Herrn Schultze-Delitzsch zum Chefredaktor. Früher war sie das Organ der nach dem englischen Prinzip der Trade Unions gegründeten Arbeiter-Assoziationen. Sie zählt fünf und zwanzig tausend Abonnenten. Die „Staatsbürgerzeitung“ ist von noch accentuirterem Radikalismus. Die eigentlichen sozial-demokratischen Organe sind vier an der Zahl: „Die demokratische Zeitung“, „Der neue Sozialdemokrat“, „Der Volkswille“ und „Das Fürther Wochenblatt“.

Der „Neue Sozialdemokrat“, Zentralorgan der deutschen Arbeiter, wird von den Parteiführern Hasselmann, Hasenclever und Rottcke redigirt. Hr. Hasselmann ist wie Hr. Hasenclever

---

so verunglimpft hatte, und sendet uns folgendes Circular: „Als wirksamstes Organ zur Ankündigung des in Ihrem geschätzten Verlage erschienenen Werkes: „Viktor Tissot, Reise in das Milliardenreich“, empfehle ich Ihnen „Die Gegenwart“, Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, herausgegeben von Paul Lindau, welches Blatt als eines der günstigsten Publikationsmittel für literarische Novitäten allgemein anerkannt ist, da es vorzugsweise in die gebildeten, besitzenden und also besonders auch Bücher kaufenden Kreise gelangt, wo es wochenlang in den Händen der Leser bleibt. — Auflage 6500. — Die Gebühren betragen 3 Sgr. netto baar 2c. 2c.

Ist dieß nicht modern?! (Anmerkung des Herausgebers.)

Mitglied des Reichstages. Er war es, der vor zwei Jahren die donnernden Worte ausrief: „Sie wollen den Arbeiter strafen, der seinen Kontrakt bricht, Sie thäten besser die Offiziere und jungen Söhne aus guten Familien zu bestrafen, welche von einer Stadt in die andere ziehen, um sich der Zahlung ihrer Schulden zu entziehen. Die Arbeitseinstellung ist die einzige Waffe des Arbeiters in dem von Ihnen gegen ihn begonnenen Krieg. Ja, meine Herren, hüten Sie sich uns zu weit zu treiben: Wir sind mehrere Millionen Arbeiter in Deutschland! Sie haben gesehen, wie die französischen Proletarier die Waffen gegen die Unterdrücker in Versailles ergriffen haben, diese Banditen der Ordnung, die, nach dreijähriger Rache, sich noch in Blut und Thränen wälzen. Deutschland ist bestimmt auch noch einmal der Schauplatz dieses Riesenkampfes zu werden; einst werden die Arbeiter in der Soldatenuniform, die sich um Ideen, die sie nicht theilen, todtschlagen lassen sollen, sich weigern auf ihre Brüder — die Arbeiter in der Arbeitertracht — zu schießen. An jenem Tage werden Elend und Sklaverei aufgehoben sein.“

Die „Waage“ des Herrn Guido Weiß, früheren Redaktors der „Frankfurter Zeitung“, schließt sich in reservirter und ruhiger Weise der sozialistischen Presse an. Herr Guido Weiß ist ein mit gründlichen Kenntnissen ausgestatteter Schriftsteller und wird als der erste Journalist Berlins bezeichnet. Er erinnert in vielen Beziehungen an Proudhon.

Man behauptet, die deutschen Zeitungen seien besser redigirt als die unsrigen. Das ist ein Irrthum. Ich gebe zu, daß sie mehr Korrespondenzen enthalten, sie sind universeller, aber bezüglich der eigentlichen Redaktion sind sie um Vieles geringer. Oft findet man Eingangs der ersten Berliner Journale Pariser Korrespondenzen von zwanzig bis dreißig Zeilen Länge. Man findet keine gutgeschriebenen, wie aus einem Gusse sich darstellenden Artikel. Sie sind im Allgemeinen langathmig, trocken, sie haspeln sich wie ein Faden ab und haben weder Anfang noch

Ende. Die Polemik ist nie geistreich, nur grob, und zwei deutsche polemisirende Journalisten machen immer den Eindruck raufender Packträger. Ordnung und Harmonie fehlen in der Anordnung des Stoffes; ein logisches Arrangement desselben ist gänzlich unbekannt, daher bedarf es auch großer Uebung, um in einem deutschen Journal das zu finden, was man sucht, d. h. die einigermaßen interessanten Nachrichten. Außerdem sind sie mit abgenutzten Typen auf Packpapier gedruckt.

Was den literarischen Theil anbetrifft, so besteht er aus Feuilletons, welche aus dem Englischen oder Französischen übersetzt sind. Alle Romane von Pigault Lebrun, Paul de Kock u. s. w. sind durch die Berliner Presse volksthümlich geworden und natürlich beurtheilen nun die Deutschen unsere ganze Literatur nach diesen Mustern.

Die humoristischen Blätter sind massenhaft vorhanden. Das im Auslande bekannteste ist der „Kladderadatsch". Hr. v. Bismarck hat mehr als einmal anonyme Beiträge geliefert, um sich an seinen Gegnern zu rächen. Der „Kladderadatsch" wurde im Jahre 1848, als die Zensur aufgehoben wurde, von mehreren Berliner, schlesischen und jüdischen Literaten gegründet. In seinem interessanten Buche über die deutschen Zeitungen erzählt Herr Wuttke, daß es der Name des Blattes war, der jenen Leuten das meiste Kopfzerbrechen machte. Sie waren eines Abends mit mehreren Freunden damit beschäftigt, danach zu suchen und setzten einen Preis aus für den, der zuerst den komischsten Namen finden würde. „Heureka! ich hab's!" rief plötzlich der Eine, der früher in Leipzig studirt hatte, und mit der Zunge den Lärm eines herabfallenden Haufens Teller nachahmend, sprach er das sonderbare Wort: „Kladderadatsch" aus. Es wurde enthusiastisch aufgenommen. Es war der bezeichnende Spitzname einer polternden, flatterhaften Hetäre, welche stets wie eine Windsbraut daher kam und nie verfehlte, etwas zu zertrümmern. Die „Kladderadatsch" lieh später einem Freudenhause in Leipzig

ihren Namen, wie sie ihn bereits dem Berliner Blatt überlassen hatte.

Während zwanzig Jahren diente Napoleon III. dem „Kladderadatsch" als Hauptzielscheibe seines Witzes. Seine Zeichner haben die Karrikatur des Mannes vom 2. Dezember und von Sedan verewigt. Nach dem Vater ist nun die Reihe an den Sohn gekommen. Der junge Student von Woolwich erscheint im „Kladderadatsch" nur unter dem Namen „Lulu". Napoleon wurde während seiner ganzen Regierung nie anders als mit dem Pronomen „Er" bezeichnet. „Immer Er, überall Er!"

Dieses Blatt, „welches täglich mit Ausnahme der Wochentage erscheint", hat als Chefredakteur einen ehemaligen Professor der Theologie, Hrn. Dohm. Löwenstein hat die beiden typischen Figuren „Strudelwitz und Prudelwitz" erdacht: der erste ein Berliner Gardeoffizier, der andere ein pommer'scher Gutsbesitzer. Diese Beiden tauschen wöchentlich brieflich ihre Gedanken über die deutsche Politik aus. Kalisch, der geistreichste Berliner, ersann „Müller und Schulze", zwei Bürger, welche in gemüthlichem Berliner-Dialekt über die Menschen und Fragen der Gegenwart ihre Ansichten abgeben.

Außerdem sind noch die „Wespen", der „Ulk", der „Figaro" u. s. w. Der Papst, die Mönche und Nonnen, die Klerikalen, der Marschall Mac Mahon liefern in der Regel den Stoff zu den Karrikaturen. Pius IX. wird immer in unwürdigster Weise dargestellt. Bald sieht man den Marschall Mac Mahon mit einem Vorhängeschloß am Munde die Ehrenbezeugungen des Hrn. Buffet entgegennehmen, bald mit einem großen Säbel, auf welchem „Revanche" zu lesen, über das Straßenpflaster rasseln. Als im vorigen Jahre die Königin-Mutter von Bayern zur katholischen Kirche übertrat, haben die Witzblätter die Königin mit aufgelöstem Haar sich in die Arme eines Jesuiten werfend dargestellt.

Berlin besitzt eine große Zahl von politischen, literarischen, artistischen, kommerziellen u. s. w. Revuen. Jüngst hat man

versucht, eine Zeitschrift in der Art der «Revue des deux Mondes» zu gründen; Format, Umschlag, Alles ist gewissenhaft nachgeahmt worden. Die ersten Lieferungen waren ziemlich gut, sie brachten Novellen von Auerbach, Paul Heyse, Frau v. Hillern, der gegenwärtig gelesensten Romanschriftstellerin. Die letzten Lieferungen jedoch lassen nach und halten sich nicht mehr auf der Höhe ihrer Vorgängerinnen.

Herr Paul Lindau, welcher lange in Paris gelebt hat und in Deutschland das travestirte Theater von Alexander Dumas eingeführt hat, ist mit seiner Wochenschrift: „Die Gegenwart", deren philosophische Ansprüche lächerlich sind, ebensowenig glücklich.*)

In Folge der schnellen Kommunikationsmittel ist es drei oder vier Provinzialzeitungen gelungen, sich den ersten Berliner Zeitungen an die Seite zu stellen. Es sind das die „Kölnische Zeitung", die „Schlesische Zeitung", die „Magdeburgische Zeitung" und die „Weser-Zeitung", sämmtlich halb-offiziös.

Die im Jahre 1813 gegründete „Kölnische Zeitung" spielte während des Befreiungskrieges eine wichtige Rolle, indem sie zuerst die patriotischen Gesänge Körner's und Arndt's veröffentlichte und sie unter die Massen brachte. Vor dem 1870er Kriege pflegte die „Kölnische Zeitung" sehr intime Beziehungen mit der französischen Regierung. Sie hat mehr als einmal die Reden des Kaisers veröffentlicht, noch ehe sie gehalten worden waren. Die „Agence Havas" war angewiesen worden, ihre „Nachrichten aus Deutschland" nur diesem zahmen Blatte**), das der Reihe nach und mit gleicher Wärme Napoleon, Cavour und Garibaldi zu besingen verstand, zu entnehmen.

Die übrigen deutschen Zeitungen waren alle dem Kaiserthum

---

*) Um Näheres über diesen Literaten des neuen Kaiserreiches wende man sich an dessen erste Frau, die, dem Elende nahe, in traurigen Verhältnissen in Düsseldorf lebt.

**) Siehe „die deutschen Zeitschriften" von Wuttke. Leipzig 1875.

feindlich gesinnt und seit 1866 verging kein Tag, an welchem sie nicht Artikel nach folgendem Muster publizirt hätten. „In Frankreich existirt ein Mensch Namens Ludwig, dessen Geschäfte schlecht stehen. Um diese Schwierigkeiten abzulenken, wartet er nur den geeigneten Moment ab, um über den Rhein herzufallen; aber wir haben hier einen König Namens Wilhelm, der den Ludwig seiner Wege zu weisen verstehen wird."

Diesen Zeitungen aber war die französische Grenze gesperrt. Solch ununterbrochene Hetzereien der Presse regten die Gemüther auf, bereiteten sie auf den Krieg vor und waren recht geeignet, uns die Augen über das, was die Zukunft uns bringen sollte, zu öffnen. In dieser Weise sind wir vier Jahre hindurch in eine trügerische Sicherheit eingewiegt worden, während der Feind, schon bewaffnet, uns zum Kampfe herausforderte und jenen internationalen Haß, den wir auf immer in den Ebenen bei Jena und Leipzig begraben wähnten, aus seiner fünfzigjährigen Ruhe aufrüttelte.

## XIX.

## Elend und Verbrechen.

Ich kenne nur London, wo das Elend so schrecklich ist: es überzieht die ganze Stadt wie ein fürchterliches Geschwür. Wäre es noch das christliche, bescheidene, ergebene Elend, das seiner eigenen Schande sich schämt, aber nein, es ist das heidnische, cynische Elend, das alles Schamgefühl von sich wirft, das frech und lärmend wie eine halbtrunkene Dirne auftritt. Es bemächtigt sich der schönsten Straßen, beherrscht die breitesten Trottoirs, es betritt die Verkehrswege wie ein erobertes Land, und die Löcher in seinen Lumpen scheinen Spott und Schmähung auf die neuen Röcke und seidenen Roben, die ihm begegnen, zu speien. Ueberall begegnet man ihm in der unschicklichen Stellung jenes Ganymedes im Dresdner Museum, der das, was er lieber verbergen sollte, offen zur Schau trägt.

Man muß es im Thiergarten, jenem weitläufigen Park, der gleichzeitig Champs=Elysées und Forêt de Bondy vorstellt, sehen; dort breitet es sich im Sonnenschein mit bestialischer Schamlosigkeit aus. Der Fremde, der, seinem Reisehandbuch trauend, diese herrlichen Alleen betritt, kehrt bald erschrocken und angeekelt um.

Der Thiergarten — der seinen Namen mit Recht führt — ist im Sommer das Karavanserai aller Vagabunden männlichen

und weiblichen Geschlechts des Reiches, welche Liederlichkeit und Diebsgelüste in die Milliardenhauptstadt locken. Die arbeitslosen Arbeiter, die Dirnen ohne Kundschaft, Gauner im „Geldmangel“, Alle wohnen im Gasthause bei „Mutter Grün“.

Zwar gibt es noch andere Gegenden, wie die Hasenhaide, die Jungfernhaide, aber das beliebteste Quartier dieser Zigeuner des Lasters und Elends ist der Thiergarten mit seinen tausend kleinen Pfaden, die ihn zu einem wahren Labyrinth machen, und seinem dichten Gehölz, das um so sicherere Zuflucht bietet, als dort die Razzia's schwieriger sind.

Es bedarf einer bedeutenden Machtentfaltung, um diesen Wald zu umstellen, der sich bis Charlottenburg ausdehnt und an die Spandauer Haide und die einsamen Inseln der Havel lehnt. Darum schreitet die Polizei nur dann ein, wenn sie eines guten Fanges sicher ist, wenn es einen Mörder oder entwichenen Zuchthaussträfling zu fangen gilt.

Die Expedition bricht um elf Uhr auf und vertheilt sich in kleine Abtheilungen von 50 bis 100 Mann. Gensdarmen und Schutzmänner, zu Fuß und zu Pferd, ziehen, um nicht Aufsehen zu erregen, durch verschiedene Thore zur Stadt hinaus und finden sich am Platze ihres beabsichtigten Unternehmens wieder zusammen.

Die Gensdarmen, mit dem Revolver in der Faust, dringen zuerst in den Wald, durchstöbern das Gebüsch, durchsuchen das Dickicht, sondiren die Baumstämme und kriechen in die Höhlen. In dem Maße, als sie vorgehen, zieht sich der von Schutzmännern gebildete Kreis zusammen, so daß das menschliche Wild, ins Innere gedrängt, wie in einem Netze gefangen wird.

Da gibt es manchmal wahre Indianerkämpfe. Merken die jungen Vagabunden, daß sie verfolgt werden, so springen sie in die Havel, um sich durch Schwimmen zu retten, oder klettern in die höchsten Wipfel, von wo man sie nur mit Mühe herunterholen kann.

Von 500 gefangenen Individuen werden gewöhnlich Tags darauf 200 wieder entlassen. Es sind Obdachlose, die aber bis dahin sich noch keines Vergehens schuldig gemacht haben. Seitdem die Niederlassungsfreiheit allen Reichsunterthanen gewährleistet ist, hat Berlin eine wahre Invasion von heruntergekommenen Subjekten, Industrierittern, Bettlern, Taugenichtsen und Vagabunden erleben müssen. Es ist, in anderer Form, die Heuschreckenplage — die große Armee der Schmarotzer.

Diese vagabundirenden Stämme kampirten im Jahre 1872 auf der Schlächterwiese und dem Cottbuser Damm. Mit dem Aufheben dieser Hütten- und Barackendörfer hat Herr Polizeipräsident v. Madai geglaubt, auch das Elend aufgehoben zu haben, er hat jedoch nur das Verbrechen vermehrt. Die früheren Bewohner von Barackia und der Schlächterwiese irren gegenwärtig in fast wildem Zustande am Rande des Thiergartens umher und machen die Wege unsicher. Die Berliner sind, wenn sie bei sinkender Nacht in die Stadt zurückkehren, häufig Raubanfällen ausgesetzt. Auch junge Mädchen sind entführt worden, von welchen einige mehrere Tage in der Gefangenschaft dieser Waldmenschen geblieben sind.

Die Kinder dieser fahrenden Familien werden auf geschickte Weise zum Diebstahl dressirt. Wie Jagdhunde, die Morgens losgelassen werden, müssen sie Abends in die Schlupfwinkel mit Beute zurückkehren — um zu essen zu bekommen und nicht geprügelt zu werden. Man frage die kleinen, ungekämmten Mädchen, welche barfuß und in Lumpen gehüllt in den Straßen von Berlin Blumensträuße feil bieten, oder jene kleinen Knaben, die in Zündholzschachteln die Adressen „liebenswürdiger, schöner Damen" verkaufen, wo ihre Eltern wohnen und sie werden verschmitzt lächelnd antworten: „Bei Mutter Grün!" was ebensoviel heißt, als: unter freiem Himmel! Man hüte aber seine Taschen, denn sie sind im Eskamotiren der Taschentücher geschickter als Robert Houdin.

— Glaubst du an Gott? fragte vor einigen Monaten ein Richter in Berlin einen solchen jungen Vagabunden, der einen verspäteten Passanten erschlagen hatte und deßhalb im Thiergarten verhaftet worden war.

— Nein, Herr Präsident, antwortete er mit Ironie, ich glaube nicht solch dummes Zeug.

Es hat unter diesen gefährlichen Thiergartenbewohnern solche, deren Namen bekannter als jene der Dichter der neuen Aera sind. Die Presse macht ihnen durch Erwähnung ihrer Heldenthaten einen schnellen Ruf. Der Name des „Gewalts-Wilhelm“ ist gegenwärtig im Munde aller Berliner. Man fragt sich, ob dieser Romanbandit nicht etwa selbst, in einen Zehnthalerschein gewickelt, die interessanten Notizen einsendet, welche in den kleinen Zeitungen neben den Finanzreklamen des Herrn Strousberg und den Nachrichten über die Gesundheit des Herrn v. Bismarck stehen.

Während der schönen Jahreszeit ist das unentgeltliche Gasthaus der „Mutter Grün“ jedenfalls poetischer als ein feuchter Keller oder ein allen Winden ausgesetzter Bodenverschlag. Auf dem Moose gebettet, im Schatten einer Tanne, deren Wipfel der Mond versilbert, befindet man sich in warmen Sommernächten wohler als in einem guten Bett. Aber zur Winterszeit! In Berlin, inmitten unermeßlicher Schneefelder, ist der Winter ein unerbittlich strenger Tyrann.

Dann beginnt vor den Arbeits- und Zufluchtshäusern jene lange Prozession des Elends und Verbrechens, jenes scheußliche Defilé von Hungerleidern, Taugenichtsen, Pseudoblinden und Pseudolahmen, Besoffenen und Prostituirten.

Der Thiergarten entleert sich wie eine Kloake, und ergießt sich, die Stadt mit seinem Auswurf füllend, in die Arbeits- und Zufluchtshäuser.

Das Arbeitshaus ist das älteste städtische Zufluchtshaus Berlins. Das Volk bezeichnet es unter dem Namen „Ochsenkopf“. Dieses alte und umfangreiche Gebäude am Alexander-

platze hat länger als ein halbes Jahrhundert gleichzeitig als Armen- und Polizeidepot, als Gefängniß für die Dirnen, als Irrenhaus und als Gefängniß für jugendliche Verbrecher gedient.

„Weder in London, noch in Paris, Wien, Madrid und selbst in der wilden Walachei, sagt Herr Rasch, der Berlin vor fünf oder sechs Jahren besuchte, habe ich etwas Abscheulicheres, Schmutzigeres, Ekelhafteres gefunden; alles Elend, alle Verworfenheit, alle Fäulniß der Hauptstadt ist dort aufgehäuft. Auf einem kleinen Hofe zittern vor Frost Freudenmädchen, von Gensdarmen bewacht; auf einem andern Hofe ladet ein Mann einen Sarg aus Tannenholz auf die Schulter und trägt ihn wie ein Gepäckstück fort; auf einem dritten Hofe drehen aneinander gefesselte Sträflinge einen Mühlstein. Ein Pfahl ist ebenfalls vorhanden, an welchen man verheirathete Frauen, welche sich schlecht aufführen oder ihren Mann geschlagen, bindet, um sie zu peitschen. Am Eingange des Zufluchtssaales schleppen sich abgelebte Greise, ausgehungerte Weiber, welche eine letzte Zufluchtsstätte, einen Winkel suchen, um ihr Haupt hinzulegen und zu sterben.

„Männer, Weiber, Säuglinge, Jünglinge, Greise, alle Geschlechter und Alter sind im selben Ungeziefer, im selben Durcheinander zusammengesperrt. Es ist ein Gewühl von Thieren mit Menschengesichtern, aus welchem Klagen, Gestöhn, Flüche, Drohungen und Zoten das Ohr treffen. Und wie einen höllischen Chor hört man die ganze Nacht hindurch das Geschrei der Verrückten, das Geheul der Irren, welche gegen ihre Zellenthür anstürmen. Man könnte dabei selbst verrückt werden."

Im Jahre 1862 wurden die Klagen in der Presse so dringend, daß man die Irrsinnigen anderswo hinbrachte und die Männer und Weiber von einander trennte. Das ist Alles, was zu erlangen war.

Die Beschreibung so vielen Elends erweichte wohlthätige Seelen; es entstand sofort ein Comité zur Gründung von zwei Zufluchtshäusern, welche ihres Namens und der christlichen Barm-

herzigkeit würdig sein sollten. Die Königin Augusta interessirte sich persönlich für dieses Werk und zwei Jahre später wurde das erste dieser Zufluchtshäuser, für Frauen, in der Füsilierstraße Nr. 3, das andere, für Männer, in der Büschingstraße Nr. 4 eröffnet.

Ich wünschte schon seit Langem diese zwei Anstalten zu besuchen, aber ich wartete die Gelegenheit ab, um diesen Besuch mit einer polizeilichen Razzia gegen die Verbrecherwelt zu vereinigen.

Ein junger österreichischer Diplomat, den ich für mein Unternehmen gewonnen, hatte mir seine Hülfe zugesagt.

Eines Morgens fand ich folgendes Billet in dem Briefkasten, der die Thür eines jeden Berliner Miethers ziert:

„Heute Abend kann die Sache vor sich gehen. Der Kommissär meines Reviers nimmt uns mit sich. Er wohnt dienstlich der sozialdemokratischen Versammlung, die um sieben Uhr in der Sophienstraße Nr. 15 stattfindet, bei. Er hofft um neun Uhr frei zu sein und wird uns zu den Zufluchtshäusern begleiten. Sie werden mich punkt sieben Uhr vor genanntem Hause finden. Einfache Toilette unerläßlich; Filzhut; keine Uhr; ein Knotenstock.“

Um sechs Uhr zog ich einen alten Ueberrock und alte Schuhe an, und mit einem breitkrämpigen Hute auf dem Kopfe und einem Knotenstock bewaffnet, begab ich mich zum Rendez-vous.

Mein Freund erwartete mich am Hause in ungefähr ähnlichem Aufzuge. Wir traten ohne Aufsehen zu erregen ein. Der sehr hohe, mit Tribünen versehene Saal war bis unter die Decke voll. Viele verbissene vom Elend verdüsterte Gesichter, doch auch hie und da einige Gesichter mit feiner, weißer Haut, die auf Handlungskommis und Bureauangestellte schließen ließen. Die, welche einen Tisch hatten erreichen können, tranken stillschweigend. Weniger Beleuchtung und einige Bärte mehr hätten das schönste Bild einer Verschwörerversammlung abgegeben.

In dem Augenblicke, als Herr Hasselmann, Reichstags-

abgeordneter und einer der Führer des deutschen Sozialismus, die Tribüne bestieg, um die Sitzung zu eröffnen, kletterte ein junger Mensch auf einen Stuhl und fragte die Versammlung an, ob sie einverstanden sei, zwei Quästoren mit einem Teller bei der Thür aufzustellen, damit „das Komite auf seine Kosten komme“. Es wurde kein Einwand erhoben.

Herr Hasselmann ergriff alsbald das Wort. Der Chef-redaktor des „Neuen Sozialdemokraten“ ist klein und untersetzt, die Farbe seiner politischen Ansichten spricht sich selbst in seinem brennendrothen Barte aus. Er trug einen schwarzen Ueberrock und eine weiße Weste, eine Tracht, welche hinter uns murmelnden Brüdern in Blousen nicht allzu orthodox zu sein schien.

Hr. Hasselmann rührte die ganze alte Rüstkammer des Sozialismus auf: er sprach natürlich vom unvermeidlichen „Schweiß des Volkes“, vom „schändlichen Kapital“, vom „Weibe, das nur noch ein Handelsartikel sei.“

„Im sozialdemokratischen Staate, sagte er, wird die Ehe abgeschafft und das Weib seiner natürlichen Bestimmung zurückgegeben werden. Die Religion, die Familie, im heutigen Sinne des Worts, sind unmöglich geworden; das Weib muß aller Fesseln entledigt werden.“

Doch kommt die so sehr erleichterte Scheidung in Preußen dem seiner Pflicht oder seiner Aufopferung müden Weibe sehr zu Statten. „Die Ehe, so wie es jetzt bei uns zugeht, sagt die „Germania“, steht unter der heidnischen Ehe, welche die dauernde Vereinigung festsetzte. Man verbindet sich und trennt sich, je nach Belieben, Bedürfniß, Laune. Es gehört sogar zum guten Ton, daß ein Edelmann, der einen Badeort besucht, im Hotel vier oder fünf Frauen vorfindet, die seine Gattinnen waren und mit welchen er Abends am Whisttisch spielt. Die Kinder kennen weder Vater noch Mutter. Die in Folge vernachlässigter Erziehung ungerathenen jungen Leute werden nach Amerika spedirt, wo sie umkommen oder vollends verderben. Die ganze Gesellschaft ist

auf den Kopf gestellt, es gibt weder Herr noch Diener, weder Treue, noch Liebe, noch Gehorsam. Es gibt nur noch Arbeitgeber und Arbeitnehmer. In zwei Lager getheilt, sehen Diese Jene als Feinde an. Die Regierungen selbst haben den Begriff von Recht und Unrecht verloren und wir sehen die Korruption Fürsten und ihre Minister ergreifen. Die Künste sind in vollem Verfall und das Theater ist eine Schule der Immoralität geworden. Die beliebtesten Lektüren sind jene, welche alle Religion verachten lehren und den Ehebruch zur Tugend erheben. Unsere Professoren lehren die Jugend, sich für Halbgötter anzusehen. Daher wiederholen wir: „Unsere Civilisation ist Barbarei!"

Hätte Herr Hasselmann von diesem nach der Natur aufgenommenen Bilde Kenntniß gehabt, so hätte er vielleicht weniger über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft in Deutschland gejammert.

Alsdann besteigt unter ungeheurem Beifall Herr Hasenclever die Tribüne. Er beginnt mit der Erklärung, daß ihrer aller Meister, Lassalle, der größte jüdische Bürger sei, der je auf Erden gewesen, seit Jesus-Christus, dem ehelichen Sohn Marien's und Joseph's. Er entwickelt die Theorie des Volksstaates, d. h. der Kommune, in welchem Moralität das Laster ersetzen, das Elend und der Haß zwischen den verschiedenen Klassen verschwinden soll. Er ereifert sich, und, berauscht von seinen eigenen Worten, kommt er endlich dazu, Spione im Saale zu wittern. „Doch sie mögen wissen, daß wir sie nicht fürchten, ruft er aus, indem er auf jüngst stattgefundene Haussuchungen anspielt, die Spürhunde des Herrn von Madai haben nirgends Petroleum als in den Lampen entdeckt."

Lärmende Heiterkeit bemächtigt sich der Zuhörer, aber schnell schlägt das Gelächter in Zornesausbrüche um. Ein Polizeikommissär zerrt Herrn Hasenclever an den Rockschößen und zwingt ihn, die Tribüne zu verlassen, von welcher aus er die Versammlung für aufgelöst erklärt. Geheul und Drohungen nehmen zu,

aber die Kommissäre, welche den Zugang zur Tribüne bewachen, verhalten sich ruhig und als die Schreier zur Ueberzeugung gelangen, daß ihr Protest wirkungslos bleibt, verlassen sie schließlich den Saal.

Wir gehen hinaus und finden den Inspektor, der uns erwartet.

— Es ist mir unmöglich, Sie zu den Zufluchtshäusern zu begleiten, sagt er, denn vielleicht gibt es hier Krawall.

Er zeigte uns die Gruppen, welche sich auf der Straße bildeten.

— Aber, fuhr er fort, indem er sein Notizbuch herauszog, hier ist meine Karte und ein empfehlendes Wort: gehen Sie nur ruhig hin. Nehmen Sie eine Droschke und wir treffen uns um zehn Uhr in der Konditorei an der Ecke der Neuen Friedrichsstraße nahe beim Rathhause wieder.

Am Monbijouplatze stießen wir auf eine Droschke.

— Füsilirstraße, sagte ich dem Kutscher, doch halten Sie, ehe Sie um die Ecke biegen.

Er betrachtete uns mit eigenthümlicher Miene und nach kurzem Zaudern gab er seinem Gaule einen kräftigen Peitschenhieb.

Die Nacht war hereingebrochen. Einige schwache Gasflammen, die in bedeutender Entfernung von einander standen, leuchteten traurig in der langen Gasse, die wir befuhren. Wenn die Räder an den Häusern streiften, sah man in den Kellern, in denen Schnaps verkauft wird, Männer und Frauen Branntwein aus großen Gläsern trinken.

Ein wenig weiter begegneten wir einigen Trunkenbolden, welche zu schimpfen begannen. „Ein Fuhrwerk! Ein Wagen hier! He, wollt Ihr das Volk verhöhnen?“ rief uns Einer mit geballter Faust zu. Bei Tage hätte man uns wahrscheinlich Steine nachgeworfen. Die Söhne des Kronprinzen hatten sich eines Sonntags in dieses Viertel, ohne erkannt zu werden, gewagt und retteten sich nur durch die Schnelligkeit ihrer Pferde. Die Frauen

warfen von den Fenstern Glasscherben und Nachtgeschirre auf sie herab.

Ein frischer Luftzug traf plötzlich unser Gesicht; das Pferd ging im Schritt; wir fuhren auf einer altersschwachen Holzbrücke über die Spree.

— Wie muß die Seine, seufzte mein Begleiter, um diese Stunde schön sein mit ihren Girandolen von Gasflammen, die sich wie Sterne im Wasser spiegeln!

Der Wagen rollte wiederum durch dunkle kleine, schlecht gepflasterte Straßen, wo angstvolles, nur vom Trabe unseres Pferdes und heiserem Geschrei von Trunkenbolden, die ihre Kellerwohnungen tastend aufsuchten, unterbrochenes Schweigen herrschte. Von Zeit zu Zeit geriethen die Räder in tiefe Radspuren und spritzten das angesammelte Wasser auseinander.

Die Fahrt währte etwa eine halbe Stunde. Der Kutscher hielt wie angegeben an der Ecke der Füsilierstraße. Wir schrieben recht auffallend seine Nummer in unser Notizbuch und gaben ihm ein doppeltes Trinkgeld, um ihm das Warten zu versüßen.

Die Füsilierstraße ist ein wenig besser beleuchtet als die andern bevölkerten Straßen, die wir soeben zurückgelegt hatten. Eine große dunkle Masse mit einigen erleuchteten Stellen stand etwa fünfzig Schritte entfernt vor uns: es war das Zufluchtshaus für Frauen.

Ungefähr vierzig unglückliche Geschöpfe drängten sich zur Thür, die einen mit einem halbtodten Säugling im Arm und blassen, kränklichen, sich an ihren Kleidern haltenden Kindern; die andern trugen Kleidungsstücke in ein Taschentuch geknüpft — Alles, was ihnen der Exekutor gelassen hatte. Einige junge Mädchen in fadenscheinige Umschlagtücher gehüllt, sahen wie arme Schwalben aus, die das Unwetter dorthin verschlagen. Krächzendes Husten tönte aus diesen dunkeln Gruppen heraus, welche, ungeduldig das Pflaster mit ihren zerrissenen Schuhen stampfend, das Oeffnen der Thür erwarteten.

Als die fünf vorgeschriebenen Minuten verstrichen waren, vernahm man den Druck einer Feder: ein Lichtstrahl fiel auf die Straße und die hungrige, frierende Heerde trat ein.

Wir bildeten den Schluß. Der Hausvater (Vorsteher der Anstalt) näherte sich uns sofort, ohne jedoch seine lange Pfeife fahren zu lassen und seine ehrwürdige Sammetkappe zu lüften: unsere Toilette schien ihm nur mäßiges Vertrauen einzuflößen.

„Wen suchen Sie?“ fragte er trocken. Mein Gefährte überreichte ihm die Karte des Inspektors. Er las sie, verzog lächelnd den Mund bis an die Ohren und verbeugte sich so tief, als sein dicker Wanst es zuließ. „Stellen Sie sich gefälligst auf die Treppe, sagte er, dort werden Sie den Zug vorbeikommen sehen.“

Er zog sich in eine Art von Loge zurück, setzte sich vor ein großes Buch und begann die Angekommenen einzuschreiben. Er befragte sie über ihr Alter, ihren Heimathort und ihren Beruf; jede andere Frage ist durch das Reglement streng untersagt. Die Frau des Hausvaters nahm während dieser Zeit schnell die Gesichter und Hände in Augenschein und wies sie, je nach dem Grade von Reinlichkeit, in's Badezimmer oder einfach in's Waschzimmer. Beim Heraustreten reichte man den „Schlafgängerinnen“ einen Napf dampfender Suppe und schickte die älteren in den ersten, die jüngeren in den zweiten Stock.

Es bestehen dort vier im Sommer gut gelüftete, im Winter gut geheizte Schlafsääle von untadelhafter Reinlichkeit. Die eisernen Bettstellen sind sehr niedrig, ein Geflecht, über welches eine Decke gelegt wird, dient als Matratze. Unter jedem Bett steht ein Paar Pantoffeln. An den Tischen, welche in der Mitte des durch Petroleumlampen erleuchteten Saales stehen, lesen junge Mädchen (das Haus besitzt eine Bibliothek), flicken Frauen ihre zerfetzten Kleider, und alte mit dem Kopfe wackelnde Weiber sprechen von vergangenen Zeiten, die weniger hart für die arme Menschheit waren. Nicht alle diese Gesichter tragen den Stempel des Elends

oder des Lasters. Auf ihrem Bette liegend, schlummern kleine, sechsjährige Mädchen mit ruhigen, lächelnden, glücklichen Mienen. Sie träumen.

— Eines Abends, erzählte uns der uns begleitende Hausvater, kam eine Mutter und verlangte Obdach für sich und ihr sterbendes Kind. Meine Frau gab dem Kinde eine Puppe — es war das erste Spielzeug, das es je gesehen! Welche Freude! Sie hätten es sehen und hören sollen! Es sprach die ganze Nacht hindurch zur „schönen Puppe“, es liebkoste und küßte sie. Es starb am Morgen die Puppe noch im Arm und leise murmelnd: „Mein liebes Püppchen.“

Beim Heruntergehen besuchten wir das Krankenzimmer, wo vorzügliche Federbetten aufgeschlagen sind. Man zeigte uns auch eine Zelle mit gepolsterten Wänden, in welche Frauen, die von Irrsinn befallen, gesperrt werden. Eine Hebamme und ein Arzt sind speziell dem Hause beigegeben.

Als wir das Haus verlassen wollten, klingelte es. Der Hausvater öffnete und ein junges Mädchen trat ein. Es war hübsch, hatte schwarze Haare und Augen, blassen Teint, der Mund war etwas groß und sinnlich — der wahre Typus einer Berlinerin, die slavisches Blut in den Adern hat. An der sauberen Kleidung, dem prätenziösen Chignon, konnte man die Putzmacherin erkennen. Verlegen erröthend fragte es, ob ein anderes junges Mädchen seines Alters nicht in das Zufluchtshaus gekommen sei. „Es ist eine meiner Freundinnen und ich muß sie noch heute Abend sprechen.“ „Seit einer Stunde ist etwa ein halbes Dutzend junger Mädchen gekommen, mein Kind, antwortete der Hausvater. Ich weiß nicht, ob Ihre Freundin dabei ist, ich habe kein Recht, sie auszufragen. Gehen Sie hinauf und sehen Sie selbst nach.“

— Das ist ein anständiges Mädchen, bemerkte der Hausvater, sich zu uns wendend, aber wie lange wird es wohl noch anständig bleiben? Sehen Sie, sie kommen Alle zu Fall. Ich wette mit Ihnen, daß Sie keine Berlinerin finden, die einem

Stück Gänsebraten widerstände. Warum hat unser Herrgott auch die Gänse geschaffen? War es an dem Apfel nicht genug? .... Wäre Gretchen eine Jungfrau aus der Wilhelmsstraße gewesen, so hätte sich Faust als Koch verkleidet und statt eines Geschmeides hätte er ihr eine gebratene Gänsekeule angeboten. Es ist eben unser Nationalbraten.

Zwei Minuten darauf kam das junge Mädchen, verlegener als zuvor, zurück.

— Ich habe meine Freundin nicht gefunden, stammelte sie. Erlauben Sie, daß ich sie erwarte?

— Sehr gern. Da Sie sie heute Abend noch sprechen müssen, rathe ich Ihnen, lieber die Nacht hier zu bleiben.

Ein Freudenstrahl erglänzte in ihren Augen. Sie schwang sich leicht wie ein Vogel wieder die Stufen hinauf.

— Haben Sie bemerkt, wie schlau die Kleine ist? fragte uns der Hausvater. Sie hat kein Obdach und schämt sich, eines hier zu verlangen.

Dann wandte er sich gegen die Küche und rief seiner Frau mit seinem Brummbaß zu: „Mutter, eine Suppe für den neuen Ankömmling!“

— Solche Fälle sind häufig, fuhr der Hausvater fort, indem er uns an die Thür begleitete. Die jungen Mädchen, die hier ein Obdach suchen, sind nicht immer ohne Hülfsmittel und Arbeit. Sie werden dort oben einige bemerkt haben, die nicht gar so elend aussehen. Es sind Arbeiterinnen, Nähterinnen, die, Abends heimkehrend, kein Unterkommen mehr finden. Die Familie, bei der sie ein Bett, eine „Schlafstelle“ gemiethet hatten, ist im Laufe des Tages durch den Hauseigenthümer exmittirt worden. Noch am vergangenen Montag kam ein junges, sechszehnjähriges Mädchen an die Thür. Sie erzählte mir weinend, ohne daß ich sie darum fragte, daß die alte Dame, bei der sie in Stelle war, während ihrer Abwesenheit mit Sack und Pack verschwunden sei. Landmädchen, welche in die Hauptstadt kommen,

um Dienst zu suchen, und Abends bei sinkender Nacht noch keine Stelle gefunden haben, sind glücklich, ein sicheres Unterkommen bis zum nächsten Morgen bei uns erbitten zu können. Sie haben die Anschlagzettel auf den Berliner Bahnhöfen gelesen? Wie oft kommen arme Frauenzimmer, die den Zug versäumt haben, ein Unterkommen in der Anstalt zu finden! Man bringt uns auch aufgefundene Kinder. Gestern brachte uns ein im Stadtviertel wohnender Kaufmann deren vier, welche er an seiner Gartenmauer schlafen gefunden hatte..... Im Jahre 1871, bei der großen Wohnungsnoth, haben wir 254 von ihren Eltern verlassene Kinder aufgenommen. Im Jahre 1872 gehörten 362 von uns in's Waisenhaus geschickte Kinder strikenden Arbeitern an.

„Laut Register haben wir seit vierzehn Tagen etwa 1558 Personen, worunter 699 Frauen, 507 junge Mädchen, 258 Kinder und 94 Säuglinge, Obdach gewährt. Ein und dieselbe Person wird nur zweimal im Laufe eines Monats in's Zufluchtshaus aufgenommen. Für viele Unglückliche ist es ein Fest, hier aufgenommen zu werden. Der Ochsenkopf ist für Jedermann offen, die Vagabunden werden dort aber oft abgefaßt — bei uns hingegen hat die Polizei keinen Zutritt — und alle Frauenzimmer, anständig oder nicht, werden dort am nächsten Morgen einer ärztlichen Untersuchung unterzogen. Sie haben wohl noch nicht das Arbeitshaus besucht?

„In einem niedrigen, schmutzigen, schlechterleuchteten Saale auf nebeneinanderstehenden Holzbänken, schlafen zerlumpte, zerzauste, meist betrunkene Weiber.

„In der Mitte befindet sich eine Art Katheder für die Aufseherin. Macht eine Schläferin Lärm, so wird sie in ein grubenähnliches, dunkles Loch gesteckt. Gitter an Fenstern und Thüren, das Gefängniß ist noch schön daneben."

Eine Glocke ertönte.

— Entschuldigen Sie, sagte der Hausvater, es ist das Signal

zum Lampenlöschen. Und diesmal seine Sammetkappe mit zufriedenem Lächeln ziehend, machte er uns eine tiefe Reverenz.

Unser Kutscher, den die Aussicht auf ein zweites Trinkgeld lockte, hatte uns erwartet. Nach zehn Minuten stiegen wir wieder aus und gingen zu Fuß die Büschingstraße entlang, an deren Ende das Zufluchtshaus für Männer liegt. Es ist nach demselben Muster wie das der Füsilierstraße erbaut und demselben Reglement unterstellt.

Neben dem Elend in Lumpen begegnet man dort zuweilen dem Elend im Frack und dieses ist das herzzerreißendste.

— Sie bemerken wohl jenen Mann, sagte uns der Hausvater, indem er auf einen gierig seine Suppe verzehrenden Greis in dem äußersten Winkel des Saales wies: er ist siebenzig Jahre alt und besaß einen der schönen Läden in der Friedrichsstraße. Er war reich, er fallirte .... Dort sitzt er!

Unter den Decken schauten Galgengesichter, mit langem, ungepflegtem Haar, buschigen Augenbrauen, mit bösem Blick und einem Zuge von Grausamkeit um den Mund hervor.

— Jene dort, murmelte der Hausvater, würden uns schwerlich erzählen, was sie den Tag über getrieben.

Wir suchen aus dem Ausdruck ihres Gesichtes das Fazit ihres Gewissens zu errathen, aber Allen ist derselbe Stempel bestialischer Fühllosigkeit aufgeprägt. Der mit Menschenfleisch gesättigte Tiger ist noch das beste Bild dieser wilden Gleichgültigkeit, und man zweifelt, daß in einer solchen widerlich behaarten Brust noch ein menschliches Herz wohnen könne.

Man behauptet, daß der Grundzug der niederen Klassen überall derselbe sei; ich habe aber in den untersten Schichten großer Städte nie Individuen von so verworfenem, so rohem Aussehen, wie man ihnen in Berlin begegnet, gesehen.

Der Inspektor ließ uns unsere Namen in das Fremdenbuch schreiben und wir kehrten zu unserm Wagen zurück, der uns in zwanzig Minuten an die bezeichnete Ecke der Friedrichsstraße brachte.

Der Kommissär erwartete uns im Rauchzimmer der Konditorei. Die Konditoreien ersetzen in Berlin das Café. Man genießt dort Chocolade, Punsch, Limonade; die leckerhaften Berliner genießen hauptsächlich Kuchen, Windbeutel u. s. w. Beim Eintritt bietet der Konditor in weißer Mütze und Jacke die Karte, worauf das Gefrorne und die Getränke, die zu haben sind, verzeichnet sind. Es ist nicht erlaubt, im ersten Zimmer zu rauchen, dafür aber ist das zweite eine wahre Tabagie. Die besuchteste Konditorei Berlins ist die von Spargnapani unter den Linden, welche gleichzeitig Lesekabinet ist. In den Mittagsstunden begegnet man dort ernsten Staatsräthen, welche ein Stück Erdbeertorte gleichzeitig mit einem Artikel der Kölnischen oder der Allgemeinen Zeitung genießen. Die Damen besuchen sehr fleißig diese „süßen Salons". Man unterhält sich leise, nichts erinnert an die so heitere Belebtheit der italienischen, französischen oder spanischen Café's. Die ganze Gesellschaft ist nur um zwei Dinge besorgt: Speise in den Magen und Gedanken in den Kopf zu bringen. Bei Spargnapani kann man von Stunde zu Stunde die Ereignisse der ganzen Erde verfolgen. Nicht allein bringt der Briefträger fortwährend neue aus Süd oder Nord kommende Zeitungen, sondern auch die Wolf'sche Agentur sendet ihre Telegramme auf fliegenden Blättern, welche man an einem bestimmten Platz der Konditorei aufhängt.

Man darf aber nicht in diesen Etablissements die Eleganz und den Confort der Pariser Café's suchen. Der Deutsche sieht nicht auf das Aeußere; was ihn zunächst anzieht, ist der Inhalt, daher dieses praktische Volk nicht geneigt ist, vergoldete Spiegel oder sammetüberzogene Stühle zu zahlen. Es verlangt Portionen oder Gläser, die seinem Gelde entsprechen. Auch gibt es nichts Primitiveres als jene Konditoreien; man setzt sich an kleine Marmortische auf Strohstühle, die Wände sind nackt und der Fußboden mit grauem Sägemehl bestreut.

Es gibt Konditoreien, die die ganze Nacht offen sind; sie

werden speziell von Dirnen, „Louis“, Falschspielern, Gaunern u. s. w. besucht.

Der Inspektor sah auf die Uhr.

— Halb elf, sagte er. Wir haben noch Zeit. Gehen wir unterdessen in’s Café chantant, das hier in der Nähe ist.

Wir bogen links in eine Straße ein.

— Hier ist’s, sagte der Kommissär.

Wir befanden uns vor einem mit rother Gaslaterne versehenen Keller. An dieser Farbe erkennt man den Tingl-Tangl, das heißt den Keller, in welchem Musik und Gesang zu hören sind.

Wir stiegen einige Stufen hinab und traten in einen glänzend erleuchteten Saal; auf einem im Hintergrunde angebrachten Podium befand sich ein Pianino und ein halbes Dutzend als Nymphen gekleideter Diva’s. Sie saßen im Halbkreis und kokettirten gleichzeitig mit ihren Augen und Fächern. Es hält schwer, sich eine unzüchtigere Ausstellung weißer Sklavinnen zu denken. Der Saal, mit Trinkern in Blouse, Ueberrock, Jacke, Mützen und Hüten angefüllt, war von Tabaksqualm verdüstert und von einem die Athmungsorgane reizenden übelriechenden Dampf erfüllt. Noch hatte es nicht begonnen.

Als gälte es unserem Empfange, begann das Piano unter den Tatzen eines Künstlers mit üppigem Haarwuchs zu wimmern. Eine der Sängerinnen trat auf und blökte ein schmutziges Lied, von dem ich nicht einmal den Titel zu zitiren wage. Während dessen fragten uns Kellnerinnen, die ihre tiefausgeschnittene Brust den lüsternen Blicken der Trinker blosstellten, ob wir Bordeaux, Porter oder Bier wünschten. In Berlin nämlich heißt Bordeaux jedwede rothe Flüssigkeit, zu deren Herstellung jedoch nicht eine Traubenbeere verwendet wurde.

Das Ritornell endete unter schallendem Applause und die Sängerin stieg vom Podium, um sich auf die Kniee eines neben uns sitzenden alten Herrn, dem sie seit einigen Augenblicken zu-

blinzelte, niederzulassen. „Lieber, sagte sie, mich hungert, kaufe mir etwas zu essen.“ Das sind fast immer die ersten Worte, die aus dem Munde einer Berlinerin dieses Schlages kommen.

Der Herr ließ eine Schweinscotelette kommen — sie war bereits über den Gänsebraten hinaus — die Nymphe nahm die Cotelette beim Stiel und verzehrte sie mit affektirter Zierlichkeit.

Der Pianist „fiel wieder über die Tasten her und begann sie mächtig zu schlagen“ und eine ziemlich hübsche Blondine, als Flößer verkleidet, hob eine Draperie, um mit der Leichtigkeit einer Katze auf die Estrade zu springen. Es wurde wüthend geklatscht, und sie warf dankend Kußhändchen in's Publikum.

Sie sang etwas Albernes, halb deutsch, halb französisch, mit Hüftenverrenkungen und rauhem Gekrächze — die Zuhörer schütteten sich vor Lachen aus. Was sie sang könnte einem Gensdarmen die Schamröthe in's Gesicht treiben.

Die Flößerin hüpfte ihrerseits in den Saal — quærens quem devoret — warf sich auf einen jungen Mann, dem sie die Cigarette aus dem Munde nahm und dieselbe, den Rauch durch die Nase blasend, selber rauchte.

Andere Künstlerinnen sangen dänisch, italienisch, und — ich schäme mich es zu sagen — auch französisch! Aber dieses französisch war glücklicherweise nicht ächtes französisch.

Gerade als wir uns fortbegaben, zogen sich der alte Herr und die Sängerin, welche die Cotelette vertilgt hatte, in ein reservirtes Zimmer zurück, das vom Concertsaal nur durch einen einfachen Vorhang getrennt ist, auf welchem die Worte: „Hier trinkt man nur Champagnerwein!“ zu lesen waren.

Wir kehrten in die Friedrichsstraße zurück, gingen über den Alexanderplatz und, vom Kommissär geleitet, kamen wir vor einen säulengeschmückten, hellerleuchteten Eingang.

— Villa Colonna, sagte uns der Inspektor. Treten Sie zuerst ein.

Wir gingen durch einen engen, übelriechenden Corridor, bald

trafen uns die verführerischen Accorde eines Walzers, ein Mann übergab uns für einiges Geld ein Programm und eine Einlaßkarte, öffnete eine Glasthür, die er hinter uns wieder schloß.

Warme, mit Blumenduft und anderen Gerüchen erfüllte Luft drang auf uns ein, der Klang der Geigen schwirrte reiner um unser Ohr. Zehn Schritte weiter, wie wenn durch Feenzauber die Erde sich geöffnet hätte, befanden wir uns am Eingange eines glänzend dekorirten Ballsaales. Tänzer und Tänzerinnen rauschten an uns vorüber, wie von einem harmonisch klingenden wilden Strudel erfaßt. Die Damen waren sonderbar gekleidet, man hätte sie für Venetianerinnen und Circassierinnen eines Fastnachtsballes halten können. Ihr üppiger Haarschmuck fiel wie ein Helmbusch auf blendend weiße Schultern herab. Halsgeschmeide von Gold und Perlen umschlang ihren Hals. Ihr Kleid, mit tiefausgeschnittener Brust, war von leuchtender, auffallender Farbe. Mit seidenen Stiefeletten bekleidet, berührten ihre Füße den parquettirten Boden nur wie ein Vogel im Fluge.

Der Inspektor winkte uns ihm zu folgen. Wir stiegen eine breite Treppe hinan, wo ein lebhaftes Durcheinanderlaufen von Kellnern stattfand, die auf versilberten Theebrettern Backwerk, Getränke und Flaschen mit silbernen Köpfen trugen.

— Loge Nr. 5, befahl der Kommissär der Logenschließerin.

Sie führte uns in eine halb im Schatten befindliche, mit Gardinen versehene Loge, in welcher auf beiden Seiten Divans, in der Mitte aber ein Tisch sich befand. Wir übersahen den Saal ohne gesehen zu werden. Man nennt diese Logen, welche in diesen Etablissements die « cabinets particuliers » ersetzen, „Familienlogen“. In der That werden sie an Concertabenden von den Familien des Bürger- und Handelsstandes benutzt.

Der Walzer war eben beendet, und alle diese von Ueppigkeit strotzenden Taillen nahmen ihre Zuflucht zu dem kühlenden Fächer.

— Wie diese Frauenzimmer alle jung und schön sind! bemerkte mein Begleiter. Welcher Unterschied mit den Tänzern!

— Das ist auch nicht zu verwundern, antwortete der Kommissär, diese jungen Mädchen sind sämmtlich sechszehn bis zwanzig Jahre alt. Man wird früh reif in der Hauptstadt. Man sieht hier nicht, wie in Paris, übertünchte Gräber, alternde Loretten noch von Anbetern umschwärmt. Mit dreißig Jahren heirathen diese jungen Mädchen oder beginnen ein geregeltes Leben. Viele stürzen sich in's Lasterleben mit dem allerdings schönen Vorsatze, schnell eine kleine Aussteuer zu erwerben und dann später ihrem Gatten viele Kinder zu schenken. Die Berliner Frauenzimmer besitzen vielleicht nicht jenes zarte Gefühl, das Sie im Französischen „Schamgefühl" nennen. Sie sind sich ihres schlechten Lebenswandels nicht recht bewußt; sie sind naiv liederlich, was jedenfalls mit ihrem Temparament, ihrer ersten Erziehung und mit dem absoluten Mangel an religiösen Grundsätzen zusammenhängt. Ich bin kein Mucker, aber ich glaube doch, daß die Religion die beste Schutzwehr gegen den Verfall der Sitten ist. Die letzten statistischen Aufstellungen haben nachgewiesen, daß von den bei der Polizei eingeschriebenen Weibern und Dirnen 2070 evangelischer, 121 katholischer und nur 32 jüdischer Konfession sind. 141 dieser Frauenzimmer, 14 bis 24 Jahre alt, leben mit ihren Eltern; 423 besitzen eine eigene Wohnung; 794 wohnen in meublirten Zimmern; 743 in Schlafstelle und 122 irren ohne bekanntes Domizil herum. Von den 2224 bei der Polizei eingeschriebenen Frauenzimmern gehören 1015 Handwerkerfamilien an, 467 sind aus Familien von Fabrikarbeitern, 405 aus Beamtenfamilien, 222 sind Töchter von Industriellen und Kaufleuten, 87 Töchter von Landleuten und Gärtnern und 27 Töchter von Militärs.*)

— Sie müssen aber bei diesem Erwerb viel verdienen, um

*) Die wirkliche Zahl der liederlichen Weibspersonen beträgt aber mehr als 25,000.

in so excentrischen Toiletten, mit Armbändern, Halsbändern u. s. w. hier sich brüsten zu können ....

— Berlin ist kein so vortheilhafter Platz für sie als Paris, unterbrach der Inspektor lächelnd .... Haben Sie unten an der Treppe die alten Hexen bemerkt, welche dort warten? Nun, ihnen gehören jene schönen seidenen Kleider, die goldenen Hals- und Armgeschmeide, die neuen Bottinen und durchbrochenen Strümpfe. Sie haben den ganzen Putz bis morgen Mittag ausgeliehen und sind hier, um ihre Kundinnen zu überwachen. Es gibt ungefähr dreißig solcher Toiletten-Verleiherinnen und Händlerinnen; sie haben natürlich den Löwenantheil am Geschäftsgewinn.

Die ersten Takte einer Quadrille riefen die Tänzer in den Saal zurück. Einige mit eingetriebenen Hüten und schief getretenen Absätzen kamen gestikulirend und hüpfend wie Hanswurste herein. Ich bemerkte welche, die sich die Nase am Rockärmel putzten. Es ist übrigens nichts Seltenes in Berlin, gutgekleideten Herren zu begegnen, die, ihre Handschuhe abziehend, sich ihrer Finger bedienen; wahrscheinlich, um die Nichtbesitzer von Taschentüchern nicht zu beschämen.

— Louis, Gauner, Bauernfänger und „Maurerjungen",*) das sind diese Leute, murmelte der Kommissär. Alle haben ihr Aktenfascikel auf dem Polizeipräsidium, unter ihnen sind meine Gänsediebe, die ich seit einer Woche suche. Morgen ist Markt. Man hat mir die Spelunke verrathen, wo sie heute Abend, um sich zu verabreden, zusammentreffen, dort werden wir sie abfassen. Man wird uns benachrichtigen, sobald die Schutzleute im Anzuge sind.

Ein „Tanzmeister" in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, den Claquehnt unter dem Arm, stand mitten im Saale und kommandirte die Figuren der Quadrille in französischer Sprache. Tänzer und Tänzerinnen drehten sich in satanischem Wirbel. Wie

*) Berliner Ausdruck für angehende Verbrecher.

im Cancan flogen die Paare, kurz ein wahrer Hexensabbath auf dem Blocksberge.

In diesem Augenblicke wurde leise an die Logenthür geklopft. Ein behelmter Kopf drängte sich durch die Thür und meldete dem Inspektor: „Die Mannschaft steht auf dem Alexanderplatz.“

— Gut, antwortete er, so marschiren Sie vorauf.

Wir standen auf und gingen. Die Nachtluft erfrischte uns angenehm. Der Himmel hatte sich mit Wolken überzogen, der Wind pfiff und die letzten Takte des Contretanzes hallten uns wie Hohngelächter der Hölle nach.

Wir gingen die Königsstraße in der Richtung der Kurfürstenbrücke hinauf. Dort war es fast ebenso belebt als bei Tage, aber alle Passanten hatten ein außergewöhnliches und verdächtiges Aussehen, einige waren von Dirnen begleitet, die mit lauter, schallender Stimme sprachen.

— Wo gehen denn diese Nachtschwärmer hin? fragte ich den Inspektor.

— In ein verstecktes Bierlokal, in eine nächtliche Konditorei, wo sie mit ihren Spießgesellen zusammentreffen, um einen Diebstahl oder Einbruch für morgen zu verabreden oder um die heutige Beute zu theilen. Trotz unserer Achtsamkeit nehmen die Bierwirthschaften, die Verbrecherkeller, die Spelunken in schreckenerregender Weise zu. Berlin ist die Hauptstadt, wo im Verhältniß die meisten Vergehen und Verbrechen begangen werden. Im Jahre 1872 sind 8193 Fälle dem Geschworenengerichte überwiesen worden; im Jahre 1873: 8536. Im Jahre 1872 stiegen die Verbrechen gegen die Sittlichkeit um 7,5 % und um 8,8 % im Jahre 1873. Im letztgenannten Jahre wurden 40 Todesstrafen und 2540 Zuchthausstrafen ausgesprochen. In gleicher Proportion nehmen die Selbstmorde zu. Viele Verbrecher nehmen sich das Leben im Gefängniß. Der Selbstmord greift selbst in der Armee um sich.

Als wir bei der Bischofstraße angelangt waren, gingen wir

durch eine Gasse, welche sich bis zur Spandauerbrücke hinschlängelt. Diese Gasse ist den Berlinern wohlbekannt, doch wagen sie sich nie hinein. Diese finstern Häuser mit geborstenen Mauern, verfaulten Fensterläden und zerbrochenen Fensterscheiben sind die Schlupfwinkel des verworfensten Pöbels geworden. Vor zwanzig Jahren, ehe noch Berlin als „die Stadt der guten Sitte“ bezeichnet wurde, waren die Hausthüren dort weit geöffnet. Hinter den durchsichtigen Fenstervorhängen gewahrte man die Schatten halbnackter Frauenzimmer oder aber in leichter Kleidung, das Haupt mit Bändern und Blumen geschmückt, in plastischen Stellungen, um die Vorübergehenden anzulocken. Astrallampen, vergoldete Kandelaber beleuchteten diese lebenden Bilder, und in einen Winkel des Saales gekauert spielte ein alter Musikant Guitarre oder Harmonika. Man glaubte sich in den Orient, das Land der Odalisken und Bajaderen versetzt. Von Zeit zu Zeit zeigten sich junge, kaum mannbare Mädchen, aber frisch wie die Morgenröthe, an der Thür in ihren rosenfarbenen Mousselinkleidern und warfen Einem im Vorbeigehen eine Blume oder eine Kußhand nach. Bald jedoch erschienen sie wieder an den Fenstern des ersten Stockes und streckten, wie schöne Gefangene, die Befreiung von einem kühnen Ritter erbitten, ihre Arme hinaus. In diesen heute verlassenen Salons und Boudoirs flossen Tokaier, Bordeaux und Champagner in Strömen. Die Töne der Musik vermischten sich mit schallendem Gelächter und dem Knallen der Pfropfen.*)

— Sieht es jetzt hier nicht wie in einer Todtenstadt aus? fragte der Inspektor, der uns diese Angaben gemacht hatte. Ein Kirchhof kann um diese Nachtstunde nicht stiller sein. Diese Häuser scheinen alle unbewohnt, obgleich sie bis unter den Giebel

*) Siehe das Werk des Herrn G. Rasch: „Berlin bei Nacht“, welchem wir einen Theil der angeführten Einzelnheiten entnommen haben.

besetzt sind. In ihren Kellern hausen die Invaliden des Diebstahls und Lasters, die Wohnungen im Erdgeschoß und in den übrigen Stockwerken dienen den gefährlichsten Uebelthätern Berlins als Schlupfwinkel. Was von ihnen sich von der Polizei verfolgt wähnt, versteckt sich immer zeitweise hier. Die Beaufsichtigung ist unmöglich. Die nomadische Bevölkerung dieser Gasse wechselt vom Abend zum Morgen. Ich möchte übrigens nicht mit einer Haussuchung in einer dieser Höhlen betraut sein, denn lebend kommt man dort nicht wieder heraus. Die Polizei hat auf dergleichen Haussuchungen verzichtet und die Abtragung dieses Viertels beantragt. Zwar ist schon oft davon die Rede gewesen, aber es fehlt der Stadtbehörde an Geld. Ist es nicht schändlich, daß in der Kaiserstadt die Umgebung der Königsbrücke der ganzen Armee von Berliner Banditen und Missethätern als verschanztes Lager dient?

Wir waren an das Ende der Gasse gelangt. „Gleich sind wir an Ort und Stelle", sagte der Inspektor, indem er in der zunehmenden Finsterniß sich zu orientiren suchte. Ueber uns war der Himmel pechschwarz und um uns herum erglänzte nicht das geringste Licht. Der Wind hatte die Gaslaternen gelöscht.

Plötzlich traf der Schall taktmäßiger Schritte unser Ohr. Wir blieben stehen. „Es ist die Patrouille", sagte der Inspektor und ging weiter.

Wir stießen in einiger Entfernung auf sie. Der Inspektor tauschte die Parole und es wurde gemeldet, daß nichts Besonderes wahrgenommen worden sei.

Die Patrouille zog ab und wiederum umgab uns Todesstille.

— Man darf dem Frieden nicht trauen, bemerkte der Inspektor; sämmtliche Bewohner dieser Gasse kennen die Stunden der Patrouille und verstehen es, die Wachsamkeit der Polizei zu täuschen. Hier ist ein Keller, wo Kaffee, Branntwein, inländische und ausländische Weine u. s. w. ausgeschenkt werden; er ist hermetisch geschlossen und nirgends, weder durch die Thür- oder Keller-

fensterspalten, dringt ein Lichtstrahl. Bleiben wir einen Augenblick, um zu lauschen.

Wir legten das Ohr an die dicke, eisenbeschlagene Holzthür und hörten, wie das Geräusch der Welle, die an's Ufer schlägt, zunächst dumpfes, dann mehr und mehr bestimmter werdendes Sprechen.

— Man spielt, erläuterte der Inspektor. Es ist eine ganze Bande bei einander, auch Frauenzimmer sind dabei. Unsere Gänsediebe sind nicht hier.

Wir gingen weiter.

— Die „Gänsediebe", fuhr der Inspektor fort, bilden eine große vollständig organisirte Bande. Sie warten Abends die Landleute ab und in frühester Morgenstunde sind sie vor ihrem Gasthause, um ihnen beim Tragen der Waare auf den Marktplatz oder beim Suchen eines guten Standes behülflich zu sein. Die Bauern und Bäuerinnen, die ihnen ihre Kasten voll Hühner oder Gänse anvertrauen, sehen sie nicht wieder. Seit einiger Zeit legt diese Spezies von Dieben eine unerhörte Frechheit an den Tag, indem sie ihre Raubzüge bei hellem Tage ausführt. Aber still! wir nähern uns ihrem Hauptquartier und sie könnten morgen auf sehr unangenehme Weise verhindert sein, ihr sauberes Geschäft zu betreiben.

Wir befanden uns etwa zehn Schritte von einem kleinen, einsamen, von einem Garten umgebenen Hause.

Der Inspektor ging voran und wir hörten ihn im Finstern leise sprechen. Als wir herantraten, erkannten wir den Schutzmann, der uns in der Loge der Villa Colonna avertirt hatte.

— Das Haus ist umstellt, sagte er zum Inspektor.

Dieser ließ ihn zurücktreten und ging an das Haus, dessen Bewohner sämmtlich im tiefsten Schlafe zu liegen schienen. Er stieg ein paar Stufen hinab und klopfte an die Kellerthür, auf welche Messer, Gabeln und Gläser gemalt waren.

Niemand rührte sich.

Der Inspektor klopfte ein zweites, dann ein drittes Mal und zwar in gleichen Zeiträumen.

— Man wird uns schon öffnen, brummte er. Ich kenne das Zeichen. Sie, meine Herren, steigen mit mir entschlossen hinunter ..... Still!

Ein schwerer Tritt wurde auf der Treppe hörbar.

Man hörte einen Schlüssel sich im Schlosse drehen; ein Riegel wurde zurückgezogen und die Thür drehte sich schwerfällig in ihren Angeln.

Ein Mann mit rothem, aufgedunsenem Gesicht, eine Laterne in der Hand, erschien an der Thüre indem er übellaunig vor sich hinbrummte.

— Was giebt's? fragte er, indem er den Schein seiner Laterne auf uns fallen ließ.

— Guten Abend .... oder lieber guten Morgen, Pasqui, antwortete der Inspektor indem er seine eiserne Hand wie einen Fanghaken auf dessen Schulter legte.

— Au, au! schrie der dicke Wirth ....

— Still oder ich laß dich sofort durch meine Leute abführen.

Der Kellerwirth, stumm vor Verwunderung und Ueberraschung, machte Augen wie Pflugsräder.

— Bei dir geht's hoch her, Pasqui! Es steigt Einem ein Geruch von Gänsebraten entgegen, der Einem erfreut, ehe man eintritt.

— Nein, ich versichere Sie, Herr Kommissär, Sie irren sich...

— Du weißt, Pasqui, daß, wenn Du ein Wort sagst oder ein Zeichen gibst, Du verloren bist .....

— Ach! Herr Kommissär, könnten Sie in Zweifel über mich sein? ..... Pasqui hält zu Ihnen. Pasqui ist der Ihrige, Sie können hier schalten und walten.

— Kein Wort weiter ..... sei brav, sonst .....

Der dicke, vor Angst zitternde Wirth drückte sich an die Wand, um uns durchzulassen.

Wir kamen an ein kleines Glasfenster; doch war es uns unmöglich hindurch zu schauen, so schmutzig waren die Scheiben.

Wir horchten...... Die Unterhaltung verschwamm zu einem sonderbaren Geräusch, durch welches hin und wieder Gelächter drang.

— Gehen wir hinein, sagte der Kommissär.

Er stieß die Thür ohne Geräusch auf. Der Keller war ziemlich groß aber niedrig und voll dicken Tabakqualms. Unsere Ankunft blieb unbemerkt und wir schoben uns nach einer vom Schenktisch maskirten Bank.

In dem Augenblicke, als Pasqui mit seiner ausgelöschten Laterne wieder eintrat, zeigte sich seine Frau, ein enorm dickes Weib, am Eingang eines nebenan liegenden Raumes, wo man ein Feuer lustig knistern hörte. Sie hielt eine halb gerupfte Gans unterm Arme. Ihr Mann warf ihr einen so vernichtenden Blick zu, daß sie sich sofort erschrocken zurückzog.

Die vor uns liegende Scene war würdig des Pinsels Callots. Um einen großen Tisch, den zwei auf Flaschenhälse gesteckte Kerzen erleuchteten, waren ein Dutzend Männer und Frauen grotesk umschlungen mit Trinken, Rauchen und Spielen beschäftigt. Andere Gruppen waren im Halbdunkel erkenntlich, alle Arten von Kostümen und alle Altersstufen waren dort vertreten. Ein fünfzehnjähriger Schlingel — ein blasser Berliner Gassenbube — sang einem dicken Mädchen, dessen Lachen wie eine Trompete klang, Wachtstubenlieder vor. Ein kahlköpfiger Greis mit verwittertem Gesicht, auf welchem alle Spuren des Elends und des Lasters ausgeprägt waren, warf mit wildem Blick und zugekniffenen Lippen schmutzige schmierige Karten mit Faustschlägen auf den Tisch. Sein mit einem verdächtig aussehenden Filzhut bedeckter Mitspieler trug einen langen rothen Bart und war mit einem früher elegant gewesenen großgeblümten Schlafrock, den er gekürzt und mit einem Bindfaden um seine Taille geschnürt hatte, bekleidet.

Zwei junge Leute vergnügten sich damit sich gegenseitig ein

dickes vollgesoffenes Weib zuzuschieben, welches schlaftrunken bald nach der einen bald nach der andern Seite taumelte. Gegenüber schwatzten junge, siebenzehn- bis zwanzigjährige ziemlich hübsche Mädchen leise mit drei sechs Schuh langen Galgenvögeln, die stark und haarig wie Simson aussahen. Diese Delila's mit abgenutzter Scheere waren ziemlich reduzirt in ihrer Kleidung und es kam uns vor, als ob sie ihren Galans Auskunft über die Schaufenster gewisser Modenmagazine ertheilten.

Andere Trinker mit aufgestemmten Ellenbogen, das Gesicht mit den Händen verdeckt, die Pfeife im Munde unterhielten sich halblaut. Sie kombinirten einen Plan.

— Singe doch lauter, Petri! rief ein fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alter Mensch, die Mütze auf dem Ohr und in eine alte knopflose französische Uniform gehüllt, dem Gassenbuben zu. Meine Thusnelda hat auch Ohren und was für Ohren! die Goldarbeiter können davon erzählen!

— Meine Thusnelda, fuhr er fort, indem er galant eine fade Blondine, die die Verschämte spielen wollte, an sein Herz zog — meine Thusnelda möchte gern auch das Lied hören.

— Ach! Alterchen, Liebeslieder singe ich nicht mehr ..... Seitdem meine Grete einer Reichstagssitzung beigewohnt um eine Rede des großen Michel (Hr. v. Bismarck) gehört, spricht sie nur noch vom Papst und von den Jesuiten ..... Ich muß ihr doch einige Begriffe von Politik beibringen. Anlagen hat sie dazu ..... die läßt sich noch einmal von einem Geheimrath entführen .....

Hierauf sang er ein Spottlied auf den Pabst.

— Nun, was sangest Du denn?

— Das neueste Lied gegen den Unfehlbaren,

— Bravo! Bravo! riefen die Trinker.

— Uns, Hans, sollte man beauftragen die Peterspfennige nach Rom zu bringen, sagte der Mann im geblümten Schlafrock.

— Wenn der Dreihärler (Hr. v. Bismarck) die Klöster auf-

heben wollte, fügte einer der Spieler hinzu, so brauchte er darüber kein Gesetz zu erlassen: er soll nur uns damit beauftragen.

— Dein Lied macht durstig, riefen die Männer indem sie ihre Gläser leerten, — Einschenken! Teufelswirth!

— Ist denn Niemand hier?

Pasqui hatte sich in's Nebenzimmer verzogen.

— Einschenken! brüllte der uniformirte Simson. Und wie lange dauert's noch bis die Gans gebraten ist?

Eine jener Mägde, die man spottweise in Wirthschaften „Viehmagd" nennt, kam mit einer Flasche Schnaps herein und warf einen forschenden Blick nach uns. Anstatt selber, wie gewohnt, einzuschenken, stellte sie die Flasche mitten auf den Tisch.

Sofort ward es mäuschenstill und wir sahen die Trinker sonderbare Blicke nach dem Platze, wo wir saßen, werfen.

Der Kommissär, schnell entschlossen wie ein alter General, sprang an die Thür und sagte kurz und mit Nachdruck:

— Meine Herren, Sie sind verhaftet.

Diese Worte wirkten wie eine platzende Granate. Alle sprangen auf und stürzten unter schrecklichen Drohungen auf uns zu.

— Zurück, Ihr Elenden! Der Erste, der zuschlägt, ist des Todes, schrie der Kommissär einen Revolver aus der Tasche ziehend und ein Pfeifensignal gebend.

Die Bande stutzte und sofort stürzte, wie eine Lawine, ein Dutzend Schutzleute in Uniform, mit Helm und Säbel, in den Keller.

Die Trinker hatten sich wieder um den Tisch gesetzt.

Der Inspektor fragte sie nach Namen, Wohnort und Gewerbe. Sie gaben anscheinend Bescheid.

— Nun vorwärts, befahl der Kommissär. Beim geringsten Widerstande werdet Ihr geschlossen.

Sie gehorchten ohne Einrede. Einige junge Mädchen weinten und baten, man möchte sie nicht fortführen.

In zehn Minuten war der Keller geleert.

Wir suchten Pasqui. Er hatte sich im Nebenzimmer, das als Schlafzimmer und Küche diente, in sein Bett verkrochen. Seine Frau, der die Beleibtheit und der Schreck das Athmen erschwerte, klagte uns jammernd: Mein armer Mann!.... Er ist krank! Er hat das Fieber..... Haben Sie Erbarmen mit meinem armen Manne!...."

— Ist das Kissen, auf dem er liegt, mit Gänsefedern gestopft? fragte der Kommissär.

Die dicke Frau stieß ein dumpfes Gewimmer aus und sank auf einen Stuhl.

— Pasqui, schrie der Kommissär dem Kellerwirth, ihn schüttelnd, in die Ohren,.... Pasqui....

Ein Grunzen unter der Decke ward vernehmbar.

— Pasqui, ich habe Dich genug gewarnt; Deine Kellerwirthschaft wird geschlossen werden.

Wir zogen uns zurück.

Die Wirthin lief uns nach. Während sie den Rest ihrer Beredtsamkeit aufbot, um den Inspektor zu erweichen, warf ich einen Blick auf einige in der Nähe des Schenktisches aufgehängte Bilder. Eines besonders zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein illustrirter Tarif der Trunkenheit. Neben dem Preise, den jeder Grad von Trunkenheit kostet, sieht man die Darstellung des Zustandes, in welchen man nach dem Trinken der angegebenen Zahl von Schoppen geräth.

Zuerst der Korporalsrausch zu 1 Mark 60 Pfenning; in diesem Zustande schiebt man sich an der Mauer entlang und schwatzt den Weibern Unsinn vor. Der Studentenrausch kostet zwei Mark; man zertrümmert Fensterscheiben, schlägt mit Stuhlbeinen um sich und das Gehirn siedet. Der „Saurausch" ist das non plus ultra, er ist nicht allein die Bewußtlosigkeit, sondern die vollständige Versimpelung, es ist jener beseligende Zustand von Nichtsein, den die deutsche Philosophie rühmt und wovon uns das eichelnfressende Thier das schönste Bild gibt, wenn es, sich mit

wollüstig geschlossenen Augen im Schlamme wälzend, den dicken Bauch in der Sonne erglänzen läßt.

Vor der Unbeugsamkeit des Inspektors war die verzweifelte dicke Wirthin wieder auf eine Bank gesunken. Wir eilten davon.

Die Kolonne war bereits im Marsch nach dem Molkenmarkt begriffen, wo sich das Depot des Polizeipräsidiums befindet. Der gleichmäßige Schritt dieser „Schutzleute" lockte einige Neugierige an die Fenster; sobald sie aber bei dem flackernden Lichte der Gasflammen die blanken Helmspitzen der Schutzleute bemerkten, zogen sie sich scheu zurück.

— Ich wette darauf, daß übermorgen die Zeitungen von keinen auf dem Marktplatze ausgeführten Diebstählen zu berichten haben werden, bemerkte der Polizeikommissär. Doch glauben Sie ja nicht, daß die Gauner sich immer nur in „Höhlen", wie jene, in welche wir hinabgestiegen sind, versammeln. Ich kenne z. B. in der Stralauerstraße eine Restauration erster Klasse, mit Spiegeln und reicher Vergoldung, Teppichen auf den Treppen und Kellnern im schwarzen Frack, die eine abscheuliche Höhle ist: die gutgekleideten frisirten Herren mit langen goldenen Uhrketten, Siegelringen an den Fingern, welche in den Salons Whist spielen, sind alle Bauernfänger, Gauner und Betrüger. Diejenigen, welche sich „Graf" oder „Baron" tituliren lassen, haben apokryphe Adelstitel sich beigelegt. Jener, den man mit „Herr Hauptmann" anredet, ist wegen Schulden und Insubordination aus der Armee ausgestoßen worden. Der Fremde oder der leichtgläubige Mensch aus der Provinz, welcher sich in diese Gesellschaft wagt, kommt so kahl gerupft, wie aus den Händen eines Koches, heraus .... In der Königsstraße existirt eine dem Aeußern nach sehr anständige Konditorei, in welcher der ehrbare Bürger, der Nachmittags dort seine Tasse Kaffee trinkt, sich nicht träumen läßt, was Nachts dort vorgeht. Die hintersten Zimmer dienen den gewandtesten Gaunern der Hauptstadt zum Schlupfwinkel, in welchem sie über die Chancen der von ihnen beabsichtigten Unternehmen debattiren. Man erkennt

dergleichen Etablissements an ihren Anzeigen, sie suchen die Kunden durch „pikante Bedienung“ herbeizuziehen.

So plaudernd gelangten wir an's Ende der Königsstraße. Eine Thurmuhr schlug halb zwei Uhr Morgens. Der Wind hatte nachgelassen und es fielen Regentropfen. Ein leerer Wagen fuhr gerade vorüber: Die Vorsehung nimmt manchmal die Gestalt eines Kutschers an.

— In's Orpheum! rief der Kommissär, und in den Wagen steigend fügte er hinzu: „Es ahnt mir, daß wir sie finden werden.“

— Es handelt sich also um ein Frauenzimmer? fragte mein Gefährte, der stets und bei jeder Gelegenheit ein lebhaftes Interesse für das schöne Geschlecht an den Tag legte.

— Ja, um eine Dirne, die blonde Dora — eine der Berühmtheiten der galanten Welt des Orpheum's, der Villa Kolonna, der Villa Medicis u. s. w. Der Sohn eines reichen Gutsbesitzers aus der Umgegend von Magdeburg ist vor acht Tagen nach Berlin gekommen um Möbel für seinen Vater zu kaufen. An der Table d'Hote machte er die Bekanntschaft eines dekorirten Herrn, der ihn zu einem Souper in Damengesellschaft einlud. Man berauschte ihn mit Champagner und als er am andern Tage erwachte, waren seine Uhr, seine Börse und seine Brieftasche verschwunden. Den Herrn hat er nicht wiedergesehen. Nach der Beschreibung, die er mir von einer der Theilnehmerinnen am Souper gemacht, setze ich voraus, daß Dora dabei war. Während ihrer Abwesenheit hat bei ihr eine Haussuchung stattgefunden, jedoch zu keinem Resultat geführt. Ich hoffe glücklicher zu sein, indem ich sie vertraulich ausfrage, obgleich sie schlau wie eine Elster und sehr gerieben ist.

Nach etwa zwanzig Minuten hielt unsere Droschke vor einem glänzend erleuchteten Portal. Die gedämpften Klänge eines Orchesters drangen bis zu uns. Weder London, noch Paris, noch irgend welche Stadt der Welt, wenn nicht etwa Wien, besitzt ein so elegantes Etablissement wie das Orpheum.

Mabille mit dem Orpheum verglichen, verhält sich wie ein Vorstadttheater zur neuen großen Oper. Es wäre eine Zeichnung nöthig, um diese Verschwendung an Spiegeln, Vergoldungen, Malereien, Säälen, Salons, Boudoirs und jene bezaubernden Gärten mit a giorno erleuchteten Bäumen, Wasserfällen, Springbrunnen zu beschreiben. Inmitten dieses Luxus, dieser Wohlgerüche, in diesen wie durch Zauberhand stets wechselnden Dekorationen, spazieren oder tanzen nach den Klängen einer wollüstigen Musik die wenig bekleideten Priesterinnen der sinnlichen Liebe. Einige, welche cynisch sich auf Divans ausstrecken, gleichen mit ihrem Haarschmuck, der in goldenen Wellen über ihre Schultern wallt, der Danae, als sie Jupiter erwartete. Andere suchen die Blicke auf sich zu ziehen, indem sie die in den als Verzierung der Galerien angebrachten Fresken dargestellten Stellungen nachzuahmen suchen. Julius Romanus hat nichts brutal Obscöneres als diese klassischen Stellungen erdacht.

In den Logen, welche sich um den Saal ziehen und zwar in einer Höhe, bis zu welcher neugierige Blicke nicht mehr dringen können, hört man das Knallen von Champagnerpfropfen, Händeklatschen und tolles Gelächter. Wir gingen durch den ersten Saal in seiner ganzen Länge, überall an golddurchwirkte Seidenroben, nackte Schultern und Arme streifend.

Der Inspektor warf prüfende Blicke auf die Damen, welche um uns hin und her wie die Schmetterlinge sich bewegten oder auf den Divans in den Salons wie stets zum Pflücken bereite Blumen glänzten.

— Ich entdecke die blonde Dora nicht, sagte er uns in einem etwas verstimmten Tone. Aha! Sie ist auf und davon, es unterliegt keinem Zweifel mehr, sie ist die Diebin — da lauf' aber Einer nach!

Wir waren an die Schwelle eines kleinen roth tapezirten, roth möblirten Zimmers, das durch eine Lampe mit rothem Kristallglase erleuchtet war, gelangt. Herren, nach der neuesten Mode

gekleidet, unterhielten sich mit Frauenzimmern, die man für Opernfigurantinnen hätte halten können, oder verzehrten an kleinen Tischen Austern mit Champagner. Das Ganze glich einer Scene aus „Orpheus in der Unterwelt“.

Eine dieser den schwachen Sterblichen günstig gestimmten Göttinnen überraschte uns durch die Schamlosigkeit ihrer Haltung. Eine Tunika von blaßblauem Atlas, welche nur bis unter die Brüste reichte, ließ ihre ganze obere Büste wie einen von der Abendsonne rosig gefärbten Gletscher sehen. Ihr blondes gelocktes Haar leuchtete stellenweise im rothen Reflex der Lampe wie Flammenschein. In ihren Vergißmeinnicht-blauen Augen versteckte sich die Verdorbenheit der Messalina unter der Sanftmuth Margarethens. Ihr kleiner in einen Atlasstiefel gepreßter Fuß zuckte in nervöser Aufregung, welche Ungeduld oder erlebte Unannehmlichkeit verrieth.

— Ein schönes Weib! rief mein Gefährte, und sich zum Kommissarius wendend fragte er ihn, ob er sie kenne.

— Sie ist's, antwortete dieser, nachdem er sie angesehen. Nein, ich irre mich nicht, es ist Dora!

— Die Diebin? Das ist ja nicht möglich!

— Ich schwöre es Ihnen zu, sie ist's. — Aber das gestohlene Geld ist wahrscheinlich bereits zum Teufel.

— Sie werden sie doch nicht verhaften?

— Ich mache die Sache ohne Aufsehen ab, wie Sie sehen werden, antwortete der Inspektor meinem zu gefühlvollen Gefährten.

Ohne in seinem Aeußern sich etwas merken zu lassen, ging er durch den Salon und setzte sich neben das junge Frauenzimmer, welches gerade in langen Zügen ein Glas Champagner leerte. Mir war's als sähe ich die blonde „Thautrinkerin“ von Hamon.

— Erkennen Sie mich? fragte sie der Inspektor.

— Gewiß, Herr Kommissarius, antwortete sie mit einem Lächeln, welches uns zwei Reihen Perlen sehen ließ. Was wünschen Sie?

— Haben Sie die Gefälligkeit, mir in's Nebenzimmer zu folgen.

Sie stand ohne zu antworten mit sanfter Nachlässigkeit auf, indem sie melancholisch ihr schönes Haupt mit dem Dianenprofil senkte.

— Dora, ich verhafte Sie, wandte sich der Inspektor zu ihr. Sie werden mir nach dem Molkenmarkte folgen.

— Aus welchem Grunde? fragte sie mit thränenerstickter Stimme und keuchender Brust.

— Sie haben in vergangener Nacht einem jungen Manne aus Magdeburg zweitausend Thaler entwendet; wo ist das Geld?

Sie bemeisterte plötzlich ihre Aufregung und ein tiefes Erstaunen malte sich auf ihrem Gesicht.

— Ich habe zweitausend Thaler gestohlen? Sie sagen, ich hätte zweitausend Thaler gestohlen? erwiderte sie, indem sie jede Sylbe betonte. Ich verstehe nichts von der ganzen Geschichte.

— Gut, so können Sie sich vor dem Untersuchungsrichter erklären. Wollen sie mir gutwillig folgen, Dora?

— Gewiß, Herr Kommissarius, sagte sie, indem sie sich umdrehte, und lebhafteren Tones fügte sie hinzu: Sie haben meine Verhaftung zu verantworten.

Der Inspektor verbeugte sich lächelnd.

Ein Diener reichte dem jungen Frauenzimmer einen prächtigen Sammetmantel, in den sie sich hüllte. Ihr Fortgehen erregte keinerlei Aufsehen. Die Leute dieses Etablissements sind an dergleichen Auftritte gewöhnt.

Dora stieg in den Wagen, den der Inspektor hatte vorfahren lassen. Sie beugte sich noch an den Wagenschlag, als wollte sie den letzten Takten des Orchesters lauschen, welche in der Ferne traurig wie ein Lebewohl verhallten.

— Nach dem Molkenmarkt! rief der Kommissär.

Der Kutscher trieb seine Pferde kräftig an. Dora zog schnell ihr blondes Haupt zurück und die Droschke verschwand in der Finsterniß.

# Inhalt

## des zweiten Theils.

### Berlin und die Berliner.

Tissot, Victor, 1844-1917

Reise in das Milliardenreich

Bd.: 2

Bern 1875